This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600031719R

15.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung.

Vor dem Sturm.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung.

Vor dem Sturm.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

Vor dem Sturm.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

2:40 . 9 7 a

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung.

Vor dem Sturm.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

Vor dem Sturm.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

8° 10 . 75 a

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Es iſt für Jeden, der während ereignißvoller und entſcheidender Perioden thätig im öffentlichen Leben geſtanden hat, eine faſt unabweisbare Pflicht, die Erinnerungen an das, was er gethan und erlebt, zu ſammeln und als Material für die künftige Geſchichtſchreibung zu hinterlaſſen. Die großen Ereigniſſe ſtehen, vor aller Welt ſichtbar, wie mächtige Markſteine auf dem Wege der Völkerentwickelung da — das Leben aber, das dieſe monumentalen Erſcheinungen umwogte und es erſt verſtändlich macht, warum ſie ſo, wie ſie daſtehen, und nicht anders emporwuchſen, geht zum größten Theil mit der Generation der Zeitgenoſſen verloren und wird auch von dieſen meiſt kaum verſtanden. Die große Geſchichte ſetzt ſich aber aus kleinen Ereigniſſen und Fügungen zuſammen, feine und feinſte Fäden werden am großen Webſtuhle der Zeit vereinigt und die Nachwelt

sucht oft ebenso eifrig als vergeblich nach dem athmenden Lebensbilde der vergangenen Zeiten.

Persönliche Erinnerungen eines Einzelnen können niemals den Anspruch auf absolut historische Bedeutung machen, weil niemand — auch der höchststehende leitende Staatsmann nicht — im Stande ist, das Ganze der seine Zeit bewegenden Fäden zu übersehen und zu durchschauen, und weil Jeder, der selbstthätig im öffentlichen Leben stand, auch bei dem besten Willen außer Stande ist, sich zu voller historischer Objectivität zu erheben; aber für das Wie und Warum der großen Ereignisse sind die unmittelbar persönlichen Eindrücke, welche eine entscheidungsvolle Zeit hinterließ, von hoher Bedeutung.

Außer dieser Rücksicht auf die künftige Geschichte hat aber auch wol Jeder, der im öffentlichen Leben thätig war, die Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen, seine eigene Wirksamkeit gegen misverständliche oder absichtliche Entstellung zu schützen.

Für mich ist dieser letztere Grund ebenso maßgebend gewesen als der erstere, als ich mich entschloß, die nachfolgenden Erinnerungsblätter der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Was ich in meinem politischen Leben gethan, werde ich stets vertreten; ein Jeder irrt und fehlt,

— mehr noch als ſonſt, im Drange hocherregter Kriſen des Völkerlebens. Man mag über meine Irrthümer und Fehler richten — aber ich will nicht, daß man mir Dinge zuſchreibt und unterſchiebt, die ich nie gethan, an die ich nie gedacht habe.

Wenn auch die Zeit meines politiſchen Lebens erſt um ein Jahrzehnt zurückliegt, ſo gehört ſie doch der völlig abgeſchloſſenen Vergangenheit an, und darum ſcheint es mir unbedenklich, heute ſchon mit meinen Aufzeichnungen vor das Publikum zu treten, um ſo mehr, als ich keine ſogenannten ſenſationellen Enthüllungen beabſichtige und alles zu vermeiden entſchloſſen bin, was ohne Grund nach irgendeiner Richtung perſönlich verletzen könnte.

Meine politiſche Wirkſamkeit theilt ſich in drei Perioden.

Die erſte fiel in die Zeit von 1860 bis 1866, in welcher ſich die entſcheidende Kriſis in Deutſchland vorbereitete in vielfach durcheinander gärender Bewegung.

Die zweite umfaßt das Jahr 1866 mit ſeinen Kämpfen und dem Untergange des Königreichs Hannover.

Die dritte bewegt ſich in den Jahren 1867 bis 1870, während welcher ich den König Georg V. in Paris

vertrat und Zeuge war der langsamen Vorbereitungen für den großen letzten Entscheidungskampf des Jahres 1870.

Diesen Perioden entsprechend sind die Aufzeichnungen aus meinen Erinnerungen eingetheilt und ich übergebe dieselben der Oeffentlichkeit in der Hoffnung, daß sie dazu beitragen werden, das große historische Bild jener Epoche durch manche charakteristische Züge lebendiger und farbenreicher auszugestalten.

Wohldenberg, im December 1880.

Oskar Meding.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I.

Die Verhältnisse im Königreich Hannover. — Der König Georg V. — Die Königin. — Der Hof. — Die Minister und die Regierung. — Herr von Borries und Graf Platen. — Generalpolizeidirector Wermuth. — Staatsrath Zimmermann. — Die Opposition. Herr von Bennigsen. Miquel. — Die Presse. — Beziehungen zu Preußen und Gründe der Verstimmung. — Schwierigkeiten der Leitung der Regierungspresse 1

II.

Organisation der Provinzialpresse. — Staatsminister Bacmeister. — Die Druckarbeiten der Regierung als Subvention für die Zeitungsunternehmer. — Die auswärtige Presse. — Die Correspondenten. — Das Literarische Bureau in Berlin und die preußischen Zeitungen. — Die „Weser-Zeitung". — Die augsburger „Allgemeine Zeitung". Dr. Orges, Baron von Cotta. —

Seite

Weitere Schwierigkeiten der politischen Preßleitung. — Die Instructionen des Herrn von Borries. — Feindschaft des Corps bureaucratique. — Literarischer Größenwahnsinn 61

III.

Stärkere Bewegung in Deutschland. — Die Reform der Bundeskriegsverfassung. — Napoleon. — Sein Wunsch nach einer Verständigung mit Preußen und einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten. — Französische Eröffnungen an den mittelstaatlichen Höfen. — Unfreundliche Gesinnungen des Königs Georg gegen das Napoleonische Frankreich. — Die Aeußerung des Herrn von Borries über die auswärtigen Allianzen deutscher Regierungen. — Seine Erhebung in den Grafenstand. — Die italienische Bewegung und Napoleon's Stellung zu derselben. — Unerwarteter Besuch des Königs Georg bei dem Prinz-Regenten in Berlin. — Der König und die übrigen deutschen Souveräne begleiten den Prinz-Regenten nach Baden. — Unterhaltungen mit Napoleon und Umstimmung der Gesinnungen des Königs gegen den Kaiser. — Das Schicksal Europas liegt einen Augenblick in den Händen Georg's V. 99

IV.

Plane und Ideen zur Bekämpfung der Opposition, insbesondere der gothaischen Idee, auf geistigem Gebiet. — Arbeiten zur Gründung einer allgemeinen deutschen

Seite

conservativen Partei und eines großen Preßorgans zur Vertretung des Bundesrechts und der Selbständigkeit der Fürsten und Staaten sowie zur Herstellung einer kräftigern militärischen Tüchtigkeit der Bundesarmee. — Schwierigkeiten der Durchführung dieser Idee. Herr von Schätzell. Regierungsrath von Witzleben. — Stellung von Sachsen und Baiern. Freiherr von Schrenck und Freiherr von der Pfordten. Fürst Schönburg. — Pessimistische Resignation in Oesterreich. — Leben des Königs Georg in Norderney. — Braunschweigische Erbfolge. Graf von der Decken. — Lebensgefahr des Kronprinzen. — Ernst-August-Denkmal. — Der Kronprinz Secondelieutenant. — Charakter und Entwickelung des Kronprinzen, der Prinzessin Friederike und der Prinzessin Mary 139

V.

Fortgesetzte Arbeiten zur Bildung einer deutschen conservativen Partei und zur Kräftigung der Militärkraft der Mittelstaaten im Rahmen der Bundeskriegsverfassung. — Parteibildung in Hannover. — Der Großdeutsche Verein. — Plan eines mittelstaatlichen Uebungslagers. — Geheime Mission des Grafen von der Decken an die deutschen Höfe. — Stellung derselben zu dem Project. — Herr von Beust. — Herr von Rabenhorst. — Herr von Dalwigk. — Lauheit in Oesterreich. — Deutscher Rechtsorden. — Dr. Onno Klopp. — Professor Pernice. — Der Hof in Hannover. — Herr von Malortie. — Graf Alfred Wedel. — Die Prinzen Solms. — Staatsminister Windthorst 186

Seite

VI.

Kurheſſiſche Wirren. — Meine erſte Sendung nach Kaſſel. — Der Kurfürſt. — Die hannoveriſche Katechismus-angelegenheit. — Steigende Bewegung und Straßen-unruhen. — Berathungen in Goslar. — Leben des Königs in Goslar. — Der Naturarzt Lampe und ſeine Curen. — Zurückziehung des neuen Katechismus. — Berufung der Miniſter. — Weigerung des Grafen Borries, in Goslar zu erſcheinen. — Seine Entlaſſung. — Verlegenheit des Königs und Schwierigkeit der Lage 215

VII.

Miniſterielles Interregnum. — Verſchiedene Gründe für ein Miniſterium von liberalen Namen. — Schwierigkeiten in der Auffindung der Perſonen. — Gründe dafür in der Ausbildungsweiſe der hannoveriſchen Beamten. — Das Miniſterium Platen-Hammerſtein-Windthorſt. — Charakteriſtik der neuen Miniſter. — Eigenthümliche Stellung derſelben. — Vermittelnde Stellung Windthorſt's. — Organiſation der Preßangelegenheiten. — Generalpolizeidirector von Engelbrechten. — General von Hedemann 250

VIII.

Die ſchleswig-holſteiniſche Frage. — Stellung des Königs und des Grafen Platen zu dem Londoner Protokoll und der Erbfolge. Scharfe Oppoſition gegen den Grafen Platen. — Die „Hannoveriſche Tagespoſt".

Seite

— Kleine Intriguen. — Der Frankfurter Fürstentag. Julius Fröbel. — Verstimmung des Königs über das österreichische Vorgehen und die Reformvorschläge. — Der Frankfurter Fürstentag vor und hinter den Coulissen. — Gründung der „Deutschen Nordsee-Zeitung" 277

IX.

Der rendsburger Conflict. — Persönliche Verstimmung des Königs infolge desselben. — Hochgehende Aufregung gegen Preußen am Hofe und in der Gesellschaft. — Prinz Albrecht von Preußen in Norderney. — Zurückhaltung des Königs. — Hoffnungen der Gegner Preußens auf eine Aenderung der hannoverischen Politik. — Festigkeit des Königs in seinen Ansichten. — Des Königs politisches Programm in einem Leitartikel der „Kreuzzeitung". — Kundgebung des Königs am Theetisch. — Erstaunen des Hofes und der Gesellschaft. — Plan zur Errichtung eines Reuter'schen Continentalbureau in Hannover. — Theaterkritiken 311

X.

Wachsende Differenzen mit dem Ministerium über das Wahlgesetz. — Verhandlungen und Abschluß mit Julius Reuter in Norderney über ein unterseeisches Kabel und ein Central-Telegraphenbureau in Hannover. — Lebhafte Saison in Norderney. — Freundlicher Verkehr des Königs mit dem Prinzen Albrecht und der

Seite

Prinzessin Alexandrine von Preußen und dem Herzoge Wilhelm von Mecklenburg. — Projecte. — Ausbruch der Ministerkrisis. — Windthorst versucht vergeblich zu vermitteln. — Die Minister von Hammerstein, Erxleben, Windthorst, Lichtenberg nehmen ihre Entlassung. — Eigenthümliche Verhandlungen über die Bildung des neuen Cabinets. — Ernennung der neuen Minister 339

Nachwort 371

I.

Die Verhältniſſe im Königreich Hannover. — Der König Georg V. — Die Königin. — Der Hof. — Die Miniſter und die Regierung. — Herr von Borries und Graf Platen; — Generalpolizeidirector Wermuth. — Staatsrath Zimmermann. — Die Oppoſition. Herr von Bennigſen. Miquel. — Die Preſſe. — Beziehungen zu Preußen und Gründe der Verſtimmung. — Schwierigkeiten der Leitung der Regierungspreſſe.

Anfang October 1859 trat ich als Aſſeſſor bei der Landdroſtei zu Hannover in den königlich hannoveriſchen Dienſt. Die unmittelbaren Verhältniſſe meiner Stellung waren ſo angenehm als möglich. Der Landdroſt von Bülow, der jetzt ſchon lange in kühler Erde ruht, wird mir ſtets als ein vollendeter Cavalier, ein ebenſo praktiſch routinirter wie weitblickender Verwaltungsbeamter und einer der liebenswürdigſten Vorgeſetzten in Erinnerung bleiben. Ebenſo ließ das collegialiſche Verhältniß mit den ſehr viel ältern Räthen

und den jüngern Assessoren nichts zu wünschen übrig, mehrere derselben sind mir nahe treue Freunde geworden und geblieben. Aber ein ruhiges Arbeiten in diesem angenehmen Kreise war mir nicht bestimmt.

Bei meiner Aufnahme in den hannoverischen Dienst war von vornherein eine Thätigkeit in Preßangelegenheiten in Aussicht genommen, für welche ich neben meiner unmittelbaren Dienststellung dem Staatsminister von Borries durch ein besonderes Commissorium attachirt wurde, und meine Stellung bei der Landdrostei hatte hauptsächlich wol den Zweck, mich mit der Organisation der hannoverischen Verwaltung praktisch bekannt zu machen. Dadurch schon wurde meine ganze dienstliche Stellung eine ziemlich schwierige. Eine ernste Arbeit in den laufenden Geschäften der Landdrostei hätte wol eine volle Kraft in Anspruch genommen, nun aber mußte ich, um die so schwierige Behandlung der Preßangelegenheiten führen zu können, die ganze innere und äußere Politik des Königreichs Hannover und die damals so verwickelten deutschen Angelegenheiten unablässig und aufmerksam verfolgen, die Angriffe der Oppositionspresse genau durchforschen und insbesondere die öffentliche Meinung selbst studiren.

Diese so heterogenen und nach beiden Richtungen so vielseitigen Arbeiten waren an sich schon nerven-

aufregend und erschöpfend, sie wurden es noch mehr durch die ganz besondern und eigenthümlichen Verhältnisse, welche damals am hannoverischen Hofe und in der hannoverischen Regierung bestanden, und in welche ich fremd hereintrat.

Um diese Verhältnisse verständlich zu machen, wird es nöthig sein, eine Charakteristik der damals auf das öffentliche Leben besonders einflußreichen Personen vorauszuschicken.

König Georg V., dieser so viel angefeindete, so viel verkannte und auch absichtlich verleumdete Fürst war einer der eigenartigsten Charaktere, die jemals in der Geschichte einen Platz auszufüllen berufen gewesen sind. Es wirkte bei der so ganz besondern Nuancirung dieses Charakters zunächst, sozusagen körperlich, die Blindheit des Königs ein. Georg V. hatte als Knabe das eine Auge verletzt; die Sehkraft desselben war zerstört, und dadurch war das andere in Mitleidenschaft gerathen und immer kränker geworden. In seinem weitern Jünglingsalter hatte der berühmte Gräfe, der Vater des noch berühmtern Sohnes, ihn behandelt und ihm endlich im Jahre 1840, bei einer Operation in Herrenhausen, durch ein unglücklich verhängnißvolles Zucken der Hand den Sehnerv durchgeschnitten. Gräfe starb in Verzweiflung in tragischer Weise auf der Rückreise

von Hannover; der damalige Kronprinz blieb in undurchdringliche Nacht versunken. Es schien, als ob eine unglückselige Prädestination damals schon über dem zu so schmerzlichen Prüfungen bestimmten Prinzen gewaltet habe. Wer mag es ermessen, welche Kämpfe das so stolze, so lebenswarme und so feinfühlende Herz des jungen Königssohnes unter dem harten und unabänderlichen Spruch des Schicksals durchgerungen haben mag, der ihn des Augenlichts beraubte. Aber diese Kämpfe blieben, so heftig sie ihn auch erschüttern mochten, in das Innere gebannt; er blieb Sieger und Herr über die stürmischen Wallungen des ringenden und zagenden Herzens; er drang durch zu heiterer Ruhe, wie man sie so oft bei den Blinden findet; doch die Spuren des entsetzlichen Schlages, der ihm den Anblick der lichten Welt, den Anblick seiner Gemahlin und seiner Kinder raubte, blieben tief in sein ganzes Wesen eingegraben. Er hatte sich vor jeder Verbitterung bewahrt; im Gegentheil hatte er einen unerschütterlich festen Glauben an die Führung Gottes im menschlichen Leben und an die Kraft des Gebetes gewonnen, der ihn nie verließ, der nie wankte und ihn bis an sein Sterbelager begleitete. Dieser Glaube, diese kindliche Zuversicht, welche niemals eine Spur von Pietismus und Bigoterie annahm, war erhebend

und rührend zugleich. Ich erinnere mich, daß der König mir eines Tages in Norderney, als ich in seinem Zimmer mit ihm arbeitete, befahl, ein Papier zu suchen, das sich in meiner Wohnung befand. Als ich nach einiger Zeit, wie das in solchen Fällen Sitte war, unangemeldet wieder eintrat, lag der König neben dem Sofa, auf welchem er gesessen, auf den Knien, den Kopf auf die gefalteten Hände gestützt, und war, die blinden Augen aufwärts gerichtet, so tief in sein Gebet versunken, daß er meinen Eintritt nicht hörte. Leise zog ich mich zurück, um nach längerer Zeit erst wieder einzutreten, wo ich ihn dann auf dem Sofa sitzend fand, sein Gesicht strahlend von ruhiger Heiterkeit. Aber ich gestehe, daß mir die Thränen in die Augen traten und daß ich niemals jenes Bild vergessen werde: den blinden König einsam in seinem Zimmer im Gebet mit Gott sprechend, an dessen unmittelbarste Lenkung aller Schicksale der Menschen und der Völker er so fest glaubte.

Seine Blindheit hatte ihn auch nicht das Vertrauen zu den Menschen im allgemeinen verlieren lassen; im Gegentheil, er war stets geneigt, von jedem das Beste zu glauben, Fehler mild zu beurtheilen und zu verzeihen; nur in allen Regierungsangelegenheiten, in allen Staatsgeschäften machte ihn seine Blindheit

wol noch mistrauischer, noch eifersüchtiger auf seine Autorität, als er es sonst wol ohnehin schon gewesen wäre. Denn seine Autorität und seine königliche Würde waren für ihn Glaubensartikel; je fester er überzeugt war, daß Gott selbst jeden Menschen auf seinen Platz im Leben gestellt, je mehr er in ernstem Eifer und in wirklicher Selbstverleugnung danach rang, alle Pflichten seines Königsamtes zu erfüllen, um so eifersüchtiger wachte er über alle seine königlichen Rechte, sowol was seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit nach außen als seine Machtvollkommenheit im Lande seinen Unterthanen gegenüber betraf. Ganz besonders mistrauisch war er gegen seine Minister, selbst wenn er dieselben persönlich schätzte und liebte, weil er gerade von diesen Eingriffe in seine Autorität fürchtete und oft auch erlebt hatte, noch mehr vielleicht gegen die höhere Bureaukratie, welche es in Hannover wie in andern Ländern meisterhaft verstand, Befehlen des Königs und auch oft der Minister, wenn dieselben ihr unbequem waren, die Spitze abzubrechen und Angelegenheiten, die sie nicht fördern wollte, im Sande verlaufen zu lassen.

Der König war sehend erzogen — anders hätte er ja auch niemals regierungsfähig sein können — und zwar in den großartigen Anschauungen eines Prinzen

des großen englischen Weltreiches; er hatte in seiner frühen Jugend den König Georg IV. als den glänzendsten und mächtigsten Fürsten Europas gesehen; er selbst war von der politischen Partei seines Vaters, des Herzogs von Cumberland, für den präsumtiven Erben des englischen Thrones gehalten, da es damals in der Absicht der Tories lag, durch eine Parlamentsacte das Salische Gesetz einzuführen, wodurch dann also die Königin Victoria von der Erbfolge ausgeschlossen gewesen wäre. Der König war hochgebildet; es gab kein Gebiet des Wissens, das ihm verschlossen gewesen wäre und auf dem er nicht noch immer eine Belehrung und Anregung gesucht hätte; er sprach deutsch, englisch, französisch und italienisch mit Reinheit und Sicherheit. Diese vielseitige Bildung, verbunden mit den Anschauungen seiner Jugend, in welcher er die Welt nur von den Stufen des Thrones der damals ersten Großmacht gesehen hatte, ließen ihn alle politischen Fragen von dem gleich hohen Standpunkt aus beurtheilen, was häufig dann dazu führte, daß Fernerstehende aus einzelnen weiter getragenen Aeußerungen den Schluß zogen, er überschätze seine Stellung und Bedeutung als König von Hannover. Das war durchaus nicht der Fall; der König, ein so unendlich fein gebildeter Herr, so genau mit der Geschichte be-

kannt, wußte sehr gut, daß er nur der Beherrscher eines Landes von geringer Macht war, und dachte niemals daran, wie man ihm wol vorwarf, „Großmacht spielen" zu wollen. Freilich hielt er sich in seinem monarchischen Recht den ersten Potentaten Europas gleich, und ebenso war in seinen Anschauungen das Welfenhaus das vornehmste unter allen Regentenhäusern Europas, und die Geschichte gibt ja, wenn man das Alter der fürstlichen Familien in Betracht zieht, dieser Auffassung recht.

Der Stolz auf seine Würde und die Vornehmheit seines Hauses hinderte aber die liebenswürdigste Freundlichkeit im Umgange nicht, und führte den König niemals zu hochmüthiger Nichtachtung fremder Persönlichkeit. Er war im höchsten Grade das, was die Engländer einen regular gentleman nennen, und es hat vielleicht niemals einen rücksichtsvollern Fürsten gegeben als Georg V. Er liebte z. B. über alles die frische Luft und war gegen die Kälte ziemlich unempfindlich; deshalb stand auch im strengen Winter in seinem Zimmer fast immer ein Fenster offen, während im Ofen ein meist nur symbolisches Feuer brannte. Niemals versäumte er, diejenigen, welche zu längerm Vortrage bei ihm erschienen, zu fragen, ob es auch nicht zu kalt für sie sei, und ich erinnere mich,

daß er mehrmals, wenn er wußte, daß ich erkältet war, die Fenſter ſchließen und ſtärkeres Feuer anlegen ließ. Ebenſo rückſichtsvoll und bis ins Kleinſte rührend ſorglich war er in Aufmerkſamkeiten, die er erwies, und die immer von einer ſeltenen Zartheit der Empfindung Zeugniß gaben. Ich ſelbſt habe davon unvergeßliche Züge erfahren. So ſchickte er mich einmal aus ſeinem Cabinet nach Minden, wo mein Schwiegervater preußiſcher Landrath war, um demſelben zu deſſen Geburtstage, von dem der König zufällig erfahren, den Ernſt-Auguſt-Orden zu bringen; ein andermal erfuhr er, daß meine Schwiegermutter, eine alte, gebrechliche und ganz erblindete Dame, in Hannover war. Er lud ſie ſogleich mit meiner Frau zu einem kleinen Diner im engſten Kreiſe in Herrenhauſen ein; dabei hatte er befohlen, daß ſein Kammerdiener die Speiſen für meine Schwiegermutter ebenſo wie für den König vorbereiten ſollte, um ſie bequem durch Fühlung mit der Gabel faſſen zu können. Endlich führte er nach der Tafel meine Schwiegermutter mit meiner Frau in ſein Cabinet, um ihnen den Platz zu zeigen, an dem er mit mir arbeitete, und um beiden zur Erinnerung an dieſen Platz koſtbare Armbänder zu überreichen, die er aus ſeinem Schreibtiſch hervorzog. Viele ähnliche Züge könnte ich erzählen, bei denen er nachgedacht

und persönlich in der zarteſten Weiſe vorgeſorgt hatte, um andern Freude zu machen. Es war wol natürlich, daß er auf ſolche Weiſe alle Herzen unwiderſtehlich gewann, und daß an einen ſolchen Herrn mehr feſſelte als die royaliſtiſche Pflicht.

Ebenſo war er überaus nachſichtig, wenn man, zum Vortrag oder zur Audienz befohlen, ihn warten ließ, was bei der weiten Entfernung von Herrenhauſen, wo er den größten Theil des Jahres, und in den letzten Jahren unausgeſetzt, reſidirte, leicht geſchehen konnte. Es durften ſich indeß ſolche Verſpätungen nur Perſonen erlauben, welche wirklich und ernſtlich beſchäftigt waren. Man durfte auch in ſolchem Falle ihn mahnen laſſen, wenn er etwa ſelbſt die geſchehene Meldung vergaß, was auch zuweilen vorkam; denn die Pünktlichkeit ging ihm infolge ſeines lebhaften Geiſtes ganz ab. Er ſetzte für den Vormittag ſeine Vorträge und Audienzen feſt, indem er für eine jede der zu empfangenden Perſonen eine beſtimmte Zeitdauer ſich vorſteckte. Nun waren aber oft die Vorträge complicirter, als er es gedacht hatte, oder ſeine geiſtige Beweglichkeit riß ihn zu eingehendern Erörterungen oder lebhaftern Unterhaltungen hin, ſodaß, wenn für jede Audienz nur eine Viertel- oder halbe Stunde hinzukam, die zuletzt Befohlenen ſchon ſtunden-

lang warten mußten. Wenn nun jemand, der dienstlich viel beschäftigt war, in solchem Falle den König an seine Anwesenheit erinnern ließ, so empfing er ihn immer sogleich, um wenigstens mit einigen Worten das Nothwendigste zu erledigen, oder er verlegte den Vortrag auf einen andern Tag. Nur mußte nicht etwa jemand, der keine dringenden Geschäfte hatte, dergleichen wagen, wollte er sich nicht scharfe directe oder indirecte Lectionen zuziehen.

So z. B. war die Stellung des Commandanten der Residenzstadt Hannover eigentlich ein Ruheposten für alte Generale. Der Commandant hatte, außer der Anwesenheit auf dem Bahnhofe bei der Ankunft, Abfahrt und Durchfahrt von Fürstlichkeiten, wenig mehr zu thun, als alle Tage gegen Mittag nach Herrenhausen zu reiten und vom Könige die Parole zu holen und die Meldung zu machen, daß nichts oder wenig passirt sei. Dabei kam es dann, wenn sich die Audienzen der Morgenstunden etwas verlängert hatten, wol oft vor, daß der Commandant eine, auch wol zwei Stunden warten mußte. Der Generallieutenant Poten, welcher lange Zeit die ehrenvolle Sinecure innehatte, ein alter jovialer Mann, fand sich vortrefflich darein, ja der Aufenthalt im Vorzimmer, wo er eine Menge von Personen sehen und sprechen konnte,

gehörte zu seinen täglichen Zerstreuungen. Als er starb, trat der General W...., ein etwas strenger und hypochondrischer Charakter, in seine Stelle. Derselbe ließ den König eines Tages, nachdem er einige Zeit gewartet, an seine Anwesenheit erinnern. Er erhielt die Antwort, Se. Majestät wisse, daß der General da sei — und seit diesem Tage wartete der Commandant jeden Tag, bis alle Audienzen vorüber waren, wenn er nicht gerade fremde Fürstlichkeiten am Bahnhofe zu empfangen hatte; und meist wurde er erst unmittelbar vor der Tafel vorgelassen, um seine Meldung zu erstatten und die Parole entgegenzunehmen.

Ebenso hatte der König ein unendlich warmes Mitgefühl für Noth und Elend; zahllos sind die Wohlthaten, die er erwies; zahllos die Thränen, die er trocknete, und wenn er dabei zuweilen von Unwürdigen getäuscht und misbraucht wurde, so wirft das gewiß keinen Schatten auf seine stets zum Helfen bereite Herzensgüte.

Der Stolz auf das welfische Blut und die Ueberzeugung von der sacrosancten Unverletzlichkeit seines königlichen Rechtes wurden also niemals verletzend; sie äußerten sich nicht im Verkehr, sondern in seiner politischen Haltung. Seine Blindheit verbergen zu wollen, kam ihm niemals in den Sinn; ein solcher

Gedanke konnte in dem Kopf eines ſo hochgebildeten geiſtvollen Fürſten gar nicht entſtehen. Ich habe theils allein mit ihm, theils in Gegenwart anderer die braunſchweigiſche Erbfolgefrage, bei welcher in Betreff der perſönlichen Regierungsfähigkeit ſeine Blindheit von weſentlicher Bedeutung war, discutirt, und jedesmal hat der König die Debatten mit voller Ruhe und Objectivität geleitet und ſo unbefangen daran theilgenommen, als handle es ſich um eine dritte Perſon. Wohl aber pflegte er häufig den Satz aufzuſtellen, daß der Sinn des Geſichts ſich von allen übrigen Sinnen am leichteſten entbehren laſſe, und er ſetzte einen gewiſſen Ehrgeiz darein, dieſen Satz an ſich wahr zu machen. Bewunderungswürdig war die Willensſtärke und das Gedächtniß, welche er dazu aufzuwenden vermochte. Er war ein vortrefflicher Reiter und beherrſchte das Pferd vollſtändig. Natürlich konnte er die Richtung des Weges nicht ſelbſtändig halten; der Adjutant mußte, neben ihm reitend, das Pferd des Königs an einem feinen Leitſeil in der Richtung halten, was oft nicht leicht war, da der König wild und kühn ritt und oft beſtimmt befahl, Wege mit ziemlich coupirtem Boden zu wählen. Während andere Blinde demjenigen, mit welchem ſie ſprechen, das Ohr zuzuwenden pflegen, richtete der König auf jeden, den

600031719R

15.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung.

Vor dem Sturm.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung.

Vor dem Sturm.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Vor dem Sturm.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

aus dergleichen Aeußerungen einer naiven Ehrlichkeit hervorgingen, möglichſt fühlbar zu machen.

In ſeinem perſönlichen Leben und ſeiner äußern Erſcheinung war Herr von Borries von einer unbeſchreiblichen Einfachheit und einer zuweilen an den Cynismus ſtreifenden Gleichgültigkeit gegen die Form. Er trug faſt immer den blauen Interimsfrack der Miniſter, mit ſchwarzem Sammtkragen, ſeine Toilette war wenig elegant, und die Art, wie er Beſuche empfing, entſprach ſehr wenig der Stellung des einflußreichſten Miniſters an einem Hofe von ſo großartiger Pracht, wie es der hannoveriſche war. Häufig wurde man in ein dunkles Zimmer geführt; der Miniſter rief aus dem Nebenzimmer, daß man ein wenig warten möge; dann erſchien er, immer in dem blauen Interimsfrack, ein Käppchen auf dem Kopf, graue Filzpantoffeln an den Füßen und einen gelben Schiebeleuchter von Meſſing in der Hand. Dieſen Leuchter ſtellte er auf den Tiſch, und die Conferenz begann. Genau ſo hat der Empfang oft ſtattgefunden, wenn ich Fremde in wichtigen Angelegenheiten zu ihm führte. Freilich vergaß man über der geiſtvollen, ſcharfen und treffenden Unterhaltung des Miniſters bald die außergewöhnliche Form. Dieſe Aeußerlichkeiten wurden denn auch Veranlaſſung zu fortwährenden Spöttereien,

mentlich unter dem ſo formellen und gegen Fremde ſteifen hannoveriſchen Adel, für deſſen Vertreter im iniſterium der Graf Platen ſich hielt, ohne es zu ſein.

Der Graf von Platen-Hallermund, welcher beſtimmt ır, eine ſo verhängnißvolle Rolle bei dem Untergange s hannoveriſchen Königthums zu ſpielen, war zu ıer Zeit 46 Jahre alt, erſchien aber jugendlicher als n Alter. Er war in allem — äußerlich und inner- h — faſt das vollkommene Gegentheil des Herrn n Borries. Seine äußere Erſcheinung war das uſter vollendeter Eleganz, ſein Geſicht mit ſchwarzem, rgfältig friſirtem Haar und wohlgepflegtem ſchwarzem art hatte vornehme Züge und konnte auch den Aus- uck gewinnender Freundlichkeit annehmen, ſeine Toilette ar ſtets tadellos — er war in jeder Miene und der Bewegung der Mann der großen Welt. Sein eiſt hatte eine ungemein leichte Empfänglichkeit und ine feine Auffaſſungskraft, die ihn jede Nuance einer Meinung, die ihm ausgeſprochen wurde, ſofort erfaſſen nd verſtehen ließ; er beſaß eine ſcharfe, mit einem Blick bis ins Kleinſte dringende Beobachtungsgabe, ie ihn dann allerdings oft zu boshaftem Spott hin- ß. Seine Bildung war vielſeitig, aber wenig tief; r war von frühen Jahren in der Diplomatie bei aus- wärtigen Geſandtſchaften beſchäftigt geweſen, Geſchäfts-

träger in Wien und Minister in Paris gewesen, dadurch war sein Horizont größer, sein Blick weiter geworden, ohne jedoch jemals eine überlegene staatsmännische Klarheit und Sicherheit zu gewinnen. Er suchte die diplomatische Geschicklichkeit in den moyens termes; Hindernissen kühn entgegenzutreten, war ihm unmöglich; er suchte sie zu umgehen, Entscheidungen hinauszuschieben, und in dem Bestreben, es jedem recht zu machen, verdarb er es oft mit allen. Dies lag weniger in einem Mangel an Muth, denn er war eines ritterlichen Aufschwungs fähig, als in seiner ungemeinen Receptionsfähigkeit fremden Meinungen gegenüber und in der absoluten Impotenz, eigene Gedanken zu fassen. Seine große Empfänglichkeit und sein feines Verständniß für jede Auffassung führte ihn dahin, daß immer der bei ihm recht hatte, der zuletzt mit ihm gesprochen und es verstanden hatte, seine Meinung klar und mit scharfer Entschiedenheit vorzutragen. Er war eine weiße Tafel, auf welche jeder schreiben konnte, was er wollte, und in dem Bestreben, zwischen zwei Stühlen vorsichtig zu wählen, war er stets in Gefahr, sich zwischen beide zu setzen.

Graf Platen war in seiner Gesinnung durchaus österreichisch, die wiener Gesellschaft hatte ihn äußerst entgegenkommend aufgenommen und seine liebsten Erin-

ungen knüpften sich an die Kaiserstadt; er trug in
) die neubelebte Tradition aus der Zeit des Kur-
sten Ernst August. Damals war die Kurwürde an
nnover von Wien aus zugestanden unter der Be-
igung, daß der neue Kurfürst stets mit dem Kaiser
mme, und den Grafen Platen war wieder auf den
itrag des Kurfürsten die Reichsgrafschaft Hallermund
ertragen mit der Bedingung, daß sie auf der Reichs-
afenbank stets mit Kurhannover zu stimmen hätten.
iese ganz entschiedene Neigung und Vorliebe für
esterreich hinderte den Grafen Platen nicht, stets in
r Form ein gutes Verhältniß mit Preußen aufrecht
erhalten, und in dem Bestreben, dies zu thun, sagte
wol vieles, was später den Thatsachen nicht ent-
rach. Er war voll hochmüthigen Stolzes auf seinen
amen und seine Stellung als Mitglied des hohen
ichsunmittelbaren Adels, ohne dazu wol eigentlich
oll berechtigt zu sein. Denn der Name und die
eichsstandschaft der Grafen von Hallermund war
inen Vorfahren übertragen, ohne daß dieselben den
eringsten Zusammenhang mit jenem ausgestorbenen
eschlecht hatten und ohne daß ihnen der Besitz der
rafschaft zugestanden wurde, für welche sie als Ersatz
as Erbpostmeisteramt in Hannover erhielten, dessen
inkünfte später abgelöst wurden und von deren Ab-

lösungsvertrage die Familie ihren Majoratsgrundbesitz in Holstein erwarb.

Graf Platen, welcher von Herrn von Borries dem Könige für das auswärtige Ministerium vorgeschlagen war, wurde dessen Gegner in dem Augenblick, als die Adelspartei sich von jenem trennte; er ermuthigte die Angriffe gegen den Minister des Innern und machte dessen Persönlichkeit oft zur Zielscheibe seines spöttischen Witzes. Zugleich verschloß er seinem Collegen jede Mitwirkung und Kenntniß auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, worin er vom Könige unterstützt wurde, der ein constitutionelles Gesammtministerium nicht anerkannte, sich selbst ausschließlich das Präsidium des Ministerrathes vorbehalten hatte und die Competenz eines jeden Ministers streng auf dessen Ressort beschränkt wissen wollte. Herr von Borries haßte dafür seinen Collegen auf das gründlichste mit der Zähigkeit seines Charakters, die beiden Ministerien des Innern und des Auswärtigen standen sich wie Antipoden gegenüber, und diese Feindschaft erstreckte sich selbst bis auf die Subalternbeamten. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Grafen Platen war seine ungeheuere Indiscretion, welche wieder aus der Beweglichkeit und Empfänglichkeit seines Geistes entsprang und welche ihn oft Dinge sagen ließ, die ebenso viele

rlegenheiten bereiteten als die naiven Derbheiten
Herrn von Borries, der dann seinerseits nicht
erließ, solche Gelegenheiten zu benutzen, um sich zu
hen.

Die übrigen Minister: Graf Kielmannsegge für
anzen und Handel, Herr von Bothmer für die
stlichen Angelegenheiten und der Erblanddrost von
r für die Justiz, wollten nichts mehr sein als
ssortchefs. Graf Kielmannsegge war so schwerhörig,
s es Mühe kostete, sich mit ihm zu verständigen;
rr von Bothmer war ein hochgelehrter, feingebildeter
ann, der viel für sein Departement arbeitete, und
rr von Bar ein heiterer Lebemann, der seine vor-
fflich geschulten Referenten schalten ließ und so un-
blich zerstreut war, daß man sich die wunderſamsten
ekdoten von ihm erzählte und im Scherz behauptete,
vergäße oft, daß er Justizminister sei. Er hatte
ter anderm einst eine große Soirée bei sich. Während
e Gesellschaft sich in seinen Salons bewegte, sagte
zu dem österreichischen Legationssecretär von B.,
dem er dessen Arm nahm: „Kommen Sie, Herr
n B., wir wollen unbemerkt fortgehen — es ist zu
erträglich langweilig hier.“ — „Aber mein Gott,
cellenz, wir sind ja bei Ihnen.“ — „Nun“, seufzte
err von Bar, „dann muß ich hier bleiben, — aber

Sie sind frei, — gehen Sie fort, — denn es ist in der That zu langweilig.“ Ein andermal soll er einen neu angestellten Briefträger in der Nähe seines Hauses gefragt haben, ob derselbe Briefe für ihn habe. „Für wen?“ fragte der Briefträger zurück. Der Minister sann nach und ging dann kopfschüttelnd und verlegen weiter, während der Briefträger ihm ganz erstaunt nachsah. Einige Schritte weiter begegnete er einem Bekannten, der ihm zurief: „Guten Tag, Herr von Bar!“ Der Minister schlug sich vor die Stirn: „Es ist wahr — von Bar“ — damit eilte er dem Briefträger nach und rief: „Haben Sie Briefe für Herrn von Bar?“, während sein Freund nun seinerseits kopfschüttelnd dastand. Die Zahl derartiger kleiner Geschichten war Legion, und man versicherte, daß die meisten derselben nicht nur den trovati gewesen seien. Dabei aber war Herr von Bar ein scharfer und feiner Jurist und ein liebenswürdig wohlwollender Mann, sehr reich und unabhängig, aber sehr froh, wenn man ihn mit der Politik in Ruhe ließ.

Eine besonders hervorragende und bemerkenswerthe Persönlichkeit war der Generalpolizeidirector Wermuth, ein Mann von großer Thätigkeit und ebenso großem Ehrgeiz. Er war früher Jurist und Advocat gewesen, dann in das Polizeifach übergegangen und hatte mit

n preußiſchen Polizeidirector Stieber gemeinſchaftlich den Communiſtenunterſuchungen erfolgreich gear- tet. Er ſtrebte in allem ſeinem Vorbild und Ideal rrn von Hinckeldey nach, ohne doch nur entfernt ſen große Eigenſchaften und deſſen organiſatoriſches lent zu beſitzen. Die Polizei war für ihn die Seele : Regierungskunſt, doch beſchränkten ſich ſeine Mittel iſt auf kleine Maßregeln, eine große weitblickende litiſche Staatspolizei lag völlig außerhalb ſeines Ge- ɔtskreiſes. Er war unausgeſetzt thätig, um dem iniſter und dem Könige Berichte zu erſtatten und aßregeln vorzuſchlagen; oft aber hatte man die npfindung, daß dieſe eifrige, fieberhafte Thätig- t keinen Zweck außer ſich ſelbſt habe. Er war allen äußern Dingen ein tüchtiger und geſchäfts- ndiger Polizeimann, und wenn er dabei einen litiſchen Einfluß ausübte, ſo lag der Grund da- r darin, daß er den bureaukratiſchen Neigungen s Herrn von Borries — deſſen alter Schulfreund war — ſchmeichelte und dem Könige gegenüber ch als ein Mann hinzuſtellen wußte, der alles mög- ch zu machen verſteht. Zugleich mochte er wol die efährlichkeit der Oppoſition ein wenig übertreiben nter Hinweis auf die frühern Communiſtenver- hwörungen, um dadurch die Nothwendigkeit der

Polizei und speciell seiner Polizei fortwährend fühlbar zu machen.

Er war eine äußerst wenig elegante Erscheinung, ziemlich corpulent, seine Bewegungen waren hastig und etwas plump, sein starker Kopf mit vollem, etwas gedunsenem Gesicht war von einer röthlichen, oft schief sitzenden Perrüke bedeckt; er schnupfte stark Taback und bediente sich dabei häufig eines roth oder blau carrirten Taschentuchs.

Es war natürlich, daß er der Gegenstand manches boshaften Witzes wurde; in den Adelskreisen nannte man ihn „Baron Bitter", und merkwürdig war es, daß der König zuweilen, allerdings harmlos und mehr bedauernd, von dem so unendlich wenig eleganten Extérieur des Generalpolizeidirectors sprach — er kannte die kleinsten Eigenthümlichkeiten desselben, seinen Gang, seine Manieren — bis auf das bunte Taschentuch.

Mehr hinter den Coulissen stehend, aber doch zuweilen von bedeutendem Einfluß war der Staatsrath Zimmermann, ein ursprünglich gothaischer Publicist, der während der Verfassungsstreitigkeiten durch seine Bearbeitung der staatsrechtlichen Fragen für den Bund sich früher sehr nützlich gemacht und in den nächsten Beziehungen zu Herrn von Borries gestanden hatte. Er hatte sich aber bei dem Zerwürfniß zwischen diesem

› dem Grafen Platen dem letztern angeſchloſſen.
:r von Borries haßte ihn deshalb — da er ihn
› mit Recht als den spiritus familiaris ſeines feind-
en Collegen anſah — mit der ganzen Zähigkeit
ies Charakters, und hatte ſeine Entfernung von
nnover verlangt; Graf Platen ſetzte es durch, daß
nmermann zum Miniſterreſidenten in Hamburg er-
nnt wurde. Er gab dem Herrn von Borries ſeinen
ß mit Zinſen zurück und wußte von Hamburg aus
n mit ſeinem feinen, etwas mephiſtopheliſchen Geiſte
nchen Streich zu ſpielen, namentlich hatte er
nnichfache Verbindungen in der Preſſe, und Herr
n Borries vermuthete oft wol nicht mit Unrecht
ne Feder in den feindlichen Artikeln mancher großen
utſchen Blätter. Er war damals 50 Jahre alt, fein
ıd weiblich zart gebaut, mit einem kränklich durch-
htigen Geſicht, in welchem ſcharfe dunkle Augen
itzten; er war ein Mann von umfaſſender Bildung
ıd durchdringendem Verſtande, aber ſein ganzes
Jeſen war durchtränkt von jenem Geiſte des Mikro-
smus, der in den Mittel- und Kleinſtaaten lebte
ıd der auch in Hannover alles erfüllte außer dem
önig Georg V. Seine Regel war de faire le mort
– „wenn die Großen ſich ſtreiten, müſſen wir Kleinen
e Ohren anlegen“, pflegte er zu ſagen, „und warten,

bis der Sturm vorüber ist". Daß der Sturm auch einmal die Kleinen fassen und zerschmettern könnte, daran dachte damals in Hannover niemand.

Eine noch zu erwähnende Persönlichkeit war der Geheime Cabinetsrath des Königs Dr. Lex, ein kleines, schwächliches, trockenes Männchen von unermüdlicher Arbeitskraft und polyhistorischer Gelehrsamkeit. Er war vom Könige Ernst August dem Kronprinzen als Vorleser beigegeben und dann von dem Könige Georg, als er zur Regierung kam, beibehalten als Geheimsecretär mit dem Titel Cabinetsrath, denn ein eigentliches Cabinet existirte nicht. Seine Functionen waren mühselig und verantwortlich. Er mußte des Königs Hand und Auge sein, ihm alles vorlesen, was einging, und zugleich alles schreiben, was der König dictirte, von den intimsten Familienbriefen bis zu den Resolutionen auf die Berichte der Minister: eine Arbeit, die er sich unendlich erschwerte, da er alles bis auf das Siegeln der Briefe selbst besorgte. Ohne Familie, still und bescheiden, fast bedürfnißlos, lebte er nur dem Könige, der ein unbeschränktes und begründetes Vertrauen in ihn setzte. Er war verschwiegen wie das Grab und nie kam ein unvorsichtiges Wort über seine Lippen. Hätte man dem blinden Könige einen Secretär schaffen wollen, so hätte man nur den Dr. Lex schaffen können, und um-

rt hätte man für dieſen keine paſſendere Stellung
nen können, als es eben die ſeinige war.
Der Hof als ſolcher war für die politiſchen Ver-
iſſe gleichgültig. Der König hielt mit ungemeiner
nge darauf, daß niemand mit ihm über Dinge
, die nicht zu deſſen dienſtlichen Functionen ge-
n; ſeine drei Flügeladjutanten: der Rittmeiſter
Wedel, der Major von Heimbruch und der Major
Kohlrauſch, durften, ohne ſich ſcharfe Zurecht-
ngen zuzuziehen, niemals das politiſche Gebiet im
räch berühren, obgleich der letztere des Königs
ndfreund war, den er duzte und in den er per-
ch ein unbegrenztes Vertrauen ſetzte, das deſſen
dingte Ergebenheit auch durchaus verdiente.
Die Königin Marie, einen ſo großen Einfluß ſie
in Familienangelegenheiten und reinen Hofſachen
ibte, machte niemals einen Verſuch, ſich in eigent-
politiſche Angelegenheiten zu miſchen, höchſtens daß
Perſonen, die ſie nicht liebte, ihre Abneigung zu-
en etwas deutlich zu erkennen gab. Am kleinen
burgiſchen Hofe aufgewachſen, war ihr das Cere-
ielle läſtig; die Scheu vor demſelben ließ ſie zu-
en Dinge thun oder unterlaſſen, die dann bedenk-
Folgen hatten. Ihrer Abneigung vor aller Re-
entation war es vielleicht zuzuſchreiben, daß der

hannoverische Hof so wenig mit andern Höfen in Verbindung trat, was namentlich in Bezug auf Berlin sehr zu bedauern war; denn viele Misverständnisse hätten durch persönliche Begegnung der höchsten Herrschaften, die so nahe verwandt waren, vermieden oder aufgeklärt werden können. Die Königin war am zufriedensten im kleinen Familienkreise mit wenigen Vertrauten; am liebsten hätte sie vielleicht in einer Meierei gelebt; sie besaß unbedingt alle Tugenden der Frau und Mutter, aber vielleicht war die Ausschließlichkeit derselben ein Fehler der Königin.

Dieser so zusammengesetzten Regierung gegenüber stand die Opposition, zusammengefaßt in der Organisation des Nationalvereins unter der Leitung des Herrn von Bennigsen und flankirt von den unzufriedenen Frondeurs der Aristokratie.

Herr von Bennigsen war wol ursprünglich durch unbefriedigten Ehrgeiz in die Opposition gedrängt; seine bedeutenden Fähigkeiten hatten im Staatsdienste nicht die Anerkennung gefunden, die er wünschte und auch verdiente, und er hatte der Regierung den Beweis von der Bedeutung seiner Persönlichkeit als Gegner zu liefern unternommen. Um eine größere Basis für seine Thätigkeit zu gewinnen, als sie das Königreich Hannover und dessen auf kleinstaatliche Verhältnisse

beſchränkte Oppoſition ihm bieten konnte, vielleicht auch um der eigenen Regierung gegenüber den moraliſchen Rückhalt an der damaligen preußiſchen Regierung der neuen Aera zu gewinnen, hatte er den Nationalverein gegründet und damit eine über alle Mittel- und Kleinſtaaten ausgebreitete Macht geſchaffen, welche in ſeiner Perſönlichkeit gipfelte und für dieſelbe das Piedeſtal bildete. Herr von Bennigſen war ein Mann von großer Begabung und ebenſo tiefer wie gründlicher Bildung. Es war ſehr zu bedauern, daß man ihm innerhalb der Sphäre der Regierung nicht den Raum für ſeinen Ehrgeiz geöffnet hatte; vielleicht wäre ſein reicher und mit ſo vielen Mitteln ausgerüſteter Geiſt dann mehr zu poſitivem Schaffen gewendet; während er nun, in die Oppoſition gedrängt, nur in negativer Kritik ſeine Spannkraft üben konnte, wodurch er ſich überhaupt, wie die ganze ſpätere Laufbahn des damaligen Präſidenten des Nationalvereins beweiſt, der poſitiv ſchöpferiſchen Thätigkeit entfremdete. Freilich iſt es ja ſelbſt mittelmäßigen Geiſtern leicht, durch negirende und kritiſche Oppoſition gegen die Macht zu glänzen, wie viel mehr mußte dies einem durch natürlichen Verſtand und allſeitige Bildung ſo reich ausgeſtatteten Manne wie Herrn von Bennigſen gelingen. Er war der Gentleman ſeiner Partei, der vornehme

Führer, dem die andern gern folgten, und dem sie sich nicht erst unterzuordnen nöthig hatten, da sie ihm sämmtlich untergeordnet waren.

Herr von Bennigsen hatte übrigens seine Stellung mit großer Geschicklichkeit genommen. Die gothaische Idee war in Hannover nicht populär, Preußen war im ganzen Volke nicht beliebt, und der Nationalverein hätte vielleicht im Königreiche Hannover nur eine verschwindend kleine Anzahl von Mitgliedern gefunden, wenn Herr von Bennigsen nicht zugleich an der Spitze der Opposition gegen die Regierung gestanden hätte, und wenn nicht Herr von Borries deshalb in eine persönliche Gegnerschaft gegen jenen Verein getreten wäre, dem sich nun alle diejenigen anschlossen, welchen der Minister des Innern verhaßt oder unbequem war. Auf diese Weise operirte Herr von Bennigsen mit einer Zwickmühle. Er führte dem Nationalverein alle mit Herrn von Borries unzufriedenen Hannoveraner zu und gab auf der andern Seite der innern Opposition durch die moralische Macht des weit ausgebreiteten Vereins und der von diesem beherrschten Presse einen immer steigenden Nachdruck. Man kann wol mit Recht sagen: Herr von Bennigsen hat den Nationalverein gegründet, aber Herr von Borries hat ihn in Hannover großgezogen.

Die eigenthümliche Naivetät des Ministers des Innern trat auch in dieser Beziehung scharf hervor. Es ist gewiß ein ganz richtiger Grundsatz, den eine conservative wie eine liberale, eine monarchische wie eine republikanische Regierung zu allen Zeiten ausgeübt hat und in allen künftigen Zeiten ausüben wird: daß nämlich Arbeiten und Lieferungen der Regierung, welche meist großen Vortheil bringen, unter verschiedenen qualificirten Bewerbern vorzugsweise den Freunden der Regierung übertragen werden. Es wäre natürlich und leicht gewesen, nach diesem Grundsatze in allen vorkommenden Fällen zu verfahren, ohne daß dadurch der geringste Grund zur Beschwerde gegeben werden konnte. Herr von Borries fand es aber für gut, jenen an sich so natürlichen und von jeder Partei, wenn sie die Macht hat, befolgten Grundsatz in ein bureaukratisches Rescript zu fassen und allen Landesbehörden die Uebertragung irgendwelcher öffentlichen Arbeiten oder Lieferungen an Mitglieder des Nationalvereins zu verbieten. Ja es wurde eine besondere Liste der bei allen solchen Gelegenheiten auszuschließenden Personen angefertigt. Nun blieb in Hannover keine solche Maßregel geheim; es existirte ein Club, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Namen „Lemförde" führte und der zu seinen Mitgliedern die

ntlicher Miniſterien zählte; hier wurden
aßregeln und Beſchlüſſe der Regierung mit
teſten Offenheit beſprochen und discutirt,
jemals ein Geheimniß, das über die Per-
iniſter ſelbſt hinausging, länger als vierund-
unden bewahrt blieb. So erfuhr denn auch
:nnigſen von jener Verfügung und der aufge-
, welche man das Schwarze Buch nannte,
ob ſich ein ungeheueres in der ganzen
reſſe widerhallendes Geſchrei, welches auch
e der Regierung Eindruck machte, da die
n der Form, in welcher ſie getroffen war,
rt von Proſcription erſchien, welche dem
Gefühl widerſtrebte. Aehnliche Fehler be-
von Borries in den Kammerſitzungen, in
die Stellung des Herrn von Bennigſen
hte. Denn kaum hatte der Führer der
eine Rede gehalten, welche er, oft unwill-
t dabei lächelnd, mit feinen Nadelſtichen
Miniſter würzte, ſo erhob ſich auch ſchon
Borries, um in gereizter Erregtheit eine
und oft längere Erwiderungsrede zu halten,
er dann auch jedesmal durch irgendeine
ſeinem Gegner Stoff zu neuen Angriffen
zuweilen ganze Kammerſitzungen nur einen

oratorischen Zweikampf zwischen den Herren von Borries und von Bennigsen bildeten, bei denen der letztere meist den Preis der Dialektik davontrug und oft die Lacher auf seiner Seite hatte. Die Persönlichkeit des Oppositionsführers wuchs dadurch mächtig und trat immer mehr in den Vordergrund; viele seiner Reden wären völlig unbeachtet geblieben ohne die Erwiderungen des Herrn von Borries. Es war aber unmöglich, diesen davon zu überzeugen, daß er den Gegner großmache und daß er ihm den größten Theil seiner Bedeutung genommen oder sie ihn gar nicht hätte gewinnen lassen, wenn er allen Angriffen gegenüber geschwiegen oder nur sachlich durch einen Regierungscommissar hätte antworten lassen. Er faßte eben das parlamentarische Leben als einen Redekampf auf, bei dem er, der Minister selbst, stets auf der Bresche stehen müsse, und er glaubte einen großen Sieg erfochten zu haben, wenn er später seine Reden gedruckt las, ohne zu bedenken, daß die Reden des Herrn von Bennigsen, die er veranlaßt hatte, in eine viel weitere Oeffentlichkeit drangen und in diesen weiten Kreisen unwiderlegt blieben.

Dieser unausgesetzte politische Zweikampf des Herrn von Bennigsen mit dem Minister ließ ihn in den Augen des Publikums um so mehr als der ganzen königlichen

gleichwerthig erſcheinen, wodurch denn ſeine
eit mit um ſo größerm Nimbus umgeben
mehr die übrigen Mitglieder der Oppoſition
Bildung und Redegewandtheit weit unter
en und hier kaum erwähnenswerth ſein
— als Curioſa vielleicht ein alter Veteran
ten Linken, Herr Breuſing, der Repräſentant
x senectus und der Typus deſſen, was der
lkswitz unter dem „Herrn von Juſtament-
ht, ſowie der Bauer Rebeker, der durch ſeine
ben, aber meiſt in der Sache harmloſen
oft die Kammer in Erſtaunen ſetzte und
Ich ſpreche hierbei nicht von Miquel.
t damals im parlamentariſchen Leben noch
nders hervor. Er überragte Herrn von
zweifellos an tiefem und feinem Geiſt, an
Scharfſinn und an poſitiver Schöpfungs-
wäre, als er ſpäter mehr hervortrat, die
e von 1866 nicht eingetreten, ſo würde ohne
Miquel die Führung der Oppoſition über-
und vielleicht ein fruchtbares Zuſammen-
der Regierung auf praktiſchem Wege er-
haben. Miquel hielt damals wenig vom
rein. Der Gothaismus erſchien ihm als
liche Theorie, die berliner neue Aera als

nicht gemacht, Deutschland zu reformiren, und die Idee an die Politik und die Erfolge von 1866 existirte damals noch in keinem Kopfe.

So ungefähr war die Lage des öffentlichen Lebens und die innere und äußere Stellung der Regierung in Hannover, als an mich die Aufgabe herantrat, eine publicistische Vertretung der Grundsätze und Maßregeln der Regierung in der Presse zu organisiren.

Der König — wieder infolge seiner englischen Erziehung, achtete die Bedeutung der Presse ungemein hoch, — er pflegte sie oft die sechste Großmacht zu nennen, — Herr von Borries war ungemein empfindlich gegen öffentliche Angriffe und noch mehr entrüstet darüber, daß er dieselben nur in äußerst beschränkter Weise zurückweisen konnte. Man verlangte von mir Abhülfe und setzte mich damit in eine nicht geringe Verlegenheit. Ist es überall schon keine leichte Aufgabe, eine Regierung in der Presse zu vertreten, so schien dieselbe bei den damaligen hannoverischen Zuständen fast unausführbar und war wohl geeignet, mich ziemlich muthlos zu machen. Wo die Regierung aus einer Partei hervorgegangen ist und von dieser gestützt wird, stehen ihr wenigstens die Organe dieser Partei selbst zu Gebote, — in Hannover hatte aber die Regierung keine solche Stütze — alle Parteien waren ihr

feindlich und sie war ausschließlich auf ihren eigenen bureaukratischen Mechanismus angewiesen; dazu kam die Uneinigkeit zwischen den beiden hauptsächlichsten Ministern und — eine nicht geringe Klippe, das hohe persönliche Interesse des Königs gerade an dieser Frage, welches fortwährend die Eifersucht des Herrn von Borries erregte, während es doch unmöglich war, den unmittelbaren allerhöchsten Einfluß zurückzuweisen, um so weniger, da der König vielleicht der einzige war, der von einer vernünftigen und wirkungsvollen publicistischen Thätigkeit einen Begriff hatte und weitern Ideen zugänglich war.

Das Verhältniß, welches ich vorfand, war ein unendlich primitives und fast komisches.

Die Regierung besaß ein officielles Blatt, die „Neue Hannoverische Zeitung", welches in seinem officiellen Theil die Anzeigen der Behörden und in seinem nichtofficiellen Theil politische Leitartikel und Correspondenzen brachte, welche ihr von dem Ministerium des Innern vorgeschrieben wurden. Der Verleger erhielt jährlich für 10000 Thaler Regierungsdruckarbeiten und außerdem mußten alle Beamten das Blatt halten, sowie alle Behörden ihre Bekanntmachungen in demselben inseriren lassen. In dieser „Neuen Hannoverischen Zeitung" erschienen nun fortwährend Artikel

zur Vertheidigung der Maßregeln der Regierung, oder vielmehr des Miniſteriums des Innern, welche Herr von Borries, der keinen andern Einfluß auf das Blatt zuließ, meiſt perſönlich durch ſeine Referenten inſpirirte und welche ganz im Stile ſeiner Kammerreden ſchlagend, derb, oft provocirend, meiſt aber etwas ſteif und langweilig gehalten waren. Die ſämmtlichen übrigen Blätter in der Stadt Hannover ſelbſt gehörten der Oppoſition, an der Spitze die „Zeitung für Norddeutſchland", von dem hochehrenwerthen, aber tief erbitterten Feinde der Regierung, Dr. Eichholz, redigirt — neben ihr der „Hannoveriſche Courier", welcher ſich hoch durch maliciöſen, aber oft pikanten Spott hervorthat und deſſen Redacteur Frederichs als Mitglied des früher erwähnten Clubs Lemförde vielfach Gelegenheit hatte, die Indiscretionen der Miniſterialreferenten zu verwerthen. Die übrigen Zeitungen in Hannover, „Tagespoſt" und „Tageblatt", ſowie faſt alle Tages- und Wochenblätter im Lande druckten die Artikel der „Zeitung für Norddeutſchland" der Form oder wenigſtens dem Sinne nach ab, und ſo kam es, daß die Artikel der „Neuen Hannoveriſchen Zeitung" einſam verklangen wie die Stimme des Predigers in der Wüſte, während ringsumher bis auf die kleinen und kleinſten Blättchen der unbedeutendſten

Provinzialstädte die Opposition die Presse und die öffentliche Meinung beherrschte.

Nicht minder feindlich verhielt sich die ganze auswärtige Presse mit alleiniger Ausnahme des „Hamburgischen Correspondenten", mit welchem Herr von Borries eine persönliche Beziehung — ich weiß nicht wann und wie — angeknüpft hatte, und der alle Artikel des Ministers willig aufnahm. Sowol vom gothaischen als vom allgemein liberalen Standpunkt aus war die hannoverische Regierung der Gegenstand der heftigsten und bittersten Angriffe, — oft auch ungerechter Verleumdungen, die zum Theil von persönlich gereizten und erbitterten Correspondenten aus dem Lande selbst ausgingen, und nirgends existirte ein Organ, das solchen Angriffen entgegentrat.

Einen wesentlichen Punkt in dieser Richtung bildeten die Beziehungen zu Preußen, welche damals so schlecht als möglich waren, sodaß die ganze preußische und von Berlin aus inspirirte Presse einstimmig in der feindlichsten Weise gegen Hannover auftrat. Es war dies eigentlich ein merkwürdig abnormer Zustand bei der preußischen Erziehung und den preußischen Erinnerungen und persönlichen Sympathien des Königs und bei der eigenthümlichen Vorliebe des Ministers des Innern und des Generalpolizeidirectors für die

Institutionen der preußischen Bureaukratie, deren Nachahmungen überall an die Stelle des althannoverischen ständischen Selfgovernment gesetzt wurden.

Die Spannung war zuerst begründet durch die provisorische Regierung der neuen Aera, welche so ganz entschieden die gothaische Idee, den Bundesstaat mit preußischer Spitze, auf ihre Fahne schrieb, und durch den Nationalverein, der diese Idee mit der Opposition im Innern in enge Verbindung setzte und dadurch tiefes Mistrauen erregte, indem er damals schon auf mögliche Annexionen hindeutete und von Italien auf Deutschland exemplificirte.

Schon im März 1860 sagte Herr von Bennigsen bei Gelegenheit einer Kammerdebatte über die von der Opposition als unzulässig erachtete Vereinigung der Ministerien der Finanzen und des Königlichen Hauses in Einer Hand, wodurch die Verwaltung der Staats- und Krondomänen unter denselben Chef gestellt war: er begriffe nicht, wie die Regierung zu der Maßregel der Domänenausscheidung habe greifen können, man habe aber wol in Rücksicht auf gewisse durch die europäischen Wirren bedingte Eventualitäten dem königlichen Hause die Unterlage einer fürstlichen Existenz schaffen wollen. Eine solche Aeußerung aus dem Munde des Führers der Opposition machte in den Kreisen des

Hofes und der Regierung großes Aufſehen und verſtimmte auf das tiefſte gegen Preußen.

Die oppoſitionellen Blätter nährten dieſe Verſtimmung, indem ſie fortwährend die preußiſchen Zuſtände verherrlichten und indirect eine Annexionspolitik als wünſchenswerthes Ziel hinſtellten. Herr von Borries gab ſeinem Aerger über dieſe Kundgebungen des Nationalvereins in einer ſeinem ganzen Charakter entſprechenden, etwas kleinlichen und nicht beſonders politiſchen Weiſe Ausdruck, indem er Preußen in unbedeutenden an ſich gleichgültigen Fragen, welche zugleich den allgemeinen öffentlichen Verkehr berührten, Schwierigkeiten bereitete. Es handelte ſich damals um den Bau der Bahn Buke-Kreienſen, und Herr von Borries verweigerte die Ueberführung dieſer Bahn über die Linie der Hannoveriſchen Südbahn; ebenſo wünſchte Preußen die Zahl der Telegraphendrähte, welche es auf hannoveriſchem Gebiet beſaß, zu vermehren, weil der Verkehr nach den preußiſchen Weſtprovinzen dies in der That erforderte: Herr von Borries verweigerte dies ebenfalls. Dies erbitterte natürlich wieder in Berlin, und die Spannung wurde immer größer.

Ein perſönlicher Verkehr der beiden Höfe hätte bei den vielen gemeinſamen Jugenderinnerungen der re-

gierenden Herren, bei den so nahen Verwandtschaftsbeziehungen und bei der so großen persönlichen Liebenswürdigkeit des Königs Georg manche Schärfen gemildert und manche Misverständnisse aufgeklärt, — aber theils die Abneigung der Königin gegen jede Repräsentation, theils der Einfluß des so specifisch österreichisch gesinnten Grafen Platen, der stets nach Wien blickte, hinderten solche persönliche Annäherung. An jenen kleinen Tracasserien freilich hatte Graf Platen keine Schuld, — er hatte die unmittelbaren Unannehmlichkeiten der gereizten Verhandlungen und unterließ auch nicht, der preußischen Diplomatie gegenüber die Schuld der Mishelligkeiten auf den Herrn von Borries zu werfen; zu einem ernsten guten Einvernehmen mit Preußen aber wollte er es in Rücksicht auf Wien ebenso wenig kommen lassen als sein College.

Mir ist in Betreff der damaligen Verhältnisse, in denen der erste Grund der spätern Katastrophe lag, ein Wort meines alten verehrten Freundes, des Hofraths Schneider, stets in Erinnerung geblieben. Er kam öfter nach Hannover, der König kannte ihn von Berlin her und war ihm sehr gnädig, erinnerte sich auch besonders gern seiner Schwester, der Gattin des Kapellmeisters Schubert, welche in des Königs Knabenjahren als damals gefeierte Sängerin Maschinka

Schneider in London zuerst die Weber'sche Musik, besonders die Arien des „Freischütz", gesungen und den Hof, die große Gesellschaft und das Publikum Englands entzückt hatte. Schneider bedauerte jedesmal, daß der König niemals nach Berlin käme und daß dadurch die beiden Höfe sich einander entfremdeten. „Man schreibt und spricht so viel von Annexionen", sagte er, „und ich begreife, daß das in Hannover verstimmt und besonders den König peinlich berührt, — aber warum erinnert man in Hannover denn Preußen unausgesetzt und in so kleinen Dingen daran; daß man ein Hinderniß ist, — daß man die zwei Staatshälften trennt? Und wenn man das aus politischen Gründen für nöthig hält, warum löst man die persönlichen Beziehungen? Kein Land in Deutschland macht Preußen mehr Schwierigkeiten politischer Natur als Mecklenburg. Warum spricht man niemals von einer Annexion von Mecklenburg? Weil der Großherzog und seine Familie über alle Differenzen der Regierungen hin sich stets als gute Freunde und Verwandte zeigen, nach Berlin kommen und ihre Beziehungen zur preußischen Armee pflegen. Eine Annexion von Mecklenburg, möchten noch so große politische Differenzen vorkommen, würde eine Unmöglichkeit sein." Der vortreffliche, so fein und weit blickende Schneider hatte recht, — aber alle

Versuche, eine persönliche Annäherung der Höfe zu erreichen, blieben erfolglos. Ein einziges mal fand etwas der Art statt und hatte — wie ich später erzählen werde — den vortrefflichsten Erfolg.

Außer den kleinen Zänkereien schwebten zwischen Hannover und Preußen aber auch ernstere Differenzen. Die Verhandlungen über die Ablösung des Stader Zolles hatten begonnen und beschäftigten die hannoverische Diplomatie; — wichtiger aber waren die preußischen Vorschläge zur Reform der Bundeskriegsverfassung, denen Hannover principiell entgegentrat, und die Frage der Eisenbahn von Minden nach dem Jadebusen, in welcher die hannoverische Regierung dem preußischen Wunsche, jene Bahn durch hannoverisches Gebiet zu legen, sich widersetzte. In den beiden letztgenannten Angelegenheiten war nicht Herr von Borries allein die Ursache des Widerstandes. Sowol in der Reformfrage der Bundeskriegsverfassung als in Betreff der Minden-Jadebahn vertrat Graf Platen entschieden das Interesse Oesterreichs, das der Ausdehnung des preußischen Einflusses in Norddeutschland keinen Spielraum gewähren wollte. Es wurde ihm leicht, dem Könige in den preußischen Vorschlägen in Betreff der Wehrverfassung des Bundes einen Eingriff in seine Kriegsherrlichkeit und in der Minden-Jade-

bahn einen militärischen Zwinggürtel zur Einengung Hannovers zu zeigen. Zu anderer Zeit wäre der König vielleicht in beiden Fragen zum Entgegenkommen geneigter gewesen — aber die Regierung der neuen Aera zeigte allerdings auch ihrerseits eine so entschiedene Animosität gegen Hannover, daß sie in der That kaum vertrauensvolles Entgegenkommen erwarten konnte. Insbesondere verstimmte den König persönlich die Wiederaufnahme der braunschweigischen Successionsfrage, welche gerade damals in Zeitungsartikeln und Broschüren, deren Ursprung man der preußischen Regierung oder wenigstens dem Herrn von Schleinitz zuschreiben zu sollen glaubte, fortwährend vor der Oeffentlichkeit behandelt wurde.

So hatte denn die hannoverische Regierung in der Presse nicht nur mit fast allen großen und kleinen Blättern des eigenen Landes, sondern auch mit allen liberalen Blättern in Deutschland und endlich zumeist auch mit dem preußischen Preßbureau zu kämpfen, welches, von dem Ministerpräsidenten von Manteuffel sehr wirksam organisirt, damals unter der Leitung der Herren von Jasmund und von Bardeleben stand und dem Antagonismus der neuen Aera gegen Hannover in schärfster Weise Ausdruck gab.

Die hannoverische Regierung hatte dagegen nur

ſehr geringe Vertheidigungsmittel. Gegen die Blätter des Inlandes brachte man nach der damaligen Bundespreßgeſetzgebung Verwarnungen und Conceſſionsentziehungen in Anwendung, welche notoriſch niemals etwas nützten und die Oppoſition nur dahin brachten, ihre Angriffe in vorſichtigere, darum aber um ſo gehäſſigere und wirkſamere Form zu kleiden. Den auswärtigen Blättern gegenüber griff man zur Androhung der Entziehung des Poſtdebits und erreichte damit im günſtigſten Falle, wenn die Maßregel wirklich Wirkung hatte, höchſtens, daß das betreffende Blatt, um ſich vor dem Verluſt ſeiner hannoveriſchen Abonnenten zu bewahren, über alle hannoveriſchen Dinge abſolutes Schweigen beobachtete. Von einer Einwirkung in geiſtiger Beziehung, von einer Fühlung mit den publiciſtiſchen Kreiſen oder gar von einer vertrauensvollen Verſtändigung, die ſo oft mit der Oppoſition möglich geweſen wäre, war keine Rede; die „Neue Hannoveriſche Zeitung" brachte ihre Leitartikel, welche Paraphraſen der Kammerreden des Herrn von Borries waren, die Oppoſitionsblätter erhielten ihre polizeilichen Verwarnungen, — das war alles. Graf Platen verweigerte jede Mitwirkung zur Inſtruction des Regierungsblattes, und ſo leiſtete daſſelbe in der That an Langweiligkeit das Unglaublichſte und erinnerte vielfach an den alten

„Preußiſchen Staats-Anzeiger", der im Jahre 1830, an dem Tage, an welchem die Nachricht der Julirevolution nach Berlin gekommen war, einen Leitartikel über den Schmetterlingsfang zur Erbauung und Belehrung ſeiner Leſer veröffentlichte.

Unter dieſen Verhältniſſen gehörte ein gewiſſer Muth dazu, die Preßangelegenheiten anzufaſſen, welche in mehr als einer Beziehung einem Weſpenneſte glichen.

Ich machte vor allem darauf aufmerkſam, daß ich die polizeilichen Maßregeln, Verwarnungen und Conceſſionsentziehungen für wirkungslos hielte, oder daß wenigſtens nach meiner Ueberzeugung die rein negative Wirkung mit der Gehäſſigkeit der Maßregel, welche wohlfeiles Märtyrerthum ſchaffe, in keinem Vergleich ſtände.

Ich ſtellte ferner die Nothwendigkeit dar, der Oppoſition auf publiciſtiſchem Boden einen geiſtigen Widerſtand entgegenzuſetzen, da ja die Regierung für alle ihre Schritte gute Gründe und Kräfte genug habe, dieſelben darzulegen — wozu vor allem nöthig ſei, Beziehungen nach allen Richtungen anzuknüpfen und Einfluß in der in- und ausländiſchen Preſſe zu gewinnen.

Endlich hob ich hervor, daß eine wirkſame Vertheidigung der Regierung vor der öffentlichen Meinung nur dann möglich ſei, wenn alle Miniſterien in gleicher

Weiſe daran mitwirkten, — insbeſondere ſei das Auswärtige Amt dazu nothwendig, da man von fremden Blättern unmöglich eine Behandlung der innern hannoveriſchen Angelegenheiten verlangen könne, ohne ihnen zugleich intereſſanten diplomatiſchen Stoff zu geben und ihnen Material zur Beurtheilung der großen politiſchen Fragen zu bieten. Die Leitung der Preſſe müſſe deshalb nicht unter dem Miniſterium des Innern, ſondern unter dem Geſammtminiſterium ſtehen.

Dieſe Grundſätze, welche ſtets das Fundament meiner Anſchauungen über die Behandlung der Preſſe von ſeiten der Regierungen gebildet haben und durch meine Erfahrungen auf dieſem Gebiete nur immer mehr befeſtigt worden ſind, erregten, während der König ſie vom erſten Augenblick an billigte, bei Herrn von Borries ein faſt mistrauiſches Bedenken. Er wollte von einer Beſchränkung der polizeilichen Maßregeln nichts hören, in denen er allein heilſame Einſchüchterung erblickte, und noch weniger wollte er eine Mitwirkung der übrigen Miniſter, am allerwenigſten des Grafen Platen, zugeſtehen, der natürlich dann ſeine Inſtructionen nicht der Prüfung und Approbation des Miniſters des Innern unterworfen haben würde.

Die Herſtellung einer publiciſtiſchen Organiſation indeſſen wurde in Angriff genommen, und ich begann,

so gut es auf dem schwierigen Boden anging, daran zu arbeiten. Eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten zur Begründung eines geistigen Einflusses auf die Publicistik lag in der Persönlichkeit des Herrn von Borries selbst, welcher von einer freien geistigen Bewegung keinen Begriff hatte, alles nach der Schablone machen wollte und vor allem stets selbst publicistisch zu arbeiten liebte. Jeden Morgen erhielt ich ein oder mehrere Billets mit Instructionen zur Behandlung einzelner Gegenstände. Dieselben trugen zwar stets die Nachschrift: „salva redactione", allein der Minister war doch sehr unzufrieden, wenn er nicht alle seine Gedanken und Wendungen wiederfand, deren Abdruck man fremden und unabhängigen Blättern, welche einer andern Form zugänglich gewesen wären, nicht zumuthen konnte. Einem Einfluß im Auslande stand der gesammte Liberalismus und der preußische Antagonismus entgegen. Die verschiedenen politischen Misverständnisse und Verstimmungen, deren ich bereits erwähnt, machten auch die Organe der preußischen conservativen Partei, so sehr dieselben der neuen Aera feindlich gegenüberstanden, zu Gegnern der hannoverischen Regierung, und selbst die „Kreuzzeitung" brachte feindselige Artikel gegen Hannover. Dazu kam, daß die verfügbaren Mittel sehr beschränkt waren. Ein Dispositions-

fonds existirte nicht, — zum Ersatz dafür hatte das Ministerium des Innern eine eigenthümliche Besteuerung der ausländischen Versicherungsgesellschaften eingeführt. Jede solche Gesellschaft, welche für das Königreich conceſſionirt wurde, mußte eine bestimmte, von dem Minister des Innern in jedem Falle festgesetzte Summe in die Kasse des Ministeriums zahlen. Aus diesen Beiträgen bildete sich der sogenannte „Feuertopf", über dessen Verwendung die Stände kein Recht der Controle besaßen, der aber gerade deshalb fast in jeder Session den Gegenstand der lebhaftesten Angriffe bildete. Dieser Fonds, an sich ziemlich bedeutend, war nun aber für alle möglichen Zwecke ziemlich stark belastet und es blieb wenig genug zur Verwendung für Preßzwecke übrig, sodaß auch an die Gewinnung unbedingt nothwendiger literarischer Hülfskräfte nur in beschränktem Maße gedacht werden konnte.

Allen diesen Schwierigkeiten stand ich gegenüber, sie konnten nur allmählich überwunden werden, und die größten derselben lagen im Schoße der Regierung selbst. Dessenungeachtet begann ich meine Thätigkeit nach festem Plan und mit der Hoffnung, den geistigen Einfluß auf die Presse, den nach meiner Ueberzeugung jede Regierung haben muß und den sie zu erringen

und festzuhalten das Recht und die Pflicht hat, nach meinen Anschauungen und Ueberzeugungen herstellen zu können, da ich für diese Anschauungen des Verständnisses und der Unterstützung des Königs gewiß war, der die Presse die sechste Großmacht nannte und dann meist hinzuzufügen pflegte: „Eigentlich aber ist sie die erste.“

II.

Organisation der Provinzialpresse. — Staatsminister Bacmeister. — Die Druckarbeiten der Regierung als Subvention für die Zeitungsunternehmer. — Die auswärtige Presse. — Die Correspondenten. — Das Literarische Bureau in Berlin und die preußischen Zeitungen. — Die „Weser-Zeitung". — Die augsburger „Allgemeine Zeitung". Dr. Orges, Baron von Cotta. — Weitere Schwierigkeiten der politischen Preßleitung. — Die Instructionen des Herrn von Borries. — Feindschaft des Corps bureaucratique. — Literarischer Größenwahnsinn.

Um nun die Anschauungen der Regierung in wirksamer Weise der öffentlichen Meinung zugänglich zu machen und die Alleinherrschaft der Opposition zu brechen, veranlaßte ich zunächst eine generelle Verfügung an alle localen Verwaltungsbehörden, welche dieselben anwies, sich mit den Redacteuren — meist zugleich Besitzern und Druckern — der kleinen und kleinsten Provinzialblätter in persönliche Verbindung zu setzen und denselben zu eröffnen, daß die Regierung von ihrer Loyalität die Aufnahme von ruhig gehaltenen

[illegible] des Regierungsstand-
[illegible] ausdrücklich erklärt
[illegible] oppositionelle Besprechung
[illegible] keineswegs verwehrt sein
[illegible] Druck gegen sie geübt
[illegible] alles Mistrauen auszuschließen,
[illegible] nicht den Polizeibehörden,
[illegible] nur den Verwaltungsbeamten
[illegible] zugleich die Zustellung der
[illegible] an die Blätter ihres Bezirks zu
[illegible] hatten.

Mit Ausnahme einiger Zeitungen der größern
Städte, welche ganz dem Nationalverein gehörten
[illegible] fast alle Provinzialblätter auf die ihnen i
vertraulicher Weise gemachte Eröffnung ein, — d
meisten um so lieber, als sie die Artikel der Opposition
blätter nur aus Mangel andern Stoffes abgedr
hatten und sehr froh waren, nun scheinbar Eige
ihren Lesern bieten zu können und zugleich mit
Behörden in ein freundliches Verhältniß zu tr
Viele allerdings meldeten sich bald auch mit U
stützungsansprüchen, welche sich indeß in so ger
Dimensionen hielten, daß sie trotz der beschrä
Mittel durch gelegentliche Subventionen bef
werden konnten.

Die Landdroſten in den verſchiedenen Diſtricten ließen es ſich auf Aufforderung des Miniſters des Innern eifrig angelegen ſein, durch geeignete, häufig nicht dem Dienſt angehörige Vertrauensperſonen mit den einzelnen Blättern ihres Verwaltungsbezirks in Verbindung zu treten und ſie zu einer verſtändigen, den Gründen der Regierung Raum gebenden und die Kritik der Regierungsmaßregeln in ruhiger Form haltenden Redaction zu beſtimmen. Insbeſondere fand ich ein tiefes Verſtändniß für die Bedeutung der Preſſe und die richtige geiſtige Einwirkung der Regierung auf dieſelbe bei dem damaligen Landdroſten zu Aurich, dem frühern Miniſter Bacmeiſter, den Herr von Borries bei einem Beſuch in Hannover mit mir bei einem ganz vertraulichen Theeabend zu einer eingehenden Beſprechung zuſammenbrachte und den ich damals zuerſt kennen lernte. Da dieſer hochbedeutende Mann noch in der letzten Zeit des Königreichs Hannover einen weſentlichen Einfluß auf deſſen Schickſal ausübte und ich in manchen wichtigen Momenten mit ihm zu arbeiten und von ihm zu lernen die Freude hatte, ſo mögen einige Bemerkungen über ihn gleich hier an dieſer Stelle ihren Platz finden.

Bacmeiſter ſtand damals im 56. Jahre ſeines Alters, er war kränklich und man konnte oft auf

seinem Gesicht die Spuren körperlichen Leidens sehen; doch schienen seine feinen Züge durch das frische geistige Leben, das aus seinen scharfblickenden Augen sprühte, jünger als seine Jahre. Er besaß eine ebenso tiefe und reiche allgemeine Bildung als gründliche Kenntnisse und ausgedehnte Erfahrungen in den Rechts- und Verwaltungswissenschaften. Seine Arbeitskraft war trotz seiner empfindlichen Nerven unerschöpflich, seine Ideen stets groß und weit, seine Mittel zum Ziele schneidig und zähe. Er besaß eine hinreißende Beredsamkeit, welche ebensowol durch die schlagende Schärfe der Gründe, als durch die Eleganz des Ausdruckes und durch wahrhaft attischen Witz wirkte; wenn er sprach, spielte ein gutmüthig spöttisches Lächeln um seinen feinen Mund, seine Stimme war leise und fast monoton, dennoch erzwang er stets die allgemeine Aufmerksamkeit und seine scharfe Dialektik überzeugte fast immer seine Gegner, oder brachte sie zum Schweigen. Er war im Jahre 1842 in das Ministerium des Innern berufen worden und hatte die hannoverische Proceßordnung ausgearbeitet, welche in ihrer Art ein Meisterstück war und trotz der durch das Jahr 1848 veränderten Rechtsverhältnisse noch die materielle Grundlage des hannoverischen Proceßrechts bildet. Dann war er unter dem Ministerium Schele nacheinander

Miniſter des Cultus und der Finanzen geweſen, hatte ſich darauf, weil er mit Schele nicht mehr übereinſtimmte, zurückgezogen und war, wie ſchon bemerkt, unter Herrn von Borries Landdroſt in Aurich. Trotz der freimüthigen Offenheit, mit welcher er zu allen Zeiten ſeine Meinung ausſprach und vertrat, beſaß er das Vertrauen aller, die ihm nahe getreten waren. Der König Ernſt Auguſt hatte ihm die Abfaſſung ſeines Teſtaments übertragen, der König Georg zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und ſelbſt der ſo mistrauiſche Miniſter von Borries hatte niemals eine Differenz mit ihm, — er achtete ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter, — vielleicht fürchtete er ihn, und trotz aller freundlichen Beziehungen hielt er doch bei dem Könige jeden Gedanken an eine Berufung Bacmeiſter's in das Cabinet fern — auch hätte ſich dieſer, deſſen oberſter Grundſatz das fortiter in re und suaviter in modo war, ſchwerlich damals dazu verſtanden.

Dieſer Mann nun, der, ganz wie ich, überzeugt war, daß der Einfluß der Regierung auf die Preſſe ein leitender, anregender, vertrauenerweckender ſein müſſe, daß vor allem jede polizeiliche Maßregelung von der geiſtigen Einwirkung völlig getrennt zu halten ſei, war vielleicht unter allen höhern Beamten

Hannovers der einzige, bei dem ich eine wirklich eingreifende Unterstützung ganz in meinem Sinne fand; sonst trat mir namentlich die Bureaukratie mehr oder weniger offen feindlich entgegen, weil sie theils auf dem Standpunkte stand, daß die Zeitungsschreiberei etwas ganz Gleichgültiges sei, und daß für deren Behandlung, wenn sie je Beachtung verdiene, die polizeilichen Bundesgesetze völlig ausreichten, — theils auch weil ein großer Theil der Ministerialreferenten mit dem Nationalverein sympathisirte und sich der Angriffe gegen den oft rücksichtslosen Minister von Borries freute.

Dessenungeachtet hatten die von mir getroffenen Maßregeln eine schnelle und wie natürlich auch eine allgemein sichtbare Wirkung. Das frühere Verhältniß kehrte sich um. Während früher das Regierungsblatt isolirt war, blieben jetzt die eigentlichen Parteiblätter mit ihren Angriffen gegen die Regierung allein, — alle kleinen Blätter vertraten die Anschauungen der Regierung. Die Opposition begriff sehr wohl, wie gefährlich dieses System für sie war, — denn die großen Parteiblätter werden im allgemeinen nur von denen gelesen, welche ohnehin schon zur Partei gehören oder deren Anschauungen theilen, — die kleinen und kleinsten Zeitungen aber, welche in das Volk dringen,

das noch keine eigene Meinung sich zu bilden vermag und sehr geneigt ist, das gedruckte Wort für unbedingte Wahrheit zu halten, machen in eigentlichem und eminentem Sinne öffentliche Meinung. Es begannen daher in allen Blättern der Opposition die allerheftigsten und meist sehr gehässigen Angriffe gegen das neue „Preßbureau", das nun wundersamerweise gerade die gothaischen Organe als eine von Preußen importirte Institution zu verdächtigen suchten, — man stellte dieses Preßbureau als eine dunkle, geheimnißvolle, von polizeilichen Schreckniſſen umgebene Macht hin und drohte den Provinzialblättern, welche mit demselben in Verbindung traten, mit Entziehung der Abonnenten und Anzeigen, was indeß keinen Eindruck machte, da die Bewohner des Bezirks jener kleinen Blätter, denen die großen Zeitungen meist gar nicht zu Gesicht kamen, fortfuhren sie zu lesen und in ihnen ihre Anzeigen zu veröffentlichen.

Dies bestärkte mich noch mehr auf meinem Wege — je unruhiger der Gegner wird, um so mehr hat man ihm an seinem wunden Punkte wehe gethan. Der König Georg pflegte zu sagen: Wer regieren will, darf sich weder fürchten noch ärgern — diesen Grundsatz habe ich auch meinerseits stets im öffentlichen Leben befolgt; — in diesem Falle fürchtete ich

die hämiſchen und perſönlichen Angriffe der Oppoſition um ſo weniger, als ich mir bewußt war, einen freien geiſtigen Kampf anzuſtreben, und als ich mir das Ziel vorgeſteckt hatte, die Preſſe von allen polizeilichen Feſſeln zu befreien, um durch die Kraft der Wahrheit und der Gründe die öffentliche Meinung der Regierung zuzuwenden. Statt mich über jene Angriffe zu ärgern, erſah ich aus denſelben zu meiner großen Freude, daß ich auf dem richtigen Wege war und die Gegner an ihrer empfindlichſten Seite gefaßt hatte.

Schon damals hatte ich auch den Gedanken, den ich ſpäter immer mehr als richtig in Bezug auf die Vertretung der Regierung in der Preſſe erkannte, nämlich durch die Zuwendung von Druckarbeiten diejenigen Zeitungsunternehmer, welche die Grundſätze und Gründe der Regierung vor dem Publikum vertheidigen, auch materiell zu unterſtützen und ſie dadurch für die ihnen zugewendete Feindſchaft der Oppoſition zu entſchädigen. Geldſubventionen haben etwas Gehäſſiges und für den Empfänger Niederdrückendes, ſie können meiſt nicht fortlaufend gewährt werden und es ſind dafür ſelten die genügenden Fonds vorhanden. Jede Regierung aber hat eine große Anzahl Druckarbeiten zu vergeben, und es iſt doch nur natürlich, daß ſie dieſelben denjenigen

Druckerei- und Zeitungsbesitzern zuwendet, welche zu ihren Freunden zählen und sie auf dem so wichtigen Gebiet der Presse unterstützen. Eine solche Zuwendung verursacht keine Extraausgaben, sie unterliegt keiner Controle, sie bringt demjenigen, der sie empfängt, großen Vortheil, ohne daß er die Demüthigung eines Geschenkes oder einer geheimen Subvention empfindet. Die Regierungen könnten durch eine richtige Verwendung dieser Druckarbeiten auf eine weit freiere, sicherere und würdigere Weise als durch directe Subventionen einen weitgehenden und festen Einfluß gewinnen; in Hannover war daran so wenig gedacht, daß die Besitzer der erbittertsten Oppositionsblätter große Beträge an den Druckarbeiten der Regierung gewannen, während man oft um geringe Subventionen für die Drucker der kleinen Provinzialzeitungen in Verlegenheit war.

Auch in dieser Beziehung fand ich sogleich Verständniß und Unterstützung bei dem Landdrosten Bacmeister; allein es war unendlich schwer, etwas Durchgreifendes darin zu thun. Denn solange Herr von Borries die Preßangelegenheiten als seine ausschließliche persönliche Domäne betrachtete, war immer nur über die Druckarbeiten des Ministeriums des Innern zu verfügen, die übrigen Ministerien hatten kein Interesse

trachtet mit einer Art von ehrerbietiger Bewunderung die vielen Briefe, welche die Redaction eines Blattes von allen Weltgegenden her unter den verschiedensten kabbalistischen Zeichen erhält und welche alle aus den eingeweihtesten Kreisen zu stammen und mit den maßgebendsten Personen im nächsten Verkehr zu stehen scheinen. Nun gibt es aber in allen großen Städten gewisse Publicisten, welche einen Theil des Tages damit verbringen, in den Vorzimmern der Redactionen und der Ministerialbureaux Neuigkeiten zu sammeln, dieselben dann mit Geschick zustutzen und durch kühne, mehr oder weniger gewandte Combinationen ergänzen, um sie unter verschiedenen Zeichen an verschiedene Blätter zu versenden, aus denen sie dann wieder in andere übernommen werden und so in weitem Kreislauf die öffentliche Meinung eines großen Theiles des Publikums bestimmen. In Berlin gab es Correspondenten — nicht einen, sondern mehrere —, welche täglich einen Correspondenzartikel selbst schrieben. Diesen zerschnitten sie dann in so viele Theile, als sie Zeitungen zu bedienen hatten, und setzten die Theile nach dem Princip der Permutation so verschieden zusammen, daß jedesmal ein anderer Gegenstand und Satz den Anfang bildete. Diese verschiedenen Permutationen desselben Artikels wurden dann von Schreibern

geſchrieben und gingen mit der Abendpoſt nach allen
lichtungen hin in die Welt, um in den verſchiedenſten
reiſen die neueſte öffentliche Meinung zu machen.
eſonders ſchlecht bezahlenden Blättern wurden dann
ol Verkürzungen des Artikels auferlegt, ſodaß ſie nur
ei oder drei Abſchnitte erhielten, große Zeitungen
it ſtarken Correſpondenzhonoraren erhielten wol eine
ſondere Einleitung und einige Specialnachrichten als
ugabe.

Um nun in dieſer Weiſe ſchnell einen weitgreifenden
influß auf die außerhannoveriſche Preſſe zu gewinnen,
ot ſich, als ich im November 1859 nach Berlin ging,
ine vortreffliche Gelegenheit. Die von dem Miniſter-
räſidenten von Manteuffel begründete Centralſtelle
ür Preßangelegenheiten war von dem Miniſterium
er neuen Aera unter die Leitung der Herren von
asmund und von Bardeleben geſtellt — der erſtere
atte vorher das „Preußiſche Wochenblatt“ des Herrn
on Bethmann-Hollweg redigirt, der letztere war
rgend ſonſtwo publiciſtiſch beſchäftigt geweſen. Beide
Herren hatten durch die Art ihres Auftretens die
meiſten Mitglieder jenes Bureau nicht angenehm be-
rührt, und ich fand dieſelben, welche ein großes Corre-
ſpondenzgebiet beherrſchten, in tiefer Erbitterung, ſowol
gegen das Miniſterium als gegen die Direction der

Centralstelle. Es wurde mir leicht, mehrere von ihnen zu engagiren, um die hannoverischen Interessen zu vertreten und mir sowol regelmäßige Berichte über alles, was in Berlin vorging, zu senden, als auch ihre Correspondenzen nach meinen Instructionen zu schreiben. Zugleich stellte ich eine Verständigung mit der conservativen Partei, unter der ich zahlreiche persönliche Freunde besaß, und mit der „Kreuzzeitung" und ihren Mitarbeitern her und fand Correspondenten für die hannoverische Regierungspresse, welche sonst aller journalistischen Thätigkeit fern standen und in der That aus besten Quellen zu schöpfen vermochten. Der Erfolg dieser Verhandlungen zeigte sich bald in sehr wirksamer Weise. Ich war nicht nur über alles, was in Berlin vorging, auf das genaueste unterrichtet, und erhielt Correspondenzen, welche der hannoverischen Regierungspresse ein höheres Interesse und eine bald allseitig anerkannte Bedeutung gaben, sondern ich war auch in der Lage, die Anschauungen der hannoverischen Regierung durch die nach meinen Instructionen arbeitenden Correspondenten zu gleicher Zeit und an den verschiedensten Orten in Blättern vertreten zu lassen, welche sich gegen eine directe Verbindung ohne Zweifel gesträubt haben würden.

Ich fand später — allerdings ließ sich das alles

rſt allmählich herſtellen — auch in Wien, Frankfurt a. M. nd München ſehr geſchickte und vertrauenswürdige lgenten, welche ich feſt engagirte und welche mir eben- alls regelmäßige Berichte einſenden und ihre Corre- ponbenzen nach meinen Inſtructionen einrichten mußten. 3ch traf die Einrichtung, daß die Berichte eines jeden — ſoweit ſie nicht abſolut discrete Mittheilungen ent- ielten — abſchriftlich allen übrigen, von meinen In- tructionen über die Behandlung der einzelnen Punkte egleitet, regelmäßig mitgetheilt wurden, ſodaß nicht eicht ein Gebiet Deutſchlands und auch eines weitern Auslandes — da viele fremde große Zeitungen von neinen Agenten bedient wurden — von meinem Ein- fluß auf die Preſſe freiblieb. Die hannoveriſchen An- ſchauungen und Rechtsgründe in den eigenen Landes- angelegenheiten, wie in den verſchiedenen Fragen, welche damals die deutſche Bundespolitik bewegten, wurden von Berlin, von Wien, von Frankfurt a. M. und von München aus nach allen Richtungen hin geſchrieben, ohne daß das Publikum, ja ohne daß ſelbſt die Ein- geweihten der Preſſe eine Ahnung des Zuſammen- hanges hatten.

Mit einzelnen der größern Weltblätter ſtand ich in perſönlichen Beziehungen, mit andern, die der hannoveriſchen Regierung beſonders viel Widerwärtig-

keiten bereiteten, gelang es, ſtatt des bisherigen ſchroffen Verhältniſſes freundlichere Verbindungen anzuknüpfen. So waren Herrn von Borries beſonders die durch die unmittelbare Nachbarſchaft faſt als hannoveriſches Blatt zu betrachtende „Weſer-Zeitung" und die namentlich in den vornehmern Kreiſen Hannovers vielverbreitete augsburger „Allgemeine Zeitung" äußerſt feindlich, und beiden Blättern gegenüber hatte er in ſeiner gewaltſam bureaukratiſchen Weiſe keine andere Waffe als die Entziehung des Poſtdebits. Dieſe Maßregel, welche dem Verbot des Blattes für das Gebiet des Königreichs faſt gleichkam, da jedes Exemplar dann einzeln unter Couvert geſendet werden mußte, war gegen die augsburger „Allgemeine Zeitung" einmal zur Anwendung gebracht und dann auf Verwendung der Geſandtſchaft in München wieder aufgehoben. Der Erfolg war geweſen, daß von da ab die „Allgemeine Zeitung" zwar keine Angriffe gegen die hannoveriſche Regierung mehr brachte, aber daß dafür der Artikel Hannover gänzlich aus ihren Spalten verſchwunden war, ſodaß ihre Leſer von der Exiſtenz des Königreichs niemals Kenntniß erhielten.

Die „Weſer-Zeitung" hatte bald nach meinem Eintritt in den hannoveriſchen Dienſt wieder einige ſehr heftige Angriffe gegen die Regierung gebracht, und Herr von

orries wollte ihr den Poſtdebit entziehen, wodurch
s Blatt eine große Anzahl von Abonnenten ver-
ren hätte und ſich, um ſolchen Schaden zu vermeiden,
nn wol ebenſo wie die „Allgemeine Zeitung“ zu einem
erſchweigen des Daſeins Hannovers verſtanden hätte.
ie „Weſer-Zeitung“ wurde damals von einem Herrn
mmers redigirt, der — und mit Recht — für einen
ar ſehr entſchieden liberalen, aber ernſten, tüchtigen
d nicht gehäſſig geſinnten Mann galt, mir aber un-
kannt war. Dagegen hatte ich durch einen gemein-
men Freund Beziehungen zu dem Eigenthümer des
lattes, Herrn Schünemann, welcher ja durch die
ntziehung des Poſtdebits am härteſten getroffen
orden wäre. Ich veranlaßte den Miniſter, von der
arten Maßregel noch Abſtand zu nehmen, und ließ
errn Schünemann erſuchen, nach Hannover zu kommen.
Derſelbe folgte ſogleich dieſer Aufforderung, und ich
ührte ihn eines Abends zu Herrn von Borries, deſſen
ffenes, gerades und ehrlich derbes Weſen denn auch
uf Herrn Schünemann einen Eindruck machte, der
on der Vorſtellung ſehr verſchieden war, die er von
em vielangefeindeten Miniſter hatte. Beide gefielen
ich gegenſeitig ſehr gut, und es wurde eine Ver-
ſtändigung bewirkt, infolge deren die „Weſer-Zeitung“
künftig den Ton gegen Hannover weſentlich milderte

und auch Artikel aufnahm, die ich ihr zusendete, wobei ich selbstverständlich dem Redacteur, Herrn Lammers, niemals zumuthete, mit seiner Ueberzeugung in Widerspruch zu treten, was er auch seinem Charakter nach niemals gethan hätte, — aber thatsächliche Aufklärungen und ruhige Darlegung von Gründen fanden Aufnahme.

Auch zu einer Verständigung mit der augsburger „Allgemeinen Zeitung" fand sich eine ganz eigenthümliche Gelegenheit.

Es erschien, nachdem das Blatt lange über Hannover völlig geschwiegen, plötzlich ein Artikel, der das größte Aufsehen machte. Es war in demselben gesagt, daß infolge von Differenzen des Grafen Platen mit dem Herrn von Borries der erstere seine Entlassung gefordert habe. Diese sei ihm vom Könige verweigert und deshalb sei Herr von Borries nun zum Rücktritt entschlossen. Die Zustände in Hannover, einzelne Vorgänge, die in der That stattgefunden hatten, waren so genau geschildert, der ganze Artikel zeigte eine so eingehende Kenntniß aller Verhältnisse und enthielt dabei mehrere so sachgemäße und schlagende Ausführungen, daß der König selbst in hohem Grade betroffen war, da manche Ansichten und Urtheile, welche jener Artikel enthielt, ihm, wenn er sie auch nicht als

bedingt richtig anerkannte, doch ernstere Beachtung verdienen schienen. Herr von Borries war sehr ürnt und dachte daran, strenge Maßregeln zu er- ifen. Dem Könige lag vor allem daran, zu wissen, her jener Artikel stamme, um danach den Werth o die Bedeutung seines Inhalts beurtheilen zu nen; er gab mir den Auftrag, sogleich persönlich i Versuch zu machen, bei der Redaction den Ver- ser des Artikels zu ermitteln. Ich stellte ihm natür- vor, wie schwer, ja fast unmöglich eine solche Er- ttelung sei, da ja jede anständige Redaction das bedingteste Schweigen über ihre Mitarbeiter be- chte; der König befahl mir aber dennoch, den rsuch zu machen, und autorisirte mich, der Redaction in Wort zu verpfänden, daß der Zweck der Nach- schung kein feindlicher und polizeilicher sei und daß ch unsererseits die strengste Discretion werde be- chtet werden; zugleich gab er mir einen Im- diatbefehl an seinen Gesandten in München, den ersten von dem Knesebeck, mit, welcher demselben trug, mir in jeder Weise unter absoluter Ver- wiegenheit zur Erreichung meines Zweckes behülflich sein. Herr von Borries erkannte an, daß es besser , noch einen Versuch der Verständigung mit der gsburger „Allgemeinen Zeitung" zu machen, bevor

man zu feindlichen Maßregeln schritte, und ich reiste ab mit einem der peinlichsten und schwierigsten Aufträge, welcher dadurch noch um so bedenklicher wurde, daß sein eigentlicher Inhalt nur dem Könige bekannt war und daß ich ohne Mitwirkung und Kenntniß des Ministers des Auswärtigen mit dem unter demselben stehenden Gesandten zu thun hatte.

Ich fand in dem Obersten von dem Knesebeck, mit dem ich später noch mehrfach in nähere Beziehungen treten sollte, einen ebenso liebenswürdigen als scharfblickenden und dabei altdeutsch biedern, treugesinnten Mann, der mit allem Eifer bestrebt war, die Interessen Hannovers in Süddeutschland nach allen Kräften zu vertreten, dabei aber sich bitter darüber beklagte, daß er fast immer ohne Instructionen bliebe und vor allem stets im Dunkeln über die eigentlich leitenden Grundsätze der Regierung sich befände und daher nur mit der äußersten Zurückhaltung sich über die Politik, die er zu vertreten habe, äußern könne. Herr von dem Knesebeck war trotz vieler Beziehungen seiner Familie in Preußen ein sehr entschiedener Gegner der gothaischen Idee und der von der neuen Aera eingeschlagenen Richtung; er wollte die volle Selbständigkeit Hannovers und erblickte das sicherste Mittel zur Stärkung der ruhigen und sichern Kraft Deutschlands

n dem engen Zuſammenſchluſſe der Mittelſtaaten unter räftiger einheitlicher Entwickelung ihres Militärſyſtems, m ſowol Preußen wie Oeſterreich feſt und unabhängig gegenübertreten zu können. Er misbilligte und beklagte das unglückſelige ſchwankende Schaukelſyſtem der hannoveriſchen auswärtigen Politik, das nirgends feſte Stützpunkte gewann und ſich gerade die Mittelſtaaten mistrauiſch entfremdete, während er auf der andern Seite die vexatoriſchen Maßregeln in Eiſenbahn- und Telegraphenangelegenheiten ebenſo entſchieden verurtheilte, durch welche Preußen ſtets daran erinnert werde, daß Hannover ein Hinderniß ſei. Ich hatte beſtimmten Grund zu der Annahme, daß, wenn die Differenzen zwiſchen den Miniſtern von Borries und Graf Platen zum Rücktritt des letztern führen ſollten, Herr von Kneſebeck deſſen Nachfolger im auswärtigen Miniſterium werden würde; vielleicht wäre dies ein großes Glück geweſen und hätte Hannover vor dem Untergange gerettet. Herr von Kneſebeck, der die Verhältniſſe der „Allgemeinen Zeitung" genau kannte und ſchon früher mit derſelben verhandelt hatte, rieth mir, meiner eigenen Anſicht völlig entſprechend, durchaus ab, bei der Redaction einen Verſuch zur Ermittelung des Verfaſſers jenes erwähnten Artikels zu machen, und empfahl mir dagegen, ſowol über dieſen Punkt

als über ein regelmäßiges freundliches Verhältniß zu dem Blatte direct mit dem alten Freiherrn von Cotta in Stuttgart, der damals noch lebte und über dessen Eigenthümlichkeiten er mir viel mittheilte, sozusagen de puissance à puissance zu verhandeln, was dem alten Herrn stets sehr schmeichelhaft sei.

Ich fuhr nach Augsburg und suchte zunächst den Dr. Orges, einen geborenen Braunschweiger und Inhaber der vierten Klasse des hannoverischen Welfenordens, auf, der mich seines eifrigen Wunsches versicherte, der hannoverischen Regierung in jeder Weise gefällig zu sein, aber zugleich erklärte, daß er gegen den Dr. Kolb, der ihm in der Redaction coordinirt sei, schwer etwas ausrichten könnte. Dr. Orges war ein geistig sehr bewegter und vielseitig, aber autodidaktisch gebildeter Mann; wie das bei solchem Entwickelungsgange meist der Fall ist, war er unendlich überzeugt von sich selbst, seiner Vielseitigkeit fehlte die feste und breite Basis und er erfaßte gewisse Gesichtspunkte und Gedanken mit der Gewalt einer fixen Idee. So beherrschte ihn damals der Haß gegen Napoleon III., den er, sehr stolz auf diesen Einfall, mit dem epitheton ornans et perpetuum: „Der 2. December", bezeichnete, und seine hauptsächlichste Thätigkeit bestand in fulminanten Artikeln gegen das französische Kaiser-

thum, welche meiſt den Stempel der fortwährenden nervöſen Irritation trugen, in der er ſich befand und welche ſich auch in ſeinem zitternd unruhigen Geberdenſpiel und in ſeinen faſt fieberhaft glänzenden Augen bemerkbar machte. Dieſe Irritation war ſehr natürlich, da die anſtrengende Redactionsarbeit wegen des Poſtenlaufes in der Nacht gemacht werden mußte, aber ſie machte eine ruhige Unterhaltung ſehr ſchwer, da Dr. Orges faſt unaufhörlich ſprach und jede mögliche Antwort vorweg anticipirte.

Dr. Kolb, ein alter Mann, halb gelähmt, ſodaß er beim Sprechen ſtets den rechten Arm convulſiviſch hin- und herbewegte, war ein altliberaler und etwas ſtumpf gewordener Doctrinär aus der Zeit, in welcher die ganze politiſche Welt das parlamentariſche Schaukelſpiel zwiſchen Guizot und Thiers eifrig verfolgte und eine ſchlagende Phraſe auf der Rednerbühne für ein hochwichtiges Ereigniß anſah. Ich ſprach beiden den Wunſch aus, ein freundliches Verhältniß mit der Zeitung herzuſtellen und ſolche Angriffe vermieden zu ſehen, wie ſie neuerdings gegen Herrn von Bories gerichtet worden; beide erklärten mir, daß ſie durchaus keine principiell feindliche Haltung gegen irgendeine deutſche Regierung beobachten wollten, und daß ihnen der letzte fragliche Artikel von einer Seite

zugegangen sei, die sie der hannoverischen Regierung nicht hätten für feindlich halten können.

Die längere Unterredung, die ich mit beiden Herren hatte, verlief praktisch resultatlos; Dr. Kolb entwickelte mir in weitläufiger Auseinandersetzung, daß nur im wahrhaft constitutionellen System das Ziel der Zukunft liege, und daß es Pflicht der Presse sei, die Regierungen zu diesem System zu drängen, das seine Spitze in einem deutschen Bundesparlament finden müsse. Dr. Orges seinerseits wendete eine unerschöpfliche Beredsamkeit auf, um mir klar zu machen, daß er das Verdienst habe, die Welt über die Gefährlichkeit des 2. December aufgeklärt zu haben, und daß die „Allgemeine Zeitung" die einzige „Macht" sei, welche Napoleon III. fürchte, wobei er mich zugleich in durchsichtiger Discretion seine bis in alle Cabinete hineinreichenden Verbindungen ahnen ließ. Ich schied indeß von beiden Herren, welche von den dunkeln Redactionslocalen der „Allgemeinen Zeitung" aus selbstbewußt in die ihnen unterthänige Welt der öffentlichen Meinung hinausblickten, in freundlichster Weise, hatte am Abend noch in dem Hotel Zu den drei Mohren, das damals durch seine, alle Rebengewächse der Erde umfassende Weinkarte berühmt war und später die Stätte werden sollte, an welcher der Deutsche Bund

seinen letzten Athemzug aushauchen sollte, eine Besprechung mit dem Baron Reischach, dem Miteigenthümer der Zeitung, einem alten, vornehmen und vortrefflichen Herrn, der in Augsburg anwesend war, die Angelegenheiten des Blattes jedoch vollständig dem Herrn von Cotta überließ, und reiste am andern Morgen nach Stuttgart ab.

Dort nahm ich die Verhandlungen nach dem Rath des Herrn von Knesebeck in der That de puissance à puissance auf. Ich sendete von meinem Hotel aus ein Beglaubigungsschreiben des Gesandten mit meiner Karte an den Freiherrn von Cotta und fuhr eine Stunde später zu ihm. Ich fand einen ebenso originellen als liebenswürdigen alten Herrn, der sich alle Mühe gab, in seinem ganzen Wesen die Haltung eines jugendlichen Sportsman zu zeigen, und einen hoch aufgedrehten Schnurrbart und kleine Sporen trug, ohne daß dies alles lächerlich erschien, da alle seine kleinen Eigenthümlichkeiten doch von einer gewissen vornehmen Natürlichkeit getragen wurden. Er empfing mich mit vieler Feierlichkeit und begann damit, die tiefe Verehrung zu versichern, welche er für den König von Hannover hege, dessen Wünsche zu erfüllen stets sein eifrigstes Bestreben sein würde. Ich sprach ihm umgekehrt von dem Einfluß der von ihm beherrschten

Zeitung auf die öffentliche Meinung und die Cabinete und ſagte ihm, daß gerade deshalb der König Werth darauf lege, von dieſem Blatte ſeine Regierung nicht ignorirt zu ſehen, wie dies bisher geſchehen; ich ſprach ihm ferner den Wunſch des Königs aus, den Verfaſſer des letzten Hannover betreffenden Artikels zu kennen, und verſicherte ihn zugleich, daß nur Se. Majeſtät allein von ſeiner Mittheilung, wenn er mir eine ſolche machen wolle, etwas erfahren ſolle. Der Baron ſprach darauf ſehr ungehalten über ſeine Redacteure, die ihn ſo oft ſchon in Verlegenheiten gebracht hätten; Kolb ſei ein altes Inventar der Zeitung, dem man ja manches nachſehen müſſe, Orges eifrig und ſtrebſam, aber „jung, ſehr jung", und es war in der That ſehr pikant, den alten Herrn von ſeinen Redacteuren ſprechen zu hören, welche ihrerſeits von einer ſo großen Höhe der Selbſtſchätzung auf die öffentliche Meinung Europas herabblickten. Der Baron ſagte, daß er ſich nur ſehr wenig um die Details der Redaction in Augsburg kümmern könne, aber „ſtrengen Befehl" gegeben habe, die ſämmtlichen deutſchen Regierungen mit dem ihnen gebührenden Reſpect zu behandeln. Für Se. Majeſtät den König von Hannover jedoch ſei er bereit, alles Mögliche zu thun, deshalb bat er mich, um alle weitern Schwierigkeiten mit den Redacteuren zu ver-

neiden, alle Artikel, deren Aufnahme dem Könige erwünſcht wäre, ihm ſelbſt zu ſchicken. Es verſtände ſich a von ſelbſt, daß ich ihm nichts ſenden würde, was nach irgendeiner andern Seite hin verletzen oder ſeinem Blatte Verlegenheiten bereiten könne. Was nun den Verfaſſer des Artikels betraf, der die Aufmerkſamkeit des Königs erregt hatte, ſo war ihm derſelbe aus frühern unter demſelben Correſpondenzzeichen eingeſendeten Artikeln bekannt. Er lehnte es zwar lächelnd ab, den Namen deſſelben zu nennen, bezeichnete ihn indeß durch verſchiedene Andeutungen ſo genau, daß kein Zweifel mehr über die Perſönlichkeit beſtehen konnte, welche nicht zu den journaliſtiſchen Kreiſen gehörte und zu verſchiedenen Zeiten einen nicht geringen Einfluß auf die hannoveriſchen Angelegenheiten ausgeübt hatte. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß dieſe Andeutungen ausſchließlich für die perſönliche Kenntniß des Königs beſtimmt waren, und es hat auch nie irgendjemand davon etwas noch erfahren, doch hatten ſie den Erfolg, daß der König gegen alle Rathſchläge, welche etwa von der Seite des Betreffenden kamen, mistrauiſcher und vorſichtiger wurde.

Die Verbindung mit dem Baron von Cotta beſtand bis zu deſſen Tode, und der alte Herr vermittelte mit loyaler Gewiſſenhaftigkeit alle Wünſche, welche der

König in Betreff der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ etwa haben mochte, und welche sich freilich meist auf die Berichtigung ganz unglaublicher Unterschiebungen und auf die Abwehr plumper Angriffe beschränkten, die aus den Kreisen der journalistischen Opposition in Hannover gegen die Regierung und oft mit besonderer Bosheit gegen die Person des Königs selbst gerichtet wurden.

Es war nun ein Mittelpunkt der gouvernementalen Publicistik geschaffen, der trotz der unzulänglichen Mittel und der ganz besonders unzureichenden publicistischen Kräfte, die mir zur Verfügung standen und die ich erst auszubilden und zu schulen hatte, manches zu wirken möglich machte. Ich gewann außer in Berlin auch in Wien, Frankfurt a. M. und München neue zuverlässige Berichterstatter, welche ebensowol die öffentliche Meinung scharf beobachteten, als sie im Stande waren, sich aus den leitenden Kreisen ihrer Regierung sichere Informationen zu schaffen. Die eingehenden Berichte theilte ich dann wieder wechselsweise in Abschrift den übrigen mit und fügte meine Instructionen über die Behandlung der einzelnen Fragen hinzu. Auf diese Weise bot ich nicht nur meinen Berichterstattern ein reiches Material wechselseitiger Informationen, sondern brachte auch durch die zahlreichen

Blätter, für welche sie correspondirten, die Anschauungen er hannoverischen Regierung in die weitesten Kreise es Publikums, das wol kaum jemals vermuthete, in erliner, wiener, frankfurter und münchener Correspon- enzen auswärtiger Blätter überall Ausarbeitungen annoverischer Instructionen zu finden. Ebenso wur- en nach meinen Instructionen von den mir zu Gebote tehenden literarischen Mitarbeitern die Artikel für die nländischen Blätter und die direct von Hannover aus n die deutschen Zeitungen gesendeten Correspondenzen erfaßt und auf diese Weise die Möglichkeit gewon- nen, eine und dieselbe Idee, welcher in der öffent- lichen Meinung Eingang geschafft werden sollte, von den verschiedensten Seiten zugleich, ohne scheinbaren Zusammenhang in der Presse auftauchen zu lassen, so- daß es häufig geschah, daß von gegnerischer Seite ein von Hannover aus begünstigter Gedanke aufgegriffen und in der Meinung, der hannoverischen Regierung damit Opposition zu machen, propagirt wurde.

Die wesentlichste und oft kaum zu überwindende Schwierigkeit bestand aber für mich in der Ertheilung meiner Instructionen und in der Einholung meiner eigenen Informationen für dieselben. Herr von Bor- ries trat in ein immer feindseligeres Verhältniß zum Grafen Platen, und der letztere verweigerte, was von

seinem Standpunkte völlig berechtigt war, jede Wirksamkeit für die Regierungspresse, solange dieselbe ganz ausschließlich unter der officiellen Leitung des Ministers des Innern stand. Es blieb also für die auswärtige Politik für mich nur die Information des Königs selbst übrig, und damit war ein Gebiet voll der gefährlichsten Klippen geöffnet. Die Informationen des Herrn von Borries selbst aber ließen sich in ihrer schroffen Ehrlichkeit und Rücksichtslosigkeit oft nur mit großer Vorsicht und Zurückhaltung für die Presse benutzen, was dann wieder die größte Unzufriedenheit des Ministers erregte. In welcher Weise Herr von Borries seinem Unmuth gegen seinen Collegen vom Auswärtigen Amte und gegen andere seiner Gegner, z. B. den Staatsrath Zimmermann, in der Presse Ausdruck zu geben wünschte, dafür mag unter anderm die nachstehende Instruction von seiner Hand Zeugniß geben:

„Der «Hamburger Correspondent» bringt in der Nr. 55, von Hannover datirt, einen Artikel über die Ablösung des Stader Zolls, in dessen Veranlassung die amtliche Wirksamkeit des Grafen von Platen-Hallermund überhaupt und namentlich in Behandlung der betreffenden Angelegenheit sehr hervorgehoben und auch des Finanzministers Grafen von Kielmannsegge rüh-

ıb erwähnt wird. Der nächſtfolgende Artikel in ıſelben Blatte, auch von Hannover datirt, behandelt bekannte Buke-Kreienſer Bahn und ſpricht die ffnung aus, daß Hannover und Preußen ſich darüber) verſtändigen würden. Als Gegenſatz hiervon chten die «Hamburgiſchen Nachrichten» am nächſt- ɜenden Tage einen heftigen Angriff auf den niſter Graf von Borries, ſuchten deſſen Wirkſam- zu verkleinern und ihn auf jegliche Weiſe zu ver- ɦtigen. Es wird darin dieſem Miniſter eine feind- ge Stellung gegen die preußiſche Regierung und nentlich die Schuld beygemeſſen, daß Preußen zum ıu der Buke-Kreienſer Bahn geſchritten, weil der iniſter von Borries in Eiſenbahnſachen gegen Preußen wenig willfährig geweſen und weil das jetzige Mi- ſterium in der «Hannoveriſchen Zeitung» fortdauernd ıgefeindet worden.

„Ein Artikel in der Nr. 56 des «Hamburger Corre- ondent», aus Braunſchweig datirt, beſpricht die vor- ge Verhältniſſe gegen Hannover und mißt die vor- ge ungünſtige Stimmung gegen die hannoveriſche Re- ierung dem wenig liberalen Regimente gegen die ɔtädte bey.

„Hier in Hannover glaubt eine ſehr verbreitete Mei- ung nicht daran, daß jene Artikel hier und in Braun-

ſchweig geſchrieben ſind, wenn ſie auch auf ſolchem Wege zur Redaction der betreffenden Blätter gelangt ſeyn mögen, vielmehr will man hier den Staatsrath Zimmermann mit jenen Artikeln in Verbindung bringen. Wir laſſen dahingeſtellt, ob und inwieweit dieſes begründet iſt. Jene Artikel kunden von einer nähern Kenntniß der einſchlagenden Verhältniſſe. Auch ſoll der Staatsrath Zimmermann ſeit etwa einem Jahre ſich im Sinne des gegen den Miniſter von Borries in den «Hamburgiſchen Nachrichten» gerichteten Artikels ausgeſprochen haben.

„Das bringt uns eine Schilderung dieſes Herrn in dem «Preußiſchen Wochenblatt» in Erinnerung. Damals ahnete man dort vielleicht nicht, daß nach wenigen Jahren der zu jener Zeit noch ſpecifiſch öſterreichiſch geſinnte und wirkende Herr Zimmermann ſo bald andere Anſchauungen gewinnen würde. Sonſt würde die Schilderung wol glimpflicher ausgefallen ſeyn. Hier in Hannover hat und wird man die Thätigkeit des Herrn Zimmermann ſeit Aufhebung des Staatsgrundgeſetzes nicht vergeſſen, und er mag ſich jetzt auch noch ſo liberal geberden, es wird die Zeit kommen, wo alle Richtungen hier im Lande das Facit ziehen und mit ihm abrechnen werden. Er ſucht den Adel freylich glauben zu machen, daß er lebhaftes In-

ſſe für deſſen politiſche Rechte hat; ſucht auch gern
Adelsgeſellſchaft auf; im Innern ſeines Herzens
t er aber, wie alle Emporkömmlinge, den Adel und
mehrfach zu erkennen gegeben, daß er die Rechte
Adels nur als geeignete Mittel zur Verfolgung
er Zwecke angenommen habe. Daß Zimmermann
ıdiſche Rechte nicht achtet, daß er ſich darüber hin-
ızuſetzen weiß, wenn ſie ſeinen Plänen hinderlich
), hat er während ſeiner ganzen Thätigkeit im hie-
n Lande zur Genüge bekundet. Damit dient er doch
ıigſtens ſeinem Herrn rückhaltslos. Man erzählt
im Publikum Aeußerungen von ihm, welche auch
ſes ſehr in Zweifel ſtellen. Man glaubt, daß er
r ſeinen eigenen Intereſſen dient, und daß, ſo wie
ſchwarz-weiß mit ſchwarz-gelb ſo raſch hat wechſeln
ınen, ihm auch der Wechſel des Herrn nach Um-
nden nicht ſehr ſchwer fallen würde."

Ebenſo heftige Ausfälle kamen gegen den Grafen
.aten ſelbſt vor, und ſo ſehr auch der Unwille des
Miniſters des Innern durch die unabläſſigen kleinen
adelſtiche, welche ihm Graf Platen ſowol als Zim-
ermann zu verſetzen nicht müde wurden, begründet
ıd vielleicht berechtigt ſein mochte, ſo war es doch
ıſolut unmöglich, derartige ganz directe und perſön-
che Angriffe gegen hochſtehende hannoveriſche Staats-

diener durch die Maſchinerie der hannoveriſchen Regierungspreſſe ſelbſt zu verbreiten, wenn ich nicht die Regierung, die ich zu vertreten hatte, in den Augen meiner eigenen Organe auf das äußerſte discreditiren wollte. Wenn nun auch Herr von Borries meiſt über derartige Inſtructionen die Worte „Salva redactione" zu ſetzen pflegte, ſo war er doch ſtets ſehr unzufrieden, wenn ſich dieſe Redactionsfreiheit in der Milderung oder Weglaſſung derjenigen Stellen äußerte, welche die hannoveriſche Regierung nach meiner Meinung compromittiren mußten. Er hatte eben keinen Begriff davon, daß man etwas nicht ſagen könne und dürfe, was man für recht und wahr hält, und ſo ſehr eine ſolche rückſichtsloſe Offenherzigkeit vielleicht ein Vorzug des perſönlichen Charakters ſein mag, ſo war ſie doch eine bedenkliche Eigenſchaft für einen Miniſter und am bedenklichſten für denjenigen, der ſolche Ausbrüche des Unwillens in die Oeffentlichkeit bringen und die Verantwortlichkeit für die Folgen derſelben zunächſt übernehmen ſollte.

So groß nun auch die in dieſen eigenthümlichen Verhältniſſen liegenden Schwierigkeiten waren, ſo ließ ich mich doch durch dieſelben nicht abſchrecken; der Erfolg der wenn auch ſo mannichfach gelähmten Thätigkeit der Regierungspreſſe zeigte ſich immer mehr, die

en des politiſchen Lebens, welches die deutſche Pu-
ſtik jener Zeit bewegte, zogen ſich mehr und mehr
) Hannover zuſammen, und die allerſchlimmſten
wierigkeiten, welche mir aus dem Antagonismus
Herrn von Borries und des Grafen Platen er-
hſen, beſeitigte ich in den peinlichſten Fällen durch
holung der unmittelbaren Inſtructionen des Königs
ſt. Freilich hatte auch dieſer Weg ſeine Klippen,
n wenn ich auch durch einen Befehl des Königs
: perſönlich den Rücken zu decken vermochte, ſo
rde dadurch doch der Miniſter ſtets unangenehm
ührt und das Vertrauensverhältniß, das gerade für
Handhabung der Preſſe ſo nothwendig iſt, wurde
hr und mehr geſtört, um ſo mehr, als der König
ɔft mehrfach verſuchte, mich mit dem Grafen Platen
directere Beziehungen zu ſetzen.

Meine perſönliche Stellung war dabei eine ganz
klare. Ich ſtand im Staatshandbuch immer noch
s Hülfsarbeiter bei der Landdroſtei, meine ganze Be-
äftigung mit den Preßangelegenheiten hatte keine
ficielle Baſis, ſie beruhte nicht einmal auf einem
riftlichen Commiſſorium, und meine Stellung dem
ɔnige gegenüber ſtützte ſich, ohne alle dienſtlichen Be-
ɛhungen, lediglich auf deſſen perſönliches Vertrauen.
s fehlte unter dieſen Umſtänden nicht an peinlichen

Frictionen aller Art, und die gegen mich geſponnenen Intriguen, namentlich unter den Kreiſen der Referentenbureaukratie, waren zahllos. Denn der Grundſatz der franzöſiſchen Juliregierung: „Le roi règne mais il ne gouverne pas", galt als oberſte Maxime in dem Corps bureaucratique der hannoveriſchen Miniſterialreferenten. Der herrſchſüchtige Geiſt und das Unfehlbarkeitsbewußtſein der alten Zeit lebte in der jüngern Generation dieſes Corps bureaucratique fort, und wenn ſich dieſer Geiſt ſchon gegen die ſtrenge ſelbſtwillige Zügelführung des Herrn von Borries empörte, ſo mußte demſelben ein plötzlich auftauchendes fremdes Element, das die der Bureaukratie ſtets ſo widerwärtige Preſſe bewegte und außerdem zuweilen in der einen oder andern Sache eine Initiative des Königs veranlaßte, doppelt verhaßt ſein.

Die Schwierigkeiten meiner Stellung wurden durch den Mangel an Mitarbeitern erhöht; ich hatte einige Literaten engagirt, aber es war faſt unmöglich, ſie zu einer einigermaßen ſelbſtändigen Thätigkeit zu verwenden, da ihnen, wie damals leider noch den meiſten der deutſchen Zeitungsſchriftſteller, jede juriſtiſche, politiſche und volkswirthſchaftliche Vorbildung völlig abging und es nöthig war, ſelbſt nach ausführlichſter Inſtruction ihre Arbeiten faſt wörtlich durchzucorrigiren. Dazu

n die tragikomiſchen Erfahrungen, welche man faſt
er mit dem Größenwahn zu machen hat, der ſo
die Zeitungsliteraten befällt, ſobald ſie von der
erung verwendet werden. Sie glauben dann ſo-
Staatsmänner geworden zu ſein und das Schick-
der Völker in ihrem Kopf zu tragen, ſodaß oft
weitere Verwendung unmöglich wird. Ein ecla-
es Beiſpiel ſolchen hoch aufgeſchraubten Selbſt-
ßtſeins erlebte ich an einem für meine geheime
reſpondenz engagirten Mitgliede des Literariſchen
eau in Berlin. Die betreffende Perſönlichkeit,
s excentriſcher Natur, erklärte ſich für den Sproß-
einer von dem Herzog Heinrich dem Mittlern ab-
mmenden, lange verſchollenen Linie des Welfenhauſes,
langte eine dieſer Abſtammung entſprechende Stel-
g in der hannoveriſchen Diplomatie und richtete
ographirte bogenlange Beſchwerden über mich an
einzelnen Miniſter und die Mitglieder des Staats-
hs, als ich ſolche wahnſinnigen Anſprüche durch Auf-
ung des Engagements ein für allemal zurückwies.
e Anekdoten, welche in dieſer Beziehung zu erzählen
ren, ſind ebenſo zahlreich als ergötzlich, doch haben
zu wenig allgemeines Intereſſe, um hier näher
auf einzugehen. Genug, ich arbeitete mit der noth-
ftig hergerichteten Maſchinerie ſo gut es gehen

wollte, und konnte mit dem Erfolge insoweit zufrieden sein, als die Stimme der hannoverischen Regierung nun wenigstens in der öffentlichen Meinung gehört wurde und auch von den Gegnern nicht mehr überhört werden konnte.

Bald mehrten sich denn auch die Gelegenheiten zu umfassender Thätigkeit, und es mußte vorläufig die weitere Ausbildung des von der Opposition immer heftiger angegriffenen „Preßbureau" aufgegeben und mit dem Vorhandenen das Möglichste geleistet werden.

III.

irkere Bewegung in Deutſchland. — Die Reform der ndeskriegsverfaſſung. — Napoleon. — Sein Wunſch nach er Verſtändigung mit Preußen und einer perſönlichen Zu- mmenkunft mit dem Prinz-Regenten. — Franzöſiſche Er- tungen an den mittelſtaatlichen Höfen. — Unfreundliche Ge- nungen des Königs Georg gegen das Napoleoniſche Frank- ch. — Die Aeußerung des Herrn von Borries über die swärtigen Allianzen deutſcher Regierungen. — Seine Er- ung in den Grafenſtand. — Die italieniſche Bewegung und poleon's Stellung zu derſelben. — Unerwarteter Beſuch des nigs Georg bei dem Prinz-Regenten in Berlin. — Der nig und die übrigen deutſchen Souveräne begleiten den inz-Regenten nach Baden. — Unterhaltungen mit Napoleon d Umſtimmung der Geſinnungen des Königs gegen den iſer. — Das Schickſal Europas liegt einen Augenblick in den Händen Georg's V.

Die allgemeine politiſche Situation begann in- oiſchen immer complicirter zu werden, und überall igten ſich die erſten damals wol den wenigſten licken noch deutlich erkennbaren und klar verſtänd-

lichen Vorboten der Stürme, welche in immer sich steigernder Gewalt endlich die erschütternden Wetter von 1866 und 1870 zusammentrieben. Preußen fing an, die Bundesreform anzuregen, und ganz insbesondere die Bundeskriegsverfassung wurde der Gegenstand immer lebhafterer Erörterungen; es zeigte sich immer deutlicher, daß das berliner Cabinet die preußische Oberfeldherrnschaft als eigentliches und letztes Ziel anstrebte, und diese Aspirationen erregten sowol in Wien als an allen mittelstaatlichen Höfen Unruhe, freilich mehr Unwillen als Besorgniß, denn es fiel damals in der That niemand ein, daß jene Bestrebungen einst mit dem Schwerte in der Hand weiter geführt werden könnten. Bismarck war noch nicht auf der Weltbühne erschienen und hatte sein drohendes Wort von Blut und Eisen noch nicht gesprochen, Herr von Schleinitz schien sehr wenig gefährlich und die „freie Hand" der preußischen Politik unfähig, jemals die Waffe zu erheben. Die neue Aera war in den Augen der damaligen deutschen Staatsmänner nur insofern gefährlich, als sie überall die revolutionären Geister wach rief und immer mehr die Gefahr der Wiederholung des Jahres 1848 heraufzubeschwören schien.

Napoleon allein vielleicht fand die langsam emporschwellende deutsche Bewegung einer ernstern Beachtung

rth. Er fürchtete jede Concentration der deutschen
ilitärmacht namentlich unter der Führung Preußens,
sen Militärsystem so viel beweglicher und darum
gressiver war, und er hoffte durch eine theilweise
terstützung und Förderung der damals noch so
ichtern hervortretenden preußischen Ansprüche eine
rklich nationale Entwickelung der preußischen Politik
immer abzuschneiden, für sich eine Compensation
erhalten und zugleich durch eine Aufrührung der
ndesreformfrage Gelegenheit zur Einmischung in die
utschen Angelegenheiten zu bekommen. Damals war
rr von Bismarck noch nicht Gesandter in Paris
d Napoleon hatte daher keine Gelegenheit zu münd-
hem Gedankenaustausch, zu welchem ihm die damalige
eußische Vertretung nicht geeignet erscheinen mochte;
begann daher, während die französische Presse der
eußischen Politik sich wohlwollend günstig zeigte,
nz vorsichtig in Berlin die Idee einer persönlichen
usammenkunft mit dem Prinz-Regenten anzuregen.
ugleich wurden in Hannover, Ende April und An-
ng Mai 1860, ebenso vorsichtige Eröffnungen in Be-
eff der deutschen Verfassungsverhältnisse gemacht, und
h setze voraus, daß die französische Diplomatie sich
n den übrigen mittelstaatlichen Höfen in gleicher
Weise äußerte.

Es sei, so ließ Napoleon erklären, durchaus nicht seine Absicht, sich irgendwie in die innern Angelegenheiten Deutschlands einzumischen oder gar der nationalen Idee in Deutschland entgegenzutreten, soweit dieselbe sich auf eine Belebung der schwerfälligen Formen des Deutschen Bundes richte, da der Kaiser gewiß sei, daß diejenige Bewegung, welche in Deutschland auf eine mit den Grundprincipien des Bundes, namentlich mit der vollen Souveränetät der Einzelstaaten, nicht vereinbare Neugestaltung hindränge, bei keiner deutschen Regierung Unterstützung finden werde. Denn jene Grundprincipien des Bundes und die Souveränetät der einzelnen deutschen Regierungen berührten das internationale Vertragsrecht und müßten die Einsprache der europäischen Garantiemächte hervorrufen.

Die Aufnahme solcher Aeußerungen in Hannover war um so kühler und zurückhaltender, als damals der König in den Traditionen seiner Jugend, in welcher er noch alle Eindrücke der so kurz vorhergegangenen Epoche von 1813—15 in sich aufgenommen, einen tiefen Widerwillen gegen das Napoleonische Frankreich hegte und diesen bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab. Diese Gesinnung des Königs hatte die Stellung des französischen Gesandten Grafen Damrémont zu einer wenig angenehmen gemacht, ja es war sogar vorgekommen, daß der König

Gespräch mit dem Gesandten irgendeine natürlich
ɔt direct verletzende Aeußerung gemacht hatte, bei
lcher er Napoleon I. einen grand conquérant
nte, worauf Graf Damrémont erwiderte: „Sire,
ıs les fondateurs de dynasties étaient des con-
érants heureux", eine Bemerkung, welche das
ng legitimistische Gefühl des Königs tief verletzte
ɔ seine kalte und stolze Zurückhaltung gegen das
poleonische Frankreich und die kaiserliche Diplomatie
ḥ verstärkte.

Es war gerade um diese Zeit, als bei Gelegenheit
ıer Petition des harburger Magistrats gegen die
ɔlizei Herr von Borries die Bestrebungen des Na-
ɔnalvereins, der unter den Mitgliedern der städtischen
ɔllegien von Harburg stark vertreten war, die Aeuße-
ıng machte, daß „die deutschen Mittelstaaten und, so-
nge Recht gelte, auch die kleinern deutschen Staaten
ıemals ihre Souveränetät zu Gunsten einer andern
ıutschen Macht aufgeben würden, und daß dahin ge-
ıchtete Bestrebungen nur die bedauernswerthe Folge
aben könnten, zu Schutzbündnissen mit auswärtigen
Nächten zu führen, welche sehr zufrieden sein würden,
ie Hand in die deutschen Angelegenheiten zu be-
ɔmmen".

Diese Aeußerung gab zu einer großen Agitation

gegen den Minister Veranlassung, und doch ist demselben niemals größeres Unrecht geschehen als gerade bei dieser Gelegenheit. Vielleicht war diese Aeußerung mit durch die vorsichtigen französischen Fühlungen veranlaßt, welche so durchaus keine Empfänglichkeit bei dem Könige gefunden hatten, jedenfalls sollte sie eine Warnung, nicht eine Drohung sein, denn Herr von Borries ging in seiner Abneigung gegen das französische Wesen viel weiter noch als der König, er war eben der Urtypus eines niedersächsischen Deutschen, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß er als Minister niemals, auch in den äußersten Verhältnissen nicht, seinem König zu einer Allianz mit dem Auslande gerathen oder bei einem solchen Bündniß sein Portefeuille behalten haben würde. Wer den Herrn von Borries kannte, mußte davon überzeugt sein — auch die Führer der Opposition konnten kaum an dieser Gesinnung des Ministers zweifeln — und es war ein Zeichen der damaligen Erbitterung in den politischen Kämpfen, daß Herr von Bennigsen sich nicht scheute, die Sprecher des Nationalvereins in Heidelberg zusammenzurufen, um gegen jene Aeußerung des Herrn von Borries eine geharnischte, von deutschem Patriotismus überfließende Erklärung unterzeichnen zu lassen. Herr von Borries selbst hatte vielleicht ein wenig Schuld daran,

die öffentliche Meinung ſo getäuſcht werden konnte.
hatte in dem Kammerbericht des Regierungsblattes
Worte genau ſo, wie er ſie geſprochen, abdrucken
en, und rieth, ſie vollkommen aufrecht zu halten
aus der Geſchichte des Rheinbundes zu exempli-
ren; gerade dieſe Geſchichte konnte den Verdacht,
wärtige Bündniſſe anzuſtreben, niemals gegen Han-
er aufkommen laſſen. Der Miniſter aber begann, an
en Worten abſchwächend zu deuteln, und ermöglichte
urch die wol ohne bona fides ausgeſprengte Auf-
ung, als habe er wider Willen ſich ſeine eigentliche
einung entſchlüpfen laſſen. Die Rechte der Zweiten
mmer gab, um dem Miniſter ihr Vertrauen gegen-
r dem durch ganz Deutſchland hallenden Geſchrei
beweiſen, demſelben ein Feſt auf dem Limmer
unnen am Tage der Grundſteinlegung zu dem Denk-
l des Königs Ernſt Auguſt, den 5. Juni 1860, und der
nig erhob an demſelben Tage ſeinen Miniſter, deſſen
unddeutſche Geſinnung er ebenſo genau kannte, wie ſie
rr von Bennigſen kennen mußte, in den Grafenſtand.

Es war dies eine kleine Epiſode, aber ſie ſteigerte
e Entfremdung zwiſchen dem Grafen Borries und
m Grafen Platen immer mehr, denn letzterer hatte,
ie alle möglichen Gelegenheiten, ſo auch dieſe benutzt,
n dem ihm verhaßten Miniſter des Innern die Be-

rührung des Gebietes der auswärtigen Politik zu verleiden. Graf Platen war bis zu seiner Ernennung zum auswärtigen Minister hannoverischer Gesandter in Paris und am Napoleonischen Hofe persona grata gewesen; er hatte bei seinem Abgange das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten, und wie er überall es liebte, Fäden und Fädchen anzuknüpfen, so hatte er auch in Paris als Freund gegolten, was ihm nun durch den Lärm, den die Aeußerung des Grafen Borries machte, verdorben wurde. Das Entgegenkommen, das man ihm in Paris gezeigt hatte, galt übrigens wol weniger, wie es seine empfängliche Selbstschätzung annehmen mochte; seiner Persönlichkeit, als es dem Wunsche Napoleon's entsprang, gerade den König von Hannover, den Neffen Georg's IV., dieses unermüdlichen und unerbittlichen Feindes des ersten Kaisers, für sich zu stimmen. Auch die Erbitterung zwischen den Parteien in der Kammer steigerte sich durch diesen Zwischenfall, die Sprache der Redner auf beiden Seiten wurde immer gereizter, und man konnte dem Grafen Borries den Haß gegen die Gegner nach dem wenig ritterlichen Streich, den sie gegen ihn geführt, kaum verdenken, wenn es auch wol klüger gewesen wäre, Herrn von Bennigsen schweigend zu ignoriren, statt durch heftige Repliken dessen Persönlichkeit immer mehr in den Vordergrund zu stellen.

) ſchrieb damals eine Broſchüre: „Offener Brief an
rrn von Bennigſen“, welche viel Aufſehen machte
b deren Manuſcript ich heute noch mit vielen un-
nein charakteriſtiſchen Bemerkungen des Grafen Bor-
s beſitze, die aber als Details einer vom Strom
r Geſchichte überrauſchten Zeit kaum noch anderes
s perſönliches Intereſſe haben.

Neben den heftigen Kämpfen in der Zweiten Kam-
er kamen auch zuweilen Humoriſtica vor; ſo erregte
n Zufall bei der Wahl einer Commiſſion große
eiterkeit. Die Rechte wählte den Abgeordneten Heyl,
n Miniſter von Borries und den Generalpolizei-
rector Wermuth, die Linke die Abgeordneten Gott,
chütze und von Bennigſen, ſodaß alſo die Stimm-
ettel der miniſteriellen Partei lauteten: „Heyl Borries
nd Wermuth“, diejenigen der Oppoſition aber: „Gott
chütze Bennigſen.“

In Italien bereitete ſich eine neue Ordnung der
Dinge vor, die Lombardei war Oeſterreich entriſſen
nd das Königreich Neapel krachte unter den Schlägen
er von Piemont unterſtützten Garibaldi'ſchen Revolu-
ion, Napoleon begann vor ſeinem eigenen Werke zu
ittern. Seine Idee war ein dreigetheiltes Italien, deſſen
Norden Piemont, deſſen Mitte der Kirchenſtaat und
deſſen Süden Neapel umfaſſen ſollte, und er ſuchte

nach Wegen, um die über ſein Ziel hinausſchießende italieniſche Revolution zurückzuhalten; er war der Feſſel der engliſchen Allianz müde und ſuchte nun in Deutſchland neue Erfolge und zugleich neue Stützen. Seine Idee für Deutſchland war, wie es täglich aus der Haltung der franzöſiſchen Diplomatie und aus den gelegentlichen vertraulichen Eröffnungen, welche bald hier, bald dort in leiſem Flüſtertone gemacht wurden, klarer hervorleuchtete, ebenfalls wieder die Dreitheilung, Preußen ſollte im Nordoſten, Oeſterreich im Südoſten eine Sondermacht bilden und zwiſchen beiden ſollte eine mittelſtaatliche Gruppe, aus den vier Königreichen beſtehend, ſich entwickeln, welche dann, wie der Kaiſer hoffte, naturgemäß eine Anlehnung an Frankreich geſucht haben würde.

Um zu ſondiren und Anknüpfungen zu machen, lag dem Kaiſer damals vor allem an einer perſönlichen Begegnung mit dem Prinz-Regenten von Preußen, und zwar um ſo mehr, als die Thronrede im preußiſchen Landtage, welche die preußiſche Wehrkraft und die Vertheidigung der nationalen Integrität Deutſchlands beſonders betonte, ſowie einige Worte, die der Prinz von Preußen in Saarbrücken geſprochen, ihre Spitzen gegen Frankreich zu richten ſchienen und in der Preſſe des Kaiſerreichs eine wol von oben herab

ıbete und immer mehr entflammte Aufregung
rgerufen hatten. Die Bewegung in Deutſchland
: verſtärkt durch die am 30. Mai im Kurfürſten=
Heſſen octroyirte Verfaſſung und durch den Be=
einer feindlichen Erörterung des hannoveriſchen
olgerechts in Braunſchweig, ſodaß man bereits
ch die vulkaniſchen Zuckungen des Bodens ſpürte,
)elchem die politiſche Welt ſtand.

nfang Juni ließ Napoleon in Berlin direct die
einer Zuſammenkunft mit dem Prinz=Regenten
Preußen anregen, um die Wolken des Mistrauens
rſcheuchen, welche zwiſchen der deutſchen und der
öſiſchen Nation, insbeſondere zwiſchen Frankreich
Preußen, aufgeſtiegen ſeien, eigentlich aber wol,
zu verſuchen, ob und wieweit der Prinz von
ßen den Napoleoniſchen Gedanken und Planen
die weitere Behandlung der deutſchen Frage zu=
lich zu machen ſein möchte. Dieſe Zuſammen=
ſollte die ganz harmloſe und natürliche Form
Beſuches annehmen, welchen der Kaiſer dem
ız=Regenten bei Gelegenheit des Aufenthaltes des
:rn in Baden=Baden machen wollte, und es ſchien
unmöglich, einen ſolchen Beſuch, der ja an ſich
ganz beſondere Aufmerkſamkeit und Höflichkeit
. abzulehnen.

Als die in Aussicht genommene Zusammenkunft in Hannover bekannt wurde, war der König sehr beunruhigt. Er fürchtete, daß der Eindruck derselben in ganz Deutschland einen sehr bösen Eindruck machen, daß die gothaische Partei in der Hoffnung auf französische Unterstützung oder französisches Geschehenlassen immer mehr versuchen werde, Preußen auf die Bahn eines deutschen Piemonts zu drängen, daß die Kluft, welche sich zwischen Preußen und Oesterreich zu öffnen begann, immer größer werden, und daß die Partei des Umsturzes der monarchischen Ordnung aus der entstehenden Verwirrung allein Vortheil ziehen werde.

Der König — ich erzähle das Folgende nach seinen mir oft wiederholten eigenen Mittheilungen — dachte lange allein über die empfangene Nachricht nach, es war am 12. Juni abends, er fand aus den bereits angeführten Gründen, daß die Zusammenkunft des Prinz-Regenten von Preußen mit dem Kaiser Napoleon zu einer für die ruhige Entwickelung des deutschen Verfassungslebens höchst gefährlichen Misdeutung Veranlassung geben könne, und bat, wie er das in besonders bewegten Augenblicken stets that, Gott eifrig um Erleuchtung, in welcher Weise er die ihm als deutschem Bundesfürsten obliegende Pflicht erfüllen könne, alle Gefahr von Deutschland, soviel an ihm liege, abzuwen-

Endlich, es war ſchon ſpät am Abend, glaubte
s Richtige gefunden zu haben, er ſagte ſich, daß
nur eine ſchnelle perſönliche Verſtändigung zum
führen könne, und daß er eine ſolche ſeinem
r und dem Regenten einer deutſchen Großmacht
›ig ſei. Ohne einen Augenblick zu zögern, ließ er
Reiſevorbereitungen treffen, und zwar in abſoluter
e, und reiſte mit dem gegen Mitternacht abgehen-
Zuge, von ſeinem Flügeladjutanten begleitet, nach
in, nachdem dem dortigen hannoveriſchen Geſandten,
ſtlieutenant von Reitzenſtein, der telegraphiſche
hl zugegangen war, einen Wagen auf den Bahn-
zu ſchaffen. Im Salonwagen legte der König die
ßiſche Uniform des Regiments der Zietenhuſaren,
n Chef er war, ſowie Band und Stern des
warzen Adlerordens an, und fuhr nach ſeiner An-
t in Berlin mit ſeinem Adjutanten und dem höchſt
unten Herrn von Reitzenſtein direct vom Bahn-
nach dem Palais Unter den Linden, welches heute
› der Kaiſer bewohnt.

Es war noch nicht 7 Uhr, der Prinz-Regent be-
› ſich noch in ſeinem Schlafzimmer und war ohne
eifel nicht wenig verwundert, als der Kammerdiener
hſt aufgeregt meldete, daß der König von Hannover
›en in das Palais getreten ſei. Nach kurzer Zöge-

rung eilte der Prinz-Regent in das Arbeitszimmer, wo der König ihn erwartete. Die hohen Herren umarmten und küßten sich, wie sie stets bei ihrer Begrüßung thaten, und sogleich begann der König: „Du willst mit Napoleon in Baden zusammenkommen? das geht nicht, das wird man falsch auslegen, ich bin gekommen, um dir meine Ansicht mitzutheilen, du darfst nicht allein hingehen, ich will mit dir gehen, die andern sollen es auch, dann wird jede Misdeutung ausgeschlossen und im Kreise der deutschen Fürsten wirst du Napoleon würdiger gegenüberstehen.“ Der Prinz-Regent dankte dem König gerührt für seinen Besuch, der ihm Gelegenheit gebe, mit seinem nächsten Nachbarfürsten und Verwandten seine Meinungen auszutauschen. Die beiden hohen Herren setzten sich ganz vertraulich zusammen, besprachen die Sache und das Resultat der Besprechung war, daß bei der am 15. stattfindenden Zusammenkunft in Baden der Prinz-Regent von den deutschen Königen und noch andern deutschen Fürsten umgeben war.

Die schnelle persönliche und vertrauensvolle Initiative des Königs Georg hatte in diesem Falle den besten und segensreichsten Erfolg, und es ist nur zu bedauern, daß so viele störende und verwirrende Elemente der persönlichen Begegnung der beiden so nahe verwandten

in ihren Charakteren ſich ſo ſympathiſchen Fürſten entgegentraten. Die verhängnißvolle Kataſtrophe 1866 hätte durch perſönliche Beſprechung nach er Ueberzeugung vermieden werden können und ieden werden müſſen.

Der König blieb bis zum Nachmittag in Berlin, te im Palais und kehrte abends, nachdem der z-Regent ihn zum Bahnhofe begleitet, ſehr zufrieden das Reſultat ſeiner Reiſe nach Hannover zurück. Diplomatie ſowol als die allerhöchſten Herrſchaften traten in lebhafte Correſpondenz und am 14. Juni e der König nach Baden ab.

Es war abgemacht, der dortigen Zuſammenkunft 3 äußere Zeichen politiſcher Bedeutung zu nehmen, daher blieb der Miniſter der auswärtigen An- genheiten zurück, der König war nur begleitet vom ierallieutenant Jacobi, dem Oberhofmarſchall von lortie, dem Cabinetsrath und dem Flügeladjutanten rſt von Boddien.

Die Beſchreibungen der Zuſammenkunft der deut- n Fürſten füllten damals alle Zeitungen. Alle Eti- e war verbannt, die einzige Erörterung in dieſer ziehung fand über den Vortritt unter den deutſchen uveränen ſtatt und dieſer wurde einſtimmig dem inzen von Preußen zugeſtanden als Regenten der

preußischen Großmacht, obgleich er persönlich, da er noch nicht König war, den Majestäten im Range nicht gleichstand. Die wesentlichsten politischen Besprechungen zwischen den deutschen Fürsten fanden über die Reform der Bundeskriegsverfassung statt, welche die preußischen Vorschläge einheitlicher gestalten wollten, und für welche Preußen auf die ihm zu gewährende Bundesfeldherrnschaft hinarbeitete. Wie das fast immer bei den Besprechungen der Souveräne der Fall ist, kam bei diesen Conferenzen, über welche der König von Sachsen das Protokoll führte, nichts weiter heraus, als daß die hohen Herren sämmtlich ihre Bereitwilligkeit zu einer einheitlichern Concentration und Stärkung der deutschen Wehrkraft aussprachen; man verständigte sich über das Princip einer gleichmäßigern Organisation der zusammengesetzten Armeecorps, glitt über die Frage der Oberfeldherrnschaft hinweg und überließ die Ausführung des allgemein anerkannten Princips spätern Ministerconferenzen. Doch nahm die persönliche Zusammenkunft der Fürsten den gegenseitigen Beziehungen den Hauch von Bitterkeit und Mistrauen, welcher dieselben in der letzten Zeit seit des Eintrittes der neuen Aera getrübt hatte, und die Worte des Prinz-Regenten, welcher versicherte, daß er die Rechte seiner deutschen Bundesgenossen heilig halten werde, obgleich er das Festhalten an dem von

betretenen Wege und die Hoffnung aussprach,
ier mehr von seinen Verbündeten auf diesem Wege
n sich zu sehen, wurden von den hohen Herren
großer Befriedigung aufgenommen.

Wichtiger und bedeutungsvoller waren die Unter-
ungen der deutschen Fürsten mit Napoleon, welcher
zum ersten mal ein Parterre von legitimen Kö-
n um sich vereinigt sah. Es ist wol zweifellos,
er damals dem Prinz-Regenten gegenüber die
:n Anregungen fallen ließ, um Preußen auf dem
ge einer hegemonistischen Bundesreform vorwärts
drängen, bei welcher er Deutschlands Macht durch
Antagonismus der beiden Großmächte paralysiren
für sich schließlich die Frucht eines Compensations-
ects pflücken wollte. Ebenso zweifellos ist es, daß
Prinz-Regent diese Anregungen durch seine kalte
rückhaltung fast im Keime erstickte, sie boten später
n Fürsten Bismarck Gelegenheit, Napoleon so fest
seine eigenen Netze zu verstricken, daß er, von Schritt
Schritt fortgezogen, zum Werkzeug bei der Her-
lung der deutschen Einigkeit werden mußte.

Besonders merkwürdig waren die in Baden an-
nüpften Beziehungen zwischen Napoleon und dem
nig Georg V.

Der König war, wie schon bemerkt, bis zu seiner

Reiſe nach Baden ganz von ſeiner altengliſchen und legitimiſtiſchen Abneigung gegen das Napoleoniſche Frankreich erfüllt geweſen und trat dem franzöſiſchen Kaiſer mit einem wol geradezu feindlichen Vorurtheil entgegen. Er war, ſoviel ich mich erinnere, der einzige der deutſchen Souveräne, welcher dem franzöſiſchen Kaiſer ſeinen höchſten Orden, den Sanct-Georgs-Orden, noch nicht gegeben hatte, und daher auch das Großkreuz der Ehrenlegion nicht beſaß, ſodaß er Napoleon nicht wie die übrigen nach der Höflichkeitsſitte der Souveräne mit dem Bande der franzöſiſchen Decoration empfangen konnte. Am Tage nach der erſten officiellen Begrüßung fand nun im Engliſchen Hof, wo der König wohnte, eine äußerſt eigenthümliche Scene ſtatt. Napoleon fuhr ohne Begleitung vor und ließ ſich nach der Wohnung des Königs führen, wo er in den Salon trat, jede ceremonielle Anmeldung verbietend. Der König vollendete eben in ſeinem Schlafzimmer ſeine Toilette, und der Kaiſer wartete ruhig in dem leeren Salon. Bald trat der König, auf den Arm ſeines alten Kammerdieners Mahlmann geſtützt, ein. Mahlmann, der den Kaiſer nicht kannte und einen Fremden in einfachem Civilanzug in dem Salon ſitzen ſah, rief ihn heftig an und ſagte ihm voll Entrüſtung, daß dies die Zimmer Sr. Majeſtät ſeien. Der König ſtutzte

illig; schon aber hatte sich Napoleon erhoben und König angeredet, der dann die Stimme des Kai- erkannte und den Kammerdiener entließ. Napo- zog ein Etui mit dem Großcordon der Ehren- on hervor und überreichte denselben dem Könige, nun die französische Decoration dankend, wenn) mit einiger Verlegenheit annahm und an dem- en Tage noch den telegraphischen Befehl nach Han- er schickte, um sofort durch einen Kurier die In- tien des Georgs-Ordens nach Baden kommen zu en. Der Kaiser blieb lange bei dem Könige und te während des Aufenthaltes in Baden noch mehr- ls die Gelegenheit zu vertraulichem Gespräch mit i Könige. Er sprach ungemein offen und mit all liebenswürdigen, hinreißenden und überzeugenden redsamkeit, deren er fähig war. Er suchte den Kö- besonders von seiner conservativen Gesinnung und i seiner hohen Achtung vor der Legitimität zu über- gen und ihm darzuthun, daß im Interesse der Ord- ng und Ruhe in Europa auch vom legitimen Stand- nkt das Napoleonische Kaiserthum die einzig mög- he Regierungsform in Frankreich sei. Die legitime nigliche Linie, so wiederholte er mehrmals in seinen esprächen, sei unmöglich geworden und könne schon shalb nicht in Frage kommen, weil der Graf Cham-

bord kinderlos ſei, — die Orléans ſeien ſchlimmer als illegitim, ſie ſeien antilegitim und hätten ſich durch ihre Felonie jedes Anrechtes an den franzöſiſchen Thron verluſtig gemacht, während er ſowol wie ſein Oheim die Revolution gebändigt und aus dem Chaos den Kaiſerthron wieder hätten emporſteigen laſſen. Er ſei ſolidariſch mit allen europäiſchen Monarchen in dem Kampfe gegen die Revolution und in der Erhaltung der Grundprincipien des europäiſchen Gleichgewichts. Auch ſprach er mit hoher Achtung vom Grafen Chambord und erklärte, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als dieſem Herrn ein der Vergangenheit ſeines Hauſes würdiges Los zu bereiten. Genug, es gelang ihm durch den eigenthümlichen Zauber, den er in der Unterhaltung auf jedermann auszuüben wußte, und durch das feine, verſtändnißvolle Eingehen auf die Charaktereigenthümlichkeiten, das er ſo meiſterhaft verſtand, den König völlig umzuſtimmen und deſſen ungünſtiges Vorurtheil in ſympathiſche Bewunderung zu verwandeln.

Der König kam in ſeinen Geſinnungen gegen Napoleon gänzlich verändert zurück und erklärte den franzöſiſchen Kaiſer, von welchem er bisher nur mit großer Kälte und in vertrauten Kreiſen ſogar ſtets mit einer wenig verhüllten Geringſchätzung geſprochen hatte, für

ı außerordentlichen Mann voll großer und edler
nnungen und voll bewunderungswürdigen Geiſtes.
derbe und oft etwas rückſichtsloſe Graf Damré-
t wurde abberufen und an ſeine Stelle trat der
ınte und geſchmeidige Baron von Malaret. Das
er kalte und gereizte Verhältniß der franzöſiſchen
omatie zum hannoveriſchen Hofe wurde ein ver-
liches und freundliches, und Herr von Malaret
der beſonders bevorzugte Liebling des Hofes und
Hofgeſellſchaft.

In der Preſſe durfte auf beſondern Befehl des
igs über die Zuſammenkunft in Baden-Baden
ts mitgetheilt werden als die folgende von Sr.
jeſtät ſelbſt feſtgeſtellte Erklärung:

„Hannover, 23. Juni. Seine Majeſtät der Kaiſer
Franzoſen hatte Seiner königlichen Hoheit dem
nz-Regenten von Preußen den Wunſch zu erkennen
eben, mit ihm eine Zuſammenkunft zu haben, um
urch ſeinen Willen, den Frieden zu erhalten, vor
ropa zu beweiſen, und die Beſorgniſſe vor der fran-
iſchen Politik in Deutſchland zu zerſtreuen. Seine
igliche Hoheit der Prinz-Regent hatte die Zuſam-
nkunft, wie Deutſchland mit Dank anerkennen wird,
r unter der Vorausſetzung angenommen, dabei die
tegrität Deutſchlands in keiner Weiſe in Frage ge-

ſtellt zu ſehen. Seine Majeſtät unſer König, von dieſer bevorſtehenden Zuſammenkunft unterrichtet, erklärte ſich bereit, ſowie auch Ihre Majeſtäten die Könige von Baiern, Sachſen und Würtemberg, nebſt einigen andern Bundesfürſten, bei dieſer Zuſammenkunft, welche in Baden ſtattfinden ſollte, anweſend zu ſein und dem Prinz-Regenten zur Seite zu ſtehen. Seine Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen hat nun den deutſchen Fürſten, die ſo in Baden zuſammengetroffen waren, perſönlich wiederholte und übereinſtimmende Verſicherungen der friedlichen und freundſchaftlichen Geſinnungen, von welchen er Deutſchland gegenüber beſeelt ſei, ertheilt; und der Prinz-Regent ſowie die übrigen anweſenden deutſchen Fürſten, gleichwie ſie bereit geweſen wären, die Ehre und Sicherheit des gemeinſamen Vaterlandes mit aller Kraft zu vertheidigen, haben dieſe Verſicherungen nur mit der innigſten Befriedigung aufnehmen können. Das deutſche Volk wird in den geſpannten Verhältniſſen, in welchen ſich Europa befindet, dieſe Verſicherungen zu ſeiner wahren Beruhigung erfahren. Es wird zugleich, als das ſicherſte Unterpfand für kriegeriſche Zeiten, mit Freude erkennen, wie ſeine Fürſten hier, auch ſelbſt ſchon im Frieden, dem Auslande gegenüber feſt, einig und treu zuſammengeſtanden. Aber die perſönliche Anweſenheit dieſer hervorragenden Bundes-

:n bot auch, abgeſehen von den Verhältniſſen mit
kreich, zugleich Gelegenheit zu Erwägungen und
rechungen über die jetzigen Verhältniſſe Deutſch-
s ſelbſt. Dabei wiederholte der Prinz-Regent ſei-
mitverbündeten Fürſten die Erklärungen über die
tik Preußens, welche er bei dem Schluſſe des Land-
vor ſeinen Kammern und an der Grenze Frank-
s vor dem Volke gegeben hatte, daß er es nicht
als die Aufgabe der deutſchen, ſondern als die
Aufgabe der europäiſchen Politik Preußens er-
:, den Territorialbeſtand ſowol des Geſammt-
rlandes als der einzelnen Landesherren zu ſchützen;
:e ferner, daß ſeine Bemühungen niemals die Ab-
: hätten, das völkerrechtliche Band, welches die deut-
n Staaten umfaſſe, zu erſchüttern. Er drückte zu-
ch die Hoffnung auf eine Verſtändigung zwiſchen
ſterreich und Preußen aus, und kam dadurch dem
geſprochenen Wunſche der übrigen Bundesfürſten,
; eine vertrautere und innigere Verbindung zwiſchen
ſen beiden deutſchen Großmächten angeknüpft werde,
gegen. Auch konnte der directe freundliche Ideen-
ſtauſch der dort anweſenden Fürſten Deutſchlands
:r dazu dienen, dieſelben im Intereſſe unſers ge-
mmten Vaterlandes noch inniger miteinander zu ver-
nden. Das iſt die Bedeutung dieſer deutſchen

Fürſtenverſammlung in Baden für das deutſche Volk; und ſie iſt dadurch ein wichtiges Blatt in der neuern Geſchichte."

Dieſe Erklärung wurde in der officiellen „Neuen Hannoveriſchen Zeitung" abgedruckt und den übrigen mit der Regierung in Verbindung ſtehenden Blättern der Wunſch ausgeſprochen, ſich aller weitern Commentare zu enthalten.

Die perſönliche Begegnung des Kaiſers mit dem Könige und die eingehenden Unterhaltungen zwiſchen beiden ſollten jedoch noch eine weitere und ganz eigenthümliche Folge haben und hätten vielleicht Veranlaſſung werden können, daß die Schickſale Europas eine andere Wendung genommen hätten.

Um das Folgende vollſtändig zu verſtehen, muß ich vorausſchicken, daß ſich damals am hannoveriſchen Hofe als franzöſiſcher Lehrer des Kronprinzen ein gewiſſer Blache de Montbrun befand, ein junger Mann von guten Manieren und einfachem Geiſt, der in Beziehungen zum Grafen Walewſki geſtanden hatte und ſehr laut und offen ſeine legitimiſtiſchen Geſinnungen ausſprach. Einige Zeit vorher war der Graf von Chambord auf einer Reiſe durch Hannover gekommen und am Hofe mit allen königlichen Ehren empfangen worden. Abends, als der Graf von Chambord ſich

reiſe der königlichen Familie befand, hatte der
ß jenen Herrn Blache mit den Worten herbei-
en: „Venez, je vous ferai l'honneur de vous
enter à votre roi.“ Dies hatte natürlich Auf-
erregt, war weiter erzählt worden und der fran-
he Geſandte hatte den Miniſter der auswärtigen
legenheiten über den Vorfall interpellirt, ſodaß die
e ſich zu einer diplomatiſchen Affaire aufbauſchte,
e Veranlaſſung gegeben haben mochte, daß in den
chten des Geſandten nach Paris Herr Blache de
tbrun als eine Perſon von beſonderer Bedeutung
als ein Vertrauter des Grafen Chambord oder
gſtens als ein einflußreiches Mitglied der Legiti-
enpartei dargeſtellt wurde.

Im September nun kam eines Tages Herr Blache
Montbrun ſehr aufgeregt zu mir und erzählte, er
tags vorher durch ein Telegramm nach Minden
ſen, wo eine Perſönlichkeit von hohem Einfluſſe,
n Namen er nicht zu nennen ſein Ehrenwort ge-
en habe, ihn hätte ſprechen wollen. Dieſe Perſon
e ihm ein Programm übergeben und ihn beauftragt,
geeigneter Weiſe zu erforſchen, welche Aufnahme
Beurtheilung die in demſelben enthaltenen Ideen
hannoveriſchen Hofe finden möchten. Er ſei nun
der äußerſten Verlegenheit und wiſſe ſich ſeines

Auftrages nicht anders zu entledigen, als indem er zu mir käme und mir das Programm mittheilte.

Dieses höchst merkwürdige Schriftstück enthielt nun in kurzen, scharfen und bestimmten Sätzen den Entwurf eines Vertrages zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grafen von Chambord auf folgenden Grundlagen:

1) Der Graf von Chambord erkennt den Kaiser Napoleon, da derselbe nicht sein „Successeur légitime" sein könne, als „Continuateur reconnu de sa dynastie" an und wird allen französischen Legitimisten sowie den europäischen Höfen dies unter Ausschluß der Familie Orléans von allen Rechten auf den französischen Thron anzeigen.
2) Der Kaiser wird dem Grafen von Chambord alle Besitzungen seines Hauses in Frankreich herausgeben, ihm den Titel „Majesté royale" zuerkennen und ihm eine Residenz in Frankreich in jeder Stadt außer Paris, die der Graf wählen sollte, einräumen.
3) Der Kaiser wird die Annexion des Königreichs Neapel verbieten, die Räumung des neapolitanischen Gebietes von sardinischen Truppen und den Freischaren Garibaldi's erzwingen und die bour-

bonische Dynastie auf dem Throne von Neapel erhalten. Auch ist der Kaiser bereit, seine bons offices für die Erhaltung der bourbonischen Linie auf dem Throne des Herzogthums Parma eintreten zu lassen oder eine angemessene und volle Entschädigung für die herzogliche Familie zu erwirken.

)as Schriftstück war so präcis und scharf gefaßt, :ine Unterschied zwischen „Successeur légitime" „Continuateur reconnu" zeigte ein so tiefes ändniß des politischen Rechts und zugleich eine)erlegene Beherrschung des Ausdruckes, daß ich ı Augenblick glauben konnte, Herr Blache de tbrun sei der Verfasser dieses Programms. :lbe konnte ihm vielmehr nur von einer mit dem ge der Politik in hohem Grade vertrauten Person)en worden sein. Dasselbe enthielt die vollständige isirung der italienischen Föderationsidee, welche oleon schon seit dem Züricher Frieden der sardini- ı Annexionspolitik entgegenzusetzen bestrebt war, zugleich gewann der Kaiser die Partei der Legiti- en und versetzte den Orléans einen empfindlichen lag. Dies hatte in jener Zeit eine große Bedeu- ; die Legitimisten waren noch sehr stark und der ier war kaum noch rückhaltslos von den europäischen

Mächten anerkannt. Er mußte dahin ſtreben, im Innern Frankreichs alle conſervativen Elemente um ſich zu ſcharen und zugleich den legitimen Mächten, die er zum Kampfe gegen die Revolution und zugleich zu einer Reviſion des europäiſchen Völkergeſetzes, der Wiener Congreß-Acte, vereinigen wollte, als berechtigter Herrſcher Frankreichs entgegenzutreten. Denn Napoleon ſtrebte, ſo ſehr er auch in ſeinem Leben mit der Revolution geſpielt hatte, nach nichts mit ſolchem Eifer als nach ſeiner anerkannten Aufnahme in die ſogenannte Familie der Könige. Er wollte ſeine Dynaſtie in das europäiſche Recht aufnehmen laſſen, denn er fürchtete für dieſelbe nicht die Revolution ſo ſehr als die europäiſche Coalition, welche ſeinen Oheim geſtürzt hatte. Eine Legitimirung durch den Grafen von Chambord mußte ihm den erſehnten gleichberechtigten Platz unter den europäiſchen Souveränen öffnen; er war als Continuateur reconnu der alten franzöſiſchen Monarchie und als eingeſetzter Nachfolger der allerchriſtlichſten Könige nicht mehr der „Parvenu", welcher erſt den Krimkrieg zu führen gezwungen geweſen war, um von dem Kaiſer Alexander den Titel „Mon frère" zu erlangen, den der ſtolze Nikolaus ihm verſagt hatte. Es kam dazu, daß die Ausführung des Programms, die Einwilligung des Grafen Chambord vorausgeſetzt

Schwierigkeiten zu bieten schien. In Preußen
in damals tief entrüstet über die Losreißung
dabei von der deutschen Großmacht Oester-
ian zeigte seinen Widerwillen gegen das sardi-
talien und gegen dessen Bündniß mit der Gari-
chen Revolution sehr deutlich, ebenso wie die
thie für den König von Neapel, welchem sogar
eußische Schiff, die Loreley, zur Verfügung
wurde. Noch stärker war diese Strömung am
urger Hofe, und Oesterreich hätte ja selbstredend
rückwerfung der piemontesischen Annexionspolitik
bel begrüßt. Außerdem fand die Ausführung
rogramms auch in dem Züricher Frieden, den
ächte gebilligt, seine völkerrechtliche Basis. Ein
s Veto Napoleon's gegen Garibaldi und Victor
el, zu welchem er die volle Macht besaß,
also die Zustimmung und Unterstützung aller
n Mächte gefunden und höchstens vielleicht bei
nd ein leises, aber wirkungsloses Grollen erzeugt

Ich war daher der Ueberzeugung, daß das
amm, welches Herr Blache de Montbrun mir
, wenn es nicht von Napoleon selbst ausginge,
on einer Person kommen müsse, welche mit den
und Wünschen des Kaisers völlig vertraut

Nun war gerade am Tage vorher der Graf Walewski, bis dahin französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, auf einer Reise durch Minden gekommen, und es lag daher sehr nahe, anzunehmen, daß er es sei, der Herrn Blache de Montbrun jenes Programm gegeben habe, um so mehr, als die legitimistischen Gesinnungen des Grafen Walewski bekannt waren. Auch daß man Herrn Blache wählte, um die Sache zunächst in seine Hände zu legen, schien erklärlich nach dem vorher erzählten Vorgange. Ich fragte ihn, ob er das Programm von dem Grafen Walewski erhalten, er erklärte sich durch sein Ehrenwort zum Schweigen verpflichtet, wollte jedoch auch meine Frage nicht mit Nein beantworten, und die ganze Sache erschien mir so wichtig, daß ich es für nöthig hielt, das Programm dem Könige mitzutheilen.

Dieser war im höchsten Grade betroffen und erklärte sogleich, daß der Inhalt des eigenthümlichen Schriftstückes völlig mit den Anschauungen übereinstimme, welche Napoleon ihm bei seinen Unterhaltungen in Baden ausgesprochen habe, und daß er überzeugt sei, das Programm komme von niemand anders als von dem Kaiser selbst, welcher diesen sonderbaren Weg gewählt habe, da er eine solche Sache nicht officiell anregen könne, um sich keinem Echec auszusetzen,

ewiß gewesen sei, daß Herr Blache das verhäng-
le Papier schon irgendwie in die rechten Hände,
in die seinigen oder in die des Grafen Cham-
bringen werde.

h hatte das Programm zugleich meinem alten
de, dem Hofrath Louis Schneider in Berlin, ge-
um zu hören, wie man etwa in Berlin darüber
Dieser hatte es dem Prinz-Regenten mitgetheilt
m schon am nächsten Tage nach Hannover, um
i dem Könige zu melden, der ihn, wie immer,
nädig empfing, und dem er sagte, daß der Prinz
t dieser Idee und der weitern Verfolgung der-
ein hohes Interesse zuwende, denn auch dem
ten müßte Napoleon in Baden ähnlich Anklin-
s gesagt haben. Der König ließ Herrn Blache
und befragte ihn in Gegenwart des Hofraths
eiber auf das schärfste und eingehendste nach dem
unge des Papiers. Herr Blache erzählte den
ang dem Könige ebenso, wie er ihn mir erzählt
, erklärte ebenfalls, daß er durch sein Ehrenwort
nden sei, denjenigen, der ihm das Programm ge-
n, nicht zu nennen, wollte aber nicht verneinen,
es der Graf Walewski gewesen sei. Zugleich fügte
inzu, jene Persönlichkeit habe auf das bestimmteste
irt, daß von seiten des Kaisers die Unterhandlung

ſogleich aufgenommen werden ſolle, ſobald von dem Könige, oder dem Grafen Chambord, oder einer europäiſchen Macht ein „gros bonnet", wie er ſich ausdrückte, dafür beſtimmt und bevollmächtigt werden würde. Nur mit dem Grafen Platen werde man nicht verhandeln, denn dieſer ſei unfähig, die für eine ſolche Sache nöthige Discretion zu beobachten, ſchwanke nach allen Seiten und werde, wenn ähnliche Verhältniſſe jemals eintreten ſollten, der „Liborio Romano" des Königs werden. Liborio Romano war, wie man ſich erinnert, der Miniſter des Königs Franz II. von Neapel, der dieſen durch ſeine zweideutige und ſchwankende Haltung in ſeine damalige Lage gebracht hatte. Es war dieſe Aeußerung um ſo auffallender, als Graf Platen als Geſandter in Paris dort persona grata geweſen war, und als Herr Blache perſönlich kaum jemals mit demſelben in Berührung gekommen war und keinen Grund zu feindſeliger Geſinnung gegen ihn haben konnte. Obgleich der König nichts darüber äußerte, ſo ſchien es mir doch, als ob auch in dieſer Beziehung eine Andeutung in Baden gefallen ſei, denn er beſchloß, dem Grafen Platen nichts von der Sache zu ſagen, und ſendete, allen, die um die Sache wußten, ſtrengſte Verſchwiegenheit auferlegend, Herrn Blache nach Paris, mit dem Auftrage, diejenige Perſönlichkeit,

ihm das Programm gegeben, aufzusuchen und
en zu erklären: daß es ihm, Herrn Blache, un-
h sei, weiter etwas in der Sache zu thun, bevor
ht einen Beweis zu liefern vermöge, daß von
des Kaisers Napoleon die Ausführung des
amms oder wenigstens die Verhandlung auf der
besselben gebilligt werde.

Das den Grafen Chambord betrifft, so wollte der
, und gewiß mit vollem Rechte, demselben in
t unklaren Stadium einer fast mysteriösen An-
nheit nichts davon mittheilen, es schien indeß die
ihrung des Programms auch nach dieser Seite
unmöglich zu sein. Zwar widersprach die dem
ndenten der französischen Legitimität angesonnene
chtleistung den Principien, die derselbe bisher stets
ehalten und laut ausgesprochen, doch war eben-
rch, daß der Graf Chambord, der ja keine Descen-
hatte und mit dessen Tode also in jedem Falle
Erbfolgefrage wieder streitig werden mußte, den
er nur als „Continuateur" seiner Dynastie an-
men sollte, das Legitimitätsprincip gewissermaßen in-
erhalten, sodaß der Prinz eigentlich nur ganz per-
iche Rechte aufzugeben hatte. Dadurch aber rettete
inem Zweige seines Hauses den Thron von Neapel,

indem er zugleich jedes Nachfolgerecht der dem legitimen Princip ſtets ſo feindlichen Orléans ausſchloß; es war jedenfalls zu erwarten, daß das Haus Bourbon auf den Grafen Chambord im Sinne der Annahme der Napoleoniſchen Propoſitionen, wenn dieſelben wirklich officielle Geſtalt annehmen ſollten, einwirken werde. Ja eine ſolche Einwirkung mußte man ſogar von ſeiten der franzöſiſchen Legitimiſten annehmen, von denen ein großer Theil ſehr geneigt war, ſich nach dem Tode des Grafen Chambord dem Kaiſerreiche zuzuwenden, das jedenfalls der Legitimität näher ſtand als die Orléans, und mindeſtens Frankreich Ruhm und Macht gebracht hatte. Waren doch bereits zahlreiche Legitimiſten, ohne durch äußere Rückſichten dazu gezwungen zu ſein, in den Dienſt des Kaiſers getreten, wie der Marquis de Mouſtier und der Herzog von Gramont, der Jugendfreund des Grafen von Chambord, und allen dieſen würde eine Verſöhnung des Kaiſers mit dem letzten directen Abkömmling der alten legitimen Könige ſehr erwünſcht geweſen ſein.

Zu derſelben Zeit, als Herr Blache jenes Programm überbrachte, hatte ſich der franzöſiſche Admiral Barbier le Tinan mit ſeiner Escadre vor Gaëta gelegt, wohin inzwiſchen der König Franz II. mit den Trümmern ſeiner Armee ſich zurückgezogen hatte, und verhinderte

ırdiniſchen Admiral Perſano, die Feſtung von
:eeſeite anzugreifen; es lag hierin ein Beweis,
:apoleon in der That die Entſcheidung über die
itaniſche Frage noch offen halten wollte.
er Hofrath Schneider ging nach Berlin zurück,
nan dürfte dort die weitere Entwickelung dieſer
:nthümlich eingefädelten Angelegenheit mit ebenſo
Spannung erwartet haben als in Hannover.
3 ſchien indeß durchaus nothwendig, daß in einer
, welche ſo weit reichende Conſequenzen in ſich
. der König einen durch ſeine Stellung und Er=
ng zu ſo ernſten und wichtigen Verhandlungen
tigten und befähigten Staatsmann zur Seite
da er einmal dem Grafen Platen nichts davon
theilen Veranlaſſung hatte. Ich rieth daher dem
ge, von dem Geh. Cabinetsrath Lex unterſtützt,
:as dringendſte, den Herrn von Stockhauſen, da=
Geſandter in Wien, nach Hannover zu berufen.
elbe hatte früher den Geſandtſchaftspoſten in Paris
ibet, mußte alſo die dortigen Verhältniſſe genau
:n und war dann auch in der Lage, die ganze
)e, wenn ſie feſtere Geſtalt annehmen ſollte, in
n anzuregen und von dort aus an den Grafen
mbord zu bringen. Der König ſchickte Herrn von
ckhauſen den Befehl, unter dem Vorwande perſön=

licher Geſchäfte einen Urlaub nachzuſuchen und ſogleich nach Hannover zu kommen.

Inzwiſchen kehrte Herr Blache de Montbrun von Paris zurück und brachte einen Brief des Grafen Damrémont, der bis vor kurzem franzöſiſcher Geſandter in Hannover geweſen war und als „Ministre plénipotentiaire en disponibilité“ eine neue diplomatiſche Verwendung erwartete. Graf Damrémont erklärte in dieſem Briefe in klaren und unzweideutigen Worten, daß er bereit ſei, auf Grund jenes Programms mit einem von dem Könige von Hannover bevollmächtigten Vertreter in Verhandlung zu treten. Damit war unzweifelhaft erwieſen, daß das Programm, gleichviel welche Mittelsperſon für die Lancirung deſſelben gewählt war, vom Kaiſer kam, denn niemals würde ein Mann in der Stellung des Grafen Damrémont ſich ſchriftlich zu einer ſo unmittelbar die perſönlichen und dynaſtiſchen Verhältniſſe des Kaiſers berührenden Verhandlung bereit erklärt haben, wenn er nicht zuvor bei Napoleon angefragt und von dieſem ſelbſt die Autoriſation dazu erhalten hätte.

Herr von Stockhauſen kam an, und hätte ich denſelben früher gekannt, ſo würde ich niemals auf ſeine Berufung gedrungen haben. Er war eine Natur, welche ſich über die Grenzen der formaliſtiſchen Tra-

en der bureaumäßigen Diplomatie hervorzuwagen
den Muth faſſen konnte und es für unmöglich
daß von Hannover aus irgendwie große politiſche
n angeregt werden könnten. Er war außerdem
ief erbitterter Preußenfeind und witterte in der
n Sache — ich habe keine Ahnung warum —
preußiſche Intrigue, durch welche der König den
n Mächten gegenüber in Verlegenheit gebracht
n könne; genug, er bot alles auf, um den König
eſtimmen, die Sache fallen zu laſſen. Vielleicht
te ihn dabei auch eine ganz perſönliche Rückſicht
nmen. Denn wenn er dieſe ſo bedeutungsvolle
andlung, von der Graf Platen ausgeſchloſſen war,
nommen hätte, ſo war die natürliche Folge, daß
elbſt das Portefeuille der auswärtigen Angelegen-
n übernehmen mußte. Er lebte aber gern in Wien,
er eine beliebte Perſon war, ein Minimum von
häftslaſt zu tragen hatte und ſich materiell beſſer
d als auf dem Poſten eines hannoveriſchen Mi-
ers der auswärtigen Angelegenheiten, deſſen arbeits-
er und verantwortlicher Stellung er ſich, trotz einer
t geringen Werthſchätzung ſeiner eigenen Perſönlich-
, doch wol auch nicht gewachſen fühlen mochte.

Der König wurde unſicher und ſuchte, eine unglück-
e Eigenſchaft ſeines Charakters, Zeit zu gewinnen,

wodurch Zögerungen in einer Sache entſtanden, die ihrer ganzen Natur nach zu ſchneller Entſcheidung drängte, da ſich die Dinge in Italien ja nicht lange in der Schwebe erhalten ließen. Dieſe Zögerungen, welche, wie der Verfolg dieſer Aufzeichnungen noch öfter zeigen wird, für den König ſelbſt und für Hannover ſtets ſo verhängnißvoll wurden, darf man freilich nicht ganz dem Charakter des Königs zur Laſt legen. Er fand eben, wie auch dieſer Fall beweiſt, in den ſo kleinlich eingeengten Verhältniſſen Hannovers keine Menſchen zur Ausführung großer und weiter Ideen, Hannover war gerade durch die Verbindung mit England ſo von aller großen Politik ausgeſchloſſen und ſo auf ſeine eigenen kleinen Verhältniſſe beſchränkt geblieben, daß in der ganzen Staatsdienerſchaft nichts größere Scheu erregte als eigenes Denken und Handeln. Man fand dort gute Verwaltungsbeamte und gute, ja vortreffliche Juriſten, aber keine Staatsmänner, mit ganz wenigen Ausnahmen, die dann aber von dem ganzen Corps bureaucratique einmüthig verfolgt und zurückgedrängt wurden; es hätte mindeſtens noch einiger Generationen bedurft, bis Hannover Perſönlichkeiten von der Bedeutung eines Beuſt oder eines Dalwigk hervorzubringen vermocht hätte.

Genug alſo, die Sache wurde verzögert, da Herr

Stockhausen keine andere Absicht hatte, als sich
e mit guter Manier vom Halse zu schaffen; es
noch eine Anregung von Paris an Herrn Blache,
e wurde noch einmal dorthin geschickt, um sich
ein verclausulirte Erklärungen geben zu lassen.
m aber natürlich ohne dieselben zurück, Graf
émont hatte ihm gesagt, daß, nachdem er bestimmt
ückhaltslos seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in
erhandlungen erklärt, er nun, und zwar nur noch
Zeit, einen gegenseitigen Unterhändler zu erwar-
abe. Dennoch wartete man noch ziemlich lange
immer lag der französische Admiral vor Gaëta,
erst als immer und immer von Hannover nichts
überließ endlich der Kaiser Napoleon die italie-
Entwickelung ihrem Schicksale.

So entschlüpfte den Händen des Königs ein Faden,
welchen er, wenn derselbe energisch festgehalten
geschickt weiter gesponnen wäre, einen mächtigen
luß auf die damals in der Gärung befindlichen
icksale Europas hätte gewinnen können. Er würde
Napoleon selbst und fast alle europäischen Souve-
verpflichtet haben, besonders aber würden durch
Aufnahme dieser Sache in Gemeinschaft und unter
währender Verständigung mit dem Prinz-Regenten
Preußen die in Baden wieder angeknüpften per-

sönlichen Beziehungen zwischen beiden hohen Herren sich immer fester zusammengezogen haben und dadurch wäre die spätere Entfremdung und wol auch die Katastrophe von 1866 vermieden.

Besonders auch in dieser letztern Beziehung bedauerte ich es tief, daß jene Sache so traurig im Sande verlief, denn mein sehnlichster Wunsch war es immer, daß der König mit dem preußischen Hofe in persönliche Verbindung treten möge, wodurch allen politischen Differenzen die gehässige Spitze abgebrochen wäre.

Ich habe mich später in Paris überzeugt, daß jenes Programm in der That vom Kaiser Napoleon ausgegangen war und daß derselbe zu jener Zeit einen sehr hohen Werth auf dessen Ausführung gelegt hatte. Damals konnte ich nichts weiter thun, denn für mich, noch sehr jung und eben fremd in den hannoverischen Dienst getreten, war es unmöglich, bei einer solchen Verhandlung mitzuwirken, und nach den mit Herrn von Stockhausen gemachten Erfahrungen war es, auch wenn dazu noch Zeit gewesen wäre, bedenklich, irgendeine andere Persönlichkeit vorzuschlagen.

IV.

und Ideen zur Bekämpfung der Opposition, insbesondere
othaischen Idee, auf geistigem Gebiet. — Arbeiten zur
bung einer allgemeinen deutschen conservativen Partei und
großen Preßorgans zur Vertretung des Bundesrechts
der Selbständigkeit der Fürsten und Staaten sowie zur
:llung einer kräftigern militärischen Tüchtigkeit der Bundes-
:. — Schwierigkeiten der Durchführung dieser Idee. Herr
Schätzell. Regierungsrath von Witzleben. — Stellung von
sen und Baiern. Freiherr von Schrenck und Freiherr von
βfordten. Fürst Schönburg. — Pessimistische Resignation
'esterreich. — Leben des Königs Georg in Norderney. —
nschweigische Erbfolge. Graf von der Decken. — Lebens-
r des Kronprinzen. — Ernst-August-Denkmal. — Der
:prinz Secondelieutenant. — Charakter und Entwickelung des
nprinzen, der Prinzessin Friederike und der Prinzessin Mary.

Es schien zu jener Zeit besonders nothwendig, der
haischen Idee, welche die souveräne Selbständigkeit
deutschen Fürsten bedrohte, an der diese doch, auf
3 Völkerrecht gestützt, festzuhalten entschlossen waren,

eine andere lebensfähige und das Volk belebende Idee gegenüberzustellen. Denn es war klar, daß ohne die Kraft einer solchen volksthümlich lebenskräftigen Idee die Fürsten in dem Kampfe um die autonome Selbstständigkeit endlich unterliegen mußten. Sie besaßen die materielle Macht des Widerstandes nicht, und hätten sie im äußersten Falle die Hülfe Oesterreichs angerufen oder angenommen, so würde die österreichische Hegemonie, im Falle sie durch einen Krieg österreichischer Waffen hätte erkämpft werden können, dem Stolze der Fürsten und der Selbständigkeit der deutschen Staaten vielleicht verderblicher geworden sein als eine preußische Führung.

Die Geschichte des alten Reiches liefert ja Beispiele genug von dem Hochmuth und der Rücksichtslosigkeit, mit welcher das Haus Habsburg seine Autorität geltend machte, sodaß es sogar vorgekommen war, daß die kaiserlichen Ambassadeurs als Vertreter der Person des Kaisers den Rang vor dem Fürsten beansprucht hatten, an dessen Hofe sie beglaubigt waren — und die deutschen Fürsten hatten ja ihre in dem Bunde beruhende und durch den Bund garantirte Selbständigkeit nur durch die Aufhebung der römischen Kaiserherrlichkeit des österreichischen Hauses über das Deutsche Reich erlangt.

er König Georg insbesondere war von diesem
ıken tief durchdrungen und hatte die höchste Ab-
ıg, Oesterreich irgendwelchen maßgebenden Ein-
ıuf die Schicksale Deutschlands einzuräumen. Er
ɛ es oft auszusprechen, daß das römische Kaiser-
Oesterreichs die nationale Entwickelung Deutsch-
jahrhundertelang zurückgehalten, und daß
rreich stets die deutsche Macht, soweit es über
ɔe zu gebieten vermochte, nur dazu benutzt habe,
eine europäische Stellung zu stützen. — Die Tra-
ı des preußisch-hannoverischen Bündnisses aus dem
österischen Kriege war in ihm im hohen Grade
dig, und wenn er auch bedauerte, daß damals ein
cher Bürgerkrieg zu diesem Bündnisse die Veran-
ng gewesen, so würde er doch stets zu einem
dniß mit Preußen bereit gewesen sein, sobald nur
Berlin nicht die gothaische Idee des Bundesstaats
der preußischen Spitze auf die Fahne geschrieben
ɔen wäre.

Ich habe den König bei den Verhandlungen über
Reform der Bundeskriegsverfassung häufig sagen
:n, daß er bei der Wahl eines Bundesfeldherrn im
le eines deutschen Krieges niemals einem andern
:sten seine Stimme geben werde als dem Könige von
:ußen, aber ebenso werde er niemals einem Bundes-

beſchluß zuſtimmen, welcher die freie Wahl der ſouveränen Fürſten ausſchlöſſe und dem Könige von Preußen als ein eigenes Recht die Würde des Bundesfeldherrn übertragen ſollte, welche er nur der freien Wahl ſeiner ſouveränen deutſchen Bundesgenoſſen verdanken dürfte.

Die gothaiſche Idee ſtützte ſich zu jener Zeit vorzugsweiſe auf die liberale Oppoſition in den einzelnen Ländern, welche, feſt zuſammengeſchloſſen und agitatoriſch thätig, in der concentrirten geiſtigen und materiellen Macht Preußens einen Rückhalt und ein Drohungsmittel gegen die eigenen Regierungen ſuchte, und auf das in dem ganzen Volke wurzelnde und immer ſtärker emporwachſende Bewußtſein, daß die ganze Organiſation des Deutſchen Bundes zu ſchwerfällig ſei, um im Falle eine Krieges ſchnell wirkſamen militäriſchen Schutz zu gewähren und im Frieden die immer ſteigenden Anforderungen des Verkehrslebens genügend zu befriedigen.

Um alſo für die deutſchen Fürſten in dem Kampfe um ihre monarchiſche Selbſtändigkeit gegen die hegemoniſtiſchen Beſtrebungen Preußens und der gothaiſchen Partei gleichartige ideelle Stützpunkte und materielle Machtmittel zu gewinnen, erſchien es einmal nothwendig, eine conſervative Parteibildung auf föderativer Grundlage ins Leben zu rufen, und ſodann eine prak-

Bundesreform anzubahnen und durchzuführen,
e den vorhandenen und überall empfundenen Mis-
en Abhülfe schaffte, ohne doch die autonome
tändigkeit der einzelnen Länder und die monar-
: Souveränetät der Fürsten zu beschränken.
)er König sah die Richtigkeit dieses Gedankens,
ch bei ihm wiederholt anregte, vollkommen ein.
atte eine nur für ihn bestimmte kleine Abhand-
unter dem Titel „Der Fürst des 19. Jahr-
rts von Machiavell dem Jüngern" geschrieben,
lcher ich ausgeführt hatte, wie und durch welche
l in der heutigen Zeit des constitutionellen Staats-
, welches absolute Gewaltacte unmöglich mache
den Versuch derselben thöricht erscheinen lassen
e, die Fürsten dennoch durch geschickte und klug
mete Behandlung der Minister, der Parlamente
der verschiedenen Volksklassen die unumschränkte
nliche Herrschaft in ihren Händen festzuhalten ver-
ten, und in welcher ich ganz besonders die Noth-
igkeit hervorgehoben hatte, daß die Regenten, um
ich Herren der Regierung zu bleiben, sich stets zu
retern und Führern großer fruchtbringender Ideen
en müßten, welche das Volk zu beleben und zu
gen vermöchten und auf diese Weise die große
ge stets, den parlamentarischen Parteien und den

bureaukratiſchen Hemmniſſen zum Trotz, an die Perſon des Fürſten feſſeln müßten, — eine Nothwendigkeit, welche alle großen Selbſtherrſcher von Cäſar bis auf Ludwig XIV., den Kaiſer Nikolaus von Rußland und endlich Napoleon III. erkannten und zur Richtſchnur ihres Handelns machten. Der König nahm an dieſem Eſſay des modernen Machiavell ein großes Intereſſe, billigte die darin ausgeſprochenen Anſichten und ſtimmte auch meinen Vorſchlägen zur Verwirklichung derſelben vollſtändig bei.

In Betreff der conſervativen Parteibildung war ich der Meinung, daß es zunächſt darauf ankäme, ein großes geſammtdeutſches conſervatives Preßorgan ins Leben zu rufen, welches ſtreng auf dem Standpunkte des Bundesrechts ſtehend, dennoch für eine geſunde Entwickelung und Reform der Bundesorganiſation die Initiative ergreifen müſſe und nicht nur in den Fragen des Einzellebens der deutſchen Staaten, ſondern auch ganz insbeſondere in der Vertretung der Geſammtintereſſen der deutſchen Fürſten den Regierungen den Zugang zur weiteſten Oeffentlichkeit und zugleich den Parteien den Mittelpunkt der Vereinigung und Verſtändigung bieten ſollte. Conſervative Elemente waren ja überall in Deutſchland genug vorhanden, und ſie beſaßen ungleich größern Einfluß auf das öffentliche

größere materielle Mittel und weitaus größere
ediegenere Intelligenz als die liberale Opposition,
nur durch die disciplinirte Einigkeit, ihre aus-
iche Herrschaft über den Journalismus und ihren
tslosen Gebrauch der Phrasen Bedeutung besaß.
is Beispiel Preußens war in dieser Beziehung
hen Grade lehrreich. Auch dort waren ja die
ativen Elemente zahlreich vorhanden gewesen,
ie hätten sich nie zu einer in das öffentliche
eingreifenden und dasselbe zeitweise beherrschenden
zusammengefügt, wenn nicht die „Kreuzzeitung"
die Sammelfahne und zugleich das Mittel zu
mausgesetzten Anregung, Verständigung und Er-
ung gebildet hätte.
enso wahr es ist, daß die Zeitungen sich auf
arteien stützen müssen — ebenso unumstößlich
ist es auch, daß großartig wirksame Parteien,
gesetzt, daß die Grundelemente für dieselben vor-
i sind, sich nur durch eine Zeitung zu bilden und
alten im Stande sind.
n solches großes deutsches conservatives Organ
nun aber, wenn es wirksam sein sollte, eine
geistige und materielle Unabhängigkeit besitzen.
äre wol nicht schwer gewesen, den König bei
großen Interesse für die Sache zu der Gründung

eines ſolchen Blattes aus ſeinen eigenen perſönlichen Mitteln zu beſtimmen, namentlich wenn befreundete und gleichgeſinnte Fürſten auf ſeine unmittelbare Anregung hinzugetreten wären. Dann aber wäre das Blatt ausſchließlich zum Moniteur der hannoveriſchen und der ſonſt noch betheiligten Regierungen geworden und hätte ſeinen Zweck der Parteibildung und ſeine Macht, das Parteileben anzuregen, vollſtändig verfehlt — es wäre dann nur ein officiöſes Organ mehr, niemals aber eine Stütze der Regierung geworden nach dem alten immer wahren Grundſatz: „On ne peut s'appuyer que sur ce qui résiste."

Es mußte alſo bei der Gründung eines ſolchen Blattes ſchon eine ſtarke Betheiligung der conſervativen Partei ins Auge gefaßt werden, in welcher die Fürſten zwar voranſtehen, aber keinen abſolut maßgebenden, unabhängige Meinungsäußerungen ausſchließenden Einfluß ausüben durften.

Ich ſchrieb ein Promemoria über die Aufgabe der deutſch-conſervativen Partei und die Gründung einer deutſch-conſervativen Zeitung, in welcher ich alle dieſe Geſichtspunkte ausführlich darlegte und beſonders auch die Nothwendigkeit der freien Unabhängigkeit des Organs betonte — ich ſchlug nicht Frankfurt am Main, ſondern Hannover als den Sitz dieſes Blattes vor, wie ich

iberhaupt die Ueberzeugung hatte und ſtets geltend
, daß Hannover ausſchließlich dazu geſchaffen ſei,
ittelpunkt für alle geſammtdeutſchen conſervativen
ſſen zu bilden. In dieſem Falle ſprach für
ver vor allem auch ſeine günſtige Lage in Betreff
itungscommunication. Die engliſchen und fran-
n ſowie die überſeeiſchen und berliner Zeitungen
orreſponbenzen trafen in Hannover ſo ein, daß
rt erſcheinendes Blatt eine ſchnelle und lebendige
ttelung der Nachrichten von Oſt nach Weſt zu
e bringen konnte.

nnover war ſodann derjenige Ort, welcher ſich
ſten für den dem Blatte zu gebenden und zu
enden Charakter der allgemeinen deutſchen Uni-
ät und Impartialität eignete. Hannover iſt nord-
, es würde ein dort erſcheinendes Blatt alſo bei den
ſchen Conſervativen, in Mecklenburg, Heſſen u. ſ. w.
athien finden und bei den ſüddeutſchen Staaten
ölkern auf der andern Seite nicht das Mis-
erregen, als ſollte es norddeutſche Intereſſen
ch vertreten.

nnover war endlich durch ſeine maritime Stellung
t, dem Blatte in dem deutſchen Handelsſtande
ſſe zu erregen.

r König faßte dieſe Idee mit großer Lebhaftig-

keit auf, erkannte auch, von Jugend auf an die Verhältniſſe der engliſchen Preſſe gewöhnt, unbedingt die Nothwendigkeit der freien Unabhängigkeit an, er begriff, daß das Blatt und eine Partei, die es gründen ſollte, eine freundliche Stütze der Regierungen, aber nicht ihr Organ ſein müſſe, um die gothaiſche Idee wirklich zu bekämpfen und der liberalen Oppoſition ſowol als der preußiſchen Regierung zu imponiren. Aber der König war auch wol der einzige, der die Tragweite des Planes innerhalb der hannoveriſchen Regierung erfaßte und begriff — dem hannoveriſchen Miniſterium und der ganzen hannoveriſchen Bureaukratie hatte ſelbſt der auf Grund der münchener Conferenzen ausgearbeitete Plan eines Preßorgans der deutſchen Bundesverſammlung in Frankfurt am Main, welcher ſich allerdings im weſentlichen mit der Aufzählung der Schwierigkeiten beſchäftigte, nur lächelndes Achſelzucken erregt, obgleich man damals doch an ein rein officielles Organ gedacht hatte.

Die hannoveriſche Bureaukratie hatte keinen Begriff von einem öffentlichen Parteileben, das ſich nicht vom grünen Tiſch commandiren laſſen ſolle, und der Graf Borries, der doch als Miniſter des Innern vorzugsweiſe bei der Ausführung des Planes mitwirken mußte, wollte ſeinem ganzen Charakter nach von einer

ängigen Zeitung und einer frei und mächtig da-
den Partei nichts wissen, da er stets geneigt war,
Kritik der Regierungsmaßregeln, auch von con-
iver Seite, als eine die Monarchie untergrabende
)nung anzusehen.
essenungeachtet zögerte ich nicht, die Sache in
ff zu nehmen. Der König unterzeichnete eine
:ung, in welcher er seine unbedingte Billigung und
migung des von mir vorgelegten Planes aus-
. und der Graf Borries konnte nun nichts
s thun, als demselben seine Zustimmung, und
es nöthig war, seine Befürwortung angedeihen
sen. Ich hatte den materiellen Plan auf eine
gesellschaft von 80 Actien zu je 500 Thalern
wobei dann nach erfolgter Zeichnung der König
)annover schließlich mit seinem ergänzenden An-
hinzugetreten wäre, und begann nun eine den
ner des Jahres 1861 ausfüllende Thätigkeit zur
irung des Unternehmens.
)er von mir hochverehrte Minister von Schätzell
)er erste, der sich mit großem Eifer für die Sache
sirte, zugleich aber auch als eine ganz besondere
ierigkeit auf die alte Rivalität Sachsens gegen
)ver hinwies. Ebenso eifrig wirkte dafür der
rungspräsident von Lauer in Bückeburg und der

mir seit langen Jahren befreundete damalige Erbgraf, jetzt regierende Graf von Leiningen-Billigheim. Die Herzogin von Anhalt-Bernburg, der Herzog von Dessau, der Fürst von Schaumburg-Lippe und der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz sowie auch der Prinz Wilhelm von Schaumburg-Lippe zeichneten sogleich Actien, auch unter den hannoverischen Conservativen erfolgten mehrere Zeichnungen, sodaß die Sache im ersten Anlauf sehr günstig sich zu gestalten schien, wenn auch der Graf von Borries dem ganzen Unternehmen gegenüber eine gewissermaßen skeptische Stellung beibehielt.

Leider sollte sich seine Meinung über die Schwierigkeiten der Einigung einer großen conservativen Partei in Deutschland, ja selbst über die Verständigung der Fürsten als richtiger darstellen als meine auf das Beispiel der preußischen conservativen Partei begründete Hoffnung. In Sachsen wurde die Sache zwar als höchst wichtig und beachtenswerth aufgenommen, und ich erhielt ein ausführliches Promemoria des sächsischen Regierungsraths von Witzleben in Leipzig, welchem dort die besondere Bearbeitung der Presse aufgetragen wurde.

Dieses Promemoria trat der Gründung einer einzigen deutschen conservativen Zeitung aus äußern und innern

den entgegen, indem es die häufig verſchiedenen
eſſen der Regierungen und der conſervativen Ele-
in den einzelnen Staaten als miteinander un-
ıbar hinſtellte und auch die Verbreitung eines
en Organs über ganz Deutſchland für ganz be-
:s ſchwierig und zweifelhaft erklärte.
err von Witzleben ſchlug vor, in den verſchiedenen
ıden Deutſchlands beſondere Zeitungen in größerm
tabe ins Leben zu rufen, welche die Aufgabe
ſollten, die Oppoſition in ihren verſchiedenen
ſitzen anzugreifen. Es ſollte für Rheinland
›as nordweſtliche Deutſchland ein Gegengewicht
die „Kölniſche Zeitung", für Norddeutſchland gegen
Weſer-Zeitung" und die „Hamburger Nachrichten",
Mitteldeutſchland gegen das „Frankfurter Journal"
e thüringer Blätter, für Franken gegen den „Nürn-
: Correſpondenten", für Würtemberg gegen den
wäbiſchen Merkur" geſchaffen werden. Vor allem
: dann Herr von Witzleben ein neues telegraphi-
Correſpondenzbureau für Deutſchland errichten,
welchem die conſervative Preſſe ihre Telegramme
bei größerer Ausdehnung des Inſtituts auch ihre
:ſpondenzen beziehen könne, damit die conſervativen
ne ſich von der Benutzung der engliſchen und
öſiſchen Blätter als Quelle für thatſächliche Mit-

theilungen losmachen und ſich von dem Wolff'ſchen Correſpondenz-Bureau emancipiren können.

Es trat alſo in dieſem Project ein ganz neuer Vorſchlag entgegen, welcher zum mindeſten, wie Herr von Witzleben ſelbſt zugab, einen Aufwand von 100000 Thalern erfordert haben würde, und welcher nach meiner Ueberzeugung gerade das nicht erreichen konnte, was durch das hannoveriſche Project bezweckt wurde: nämlich die Bildung und Einigung einer über ganz Deutſchland ausgebreiteten conſervativen Partei.

Es würde durch die Errichtung ſo vielartiger Blätter, deren jedes dann doch kaum auf die Höhe eines Weltblattes hätte erhoben werden können, nur die Reihe der officiöſen Zeitungen vermehrt worden ſein, und wahrſcheinlich würden die neugeſchaffenen Blätter dann ungeleſen oder nur auf kleine Leſerkreiſe beſchränkt geblieben ſein.

Dieſe Anſichten waren zu verſchieden und es ließ ſich kaum hoffen, zwiſchen denſelben jemals eine Verſtändigung zu finden. Inwieweit dabei die von Herrn von Schätzell hervorgehobene Rivalität zwiſchen Hannover und Sachſen mitgewirkt habe, möge dahingeſtellt bleiben — jedenfalls mußte bei dem Plan vorab von einer ſächſiſchen Betheiligung Abſtand genommen werden.

Ganz beſonders weſentlich war die Betheiligung

ıiern und Oeſterreich, denn es galt ja vor allem,
ıſervativen Elemente in Nord- und Süddeutſch-
ıſammenzufaſſen. Nur auf dieſer Baſis wäre
ılich geweſen, der Agitation für die preußiſche
ınie wirkſam entgegenzutreten, indem man ein
n gleichartiges, in dem Willen und Beſtehen
ılkes ſelbſt wurzelndes Zukunftsbild aufſtellte.
ieſer Baſis würde man dann auch mit den
chen Conſervativen wieder Fühlung haben ge-
und mit ihnen die allen gemeinſamen großen
len Intereſſen haben discutiren und in einer
befriedigenden Form zur Ausführung bringen

reiſte daher mit perſönlichen Cabinetsbefehlen
ıigs an die Geſandten zur Förderung der Sache
ünchen und Wien ab. Von Frankfurt aus be-
ch in Niederwalluff den damals dort wohnenden
ſen von Leiningen-Billigheim. Ich fand den-
von ganz dem feurigen Eifer für eine frei-
Belebung und Durchgeiſtigung der conſervativen
ntereſſen beſeelt, der mich ſelbſt erfüllte — freilich
uch tief niedergedrückt von den traurigen Er-
gen, die er mit der gleichgültigen Schwerfällig-
ıd peſſimiſtiſchen Reſignation der ſüddeutſchen
ıativen gemacht hatte.

Graf Borries war im Bade Soden. Ich brachte den Grafen von Leiningen zu ihm, damit beide sich über die Grundzüge einer Verständigung der nord- und süddeutschen Conservativen zu einer großen anti-gothaischen Partei aussprechen könnten.

Die Gelegenheit dazu war um so günstiger, als gerade in jenen Tagen sich das Comité des deutschen hohen Adels zur Ueberreichung eines Ehrenschildes an den König Franz II. von Neapel versammelt hatte, zu welchem außer dem Grafen von Leiningen der leider jetzt auch schon längst verstorbene Prinz Emil zu Sayn-Wittgenstein, der Fürst Karl Egon zu Fürstenberg, der Graf Alfred zu Erbach-Fürstenau und der Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode gehörten.

Ueber die Principien und über die Nothwendigkeit eines Aufraffens der conservativen Elemente zu gemeinsamem Handeln herrschte volles Einvernehmen, aber über den Weg der Ausführung konnte, auch abgesehen von der kurzen Zeit, kaum eine Verständigung zwischen der großartig kühnen Auffassung der süddeutschen großen Herren und dem bureaukratisch engen Standpunkte des Grafen Borries hergestellt werden.

Fast schien es, als ob alle Bemühungen, die Sache der deutschen Fürstenrechte zu retten, nur dazu dienen sollten, die Schwierigkeiten immer klarer zu stellen, und

Graf Leiningen, reich an Erfahrungen über die Unentſchloſſenheit, bureaukratiſche Schwerfälligkeit und hochmüthige Sicherheit der Regierungen, war ſchon längſt zu dem wehmüthig ſchmerzlichen Reſultat gekommen, das ſich in dem Wort ausdrückte: Wie die Sachen ſtehen, ſcheint es mir „qu'il faut sauver les souverains malgré eux".

Der Oberſt von Kneſebeck in München ergriff den Gedanken einer Einigung der ſüddeutſchen conſervativen Partei, ſowol aus eigener Ueberzeugung als um den Willen des Königs zur Ausführung zu bringen, mit aller Entſchiedenheit. Ich beſuchte mit ihm den damaligen bairiſchen Miniſter des königlichen Hauſes und des Auswärtigen, Baron Schrenck, um demſelben den ganzen Plan darzulegen und ihm zugleich zu erklären, daß wir zunächſt der Zuſtimmung und Mitwirkung des Königs von Baiern und der bairiſchen Regierung ſicher ſein wollten, bevor wir uns unmittelbar an bairiſche conſervative Privatkreiſe wendeten. Herr von Schrenck, ein trockener, ſehr ernſter und formeller Mann, auf deſſen Geſicht es unmöglich war, einen Gedanken zu leſen oder den Eindruck deſſen, was man ihm ſagte, zu verfolgen, hörte mit größter Aufmerkſamkeit zu, bemerkte jedoch in ſeiner Erwiderung ſogleich, daß es ihm für die deutſchen Regierungen ſehr bedenklich er-

ſchiene, ſich an ein gemeinſames Organ bei der Vertretung ihrer oft widerſtreitenden Intereſſen zu binden, und daß zugleich die in den Vordergrund geſtellte Unabhängigkeit des zu gründenden Blattes für die Regierungen Verlegenheit bereiten könne. Ich erkannte aus ſeinen Worten vollſtändig den Standpunkt jener alten Diplomaten, welche ſich für vollkommen beruhigt hielten, wenn ſie die Rechte und Anſichten der Regierungen am Bundestage in Frankfurt am Main discutirten und ſchließlich in vorſichtig formulirten Anträgen zur Abſtimmung brachten, ohne ſich dem Gedanken öffnen zu können, daß das Volk mit ſeinem Willen und Streben als ein hochbedeutungsvoller, ja ſchließlich maßgebender Factor in die Politik eingetreten war, und daß die deutſche Frage, welche man auf dem Wiener Congreß ſo bedächtig in den Formalismus der Bundesacte eingefügt hatte, in der That in einen Fluß gekommen war, deſſen Strömung eines Tages aller Dämme und Schranken ſpotten mußte.

Herr von Schrenck verſprach indeß, die Sache weiter zu erwägen und dem von München abweſenden Könige vorzutragen — doch gewann ich die Ueberzeugung, daß die bairiſche Regierung der ganzen Sache gegenüber mindeſtens eine paſſiv negative, ja vielleicht ſchließlich eine abweiſende Stellung einnehmen werde.

Ich ſprach auch mit Herrn von der Pfordten, der in München anweſend war, und fand in ihm ganz den liebenswürdigen geiſtreichen Mann, der niemals den Profeſſor abſtreifen konnte und überzeugt war, daß die Geſchicke der Völker ſich ebenſo nach denſelben wohl ausgeſonnenen Theorien regeln und leiten laſſen, welche die Studenten vor dem Katheder aus dem Munde eines verehrten Lehrers ehrerbietig anhören und in verba magistri als unumſtößliche Lehrſätze nach Hauſe tragen. Herr von der Pfordten erkannte die Nothwendigkeit einer ſelbſtthätigen Action der deutſchen Conſervativen im höchſten Maße an, ſprach auch ſeine vollſte Billigung für den Gedanken eines gemeinſamen Organs aus, — dann aber hielt er eine akademiſche Abhandlung über die großen Schwierigkeiten des Unternehmens und ſprach beſonders ſeinen Zweifel aus, ob Hannover der richtig gewählt Ort dafür ſei. Aus allem, was er ſagte, gewann ich die Ueberzeugung, daß auch bei ihm die negative Kritik ſtärker ſei als die poſitive Schöpfungskraft, und daß er ſich kaum jemals zu einer wirklich großen und kühnen Politik würde aufraffen können, oder daß ein momentaner Aufſchwung bei ihm in den feinen Netzen von tauſend Bedenklichkeiten ſtecken bleiben werde. Auch ging, ohne daß er es direct ausſprach, aus allen ſeinen Worten die An-

ſchauung klar hervor, daß Baiern keine Parität mit den übrigen deutſchen Fürſten anerkennen dürfe und für ſich eine ganz beſondere Rolle und ein ganz beſonderes Recht beanſpruchen müſſe.

Alles, was ich in München ſah und hörte, entmuthigte mich tief, wenn auch Herr von Kneſebeck die Hoffnung nicht aufgab und mich im Einverſtändniß mit Herrn von Schrenck zu einer Fahrt nach Tegernſee zum alten Prinzen Karl veranlaßte, der ganz insbeſondere auf die conſervativen Adelskreiſe in Baiern einen beſtimmenden Einfluß auszuüben vermochte. Auch dieſe Reiſe war vergeblich — denn der Prinz, ein ſtrenger formaliſtiſcher Militär, hatte abſolut kein Verſtändniß für die Zwecke des Projects, noch weniger für den Einfluß und die Bedeutung der Preſſe und der öffentlichen Meinung.

Um mich über die Verhältniſſe in Wien vorher zu informiren, ſprach ich in Starnberg mit dem öſterreichiſchen Geſandten Fürſten Schönburg, welcher dort in der Sommervilleggiatur des münchener Corps diplomatique mit Herrn von Kneſebeck wohnte. Der Fürſt Schönburg, ein Mann, der alle liebenswürdigen Eigenſchaften der alten öſterreichiſchen Ariſtokratie beſaß und ſich vor vielen Mitgliedern derſelben durch eine feine Bildung auszeichnete, informirte mich eingehend über

ie Verhältniſſe in Wien und empfahl mir beſonders, nich an den Freiherrn Max von Gagern zu wenden, elcher die deutſche Politik im Miniſterium damals earbeitete und welcher für dieſen Plan, der die Neu-eſtaltung und Kräftigung des deutſchen Bundeslebens erfolgte, mir beſonders förderlich ſein werde. Der Fürſt aber verhehlte mir nicht, daß es eine ſehr be-eutende und einflußreiche Partei in Oeſterreich gebe, ie auf dem Standpunkt ſtehe, ſich gar nicht mehr um Deutſchland zu kümmern, ſondern rückſichtslos rein ſterreichiſche Politik als europäiſcher Großſtaat zu nachen. Er ſprach es auch offen aus, daß er ſelbſt n ſeiner rein perſönlichen Anſchauung dieſer Partei ie Berechtigung nicht abſprechen könne, denn Oeſter-eich ſei im Jahre 1859 von Deutſchland im Stich elaſſen worden; die deutſchen Angelegenheiten ſeien nur eine Laſt, welche die Bewegung des Kaiſerſtaates lähme und ſeine freie europäiſche Politik fortwährend mit Hinderniſſen umgebe. Oeſterreich habe ſeine höchſte Machtentwickelung entfaltet, ſeinen größten euro-päiſchen Einfluß ausgeübt, nachdem es in der Napo-leoniſchen Zeit ſich von Deutſchland ganz losgeſagt und trotz der vorhergegangenen Unglücksfälle ausſchließlich als freie europäiſche Macht gehandelt habe; der Bund ſei für Oeſterreich ein Hemmniß und es werde im

entſcheidenden Augenblicke nie auf denſelben rechnen können, — wie das Jahr 1859 bewieſen.

Es war nicht zu leugnen, daß dieſe Anſichten, welche der Fürſt zwar nicht als die ſeinigen und mit großer Vorſicht, doch aber mit der Offenheit eines unabhängigen und ohne Rückſicht auf jeweilige Regierungsgrundſätze nur die Macht und Größe ſeines Vaterlandes im Herzen tragenden Grand-Seigneurs ausſprach, vom öſterreichiſchen Standpunkte vieles Richtige enthielten.

Die Ereigniſſe haben ſie bewahrheitet, mich aber entmuthigten ſie im voraus in Betreff der Unterſtützung, welche ich in Wien finden würde, und ließen mehr und mehr in mir die Ueberzeugung erwachſen, daß die deutſchen Fürſten und Staaten für ihre nationale Entwickelung und ihre Rechtsſicherheit bei Oeſterreich niemals eine zuverläſſige Stütze finden würden, und daß man dort immer mehr beſtrebt ſein werde, Deutſchland zu einem Fußſchemel für die europäiſche Stellung der habsburgiſchen Monarchie zu machen.

Ich fand in Wien meine geringen Erwartungen noch unterboten.

Der Freiherr Max von Gagern war freilich ein warmer Anhänger einer vorzugsweiſe deutſchen Politik; aber er bewegte ſich zugleich in jenen eigenthümlichen

klaren Theorien, welche ſpäter zu dem eigenthüm-
en Anlauf des frankfurter Fürſtentages führten,
den ich ſeinerzeit zurückkommen werde, und er ſtand
ſeinen wirklich warmen und opferbereiten deutſchen
ſinnungen faſt allein. Der Generaladjutant Graf
lliot de Crenneville verſprach freilich, die Sache dem
iſer zu empfehlen und deſſen perſönliche Theilnahme
befürworten — auch der Baron Friedenthal, der
cielle Leiter der Preßangelegenheiten, ſagte dem
ternehmen alle möglichen Unterſtützungen zu; doch
rließ ich Wien mit der Ueberzeugung, daß von dort
s nichts Ernſtes zu hoffen ſei, um ſo mehr, als der
nnoveriſche Geſandte von Stockhauſen, einer jener
rſichtig ängſtlichen Diplomaten, welche vor jeder neuen
d durchgreifenden Idee wie vor einem Geſpenſt
rückbeben, mir nicht das Vertrauen einflößte, daß er
e Angelegenheit ernſtlich weiter verfolgen werde. In-
ß ſtellte ich wenigſtens eine perſönliche Verbindung
it der öſterreichiſchen Preßleitung her, welche auch
äter aufrecht gehalten wurde und ſich in vielen Fällen
s fruchtbar wirkſam erwies.

Ich kehrte nach Hannover zurück, reicher um eine
roße Enttäuſchung, zugleich aber auch um einen lehr-
eichen Blick in die tiefe Zerfahrenheit der deutſchen
Zuſtände.

Die deutschen Regierungen hatten kein Verständniß für die furchtbare Gefahr des immer gewaltiger gegen sie anschwellenden Stromes, sie glaubten sich gegen denselben zu schützen durch die kleinen und kleinlichen Bollwerke, welche sie aus Bundesparagraphen und Bundesbeschlüssen aufeinanderhäuften, und welche doch bei der ersten Sturmflut wie leichter Triebsand zusammensinken mußten.

Der König war in Norderney — Graf Borries bei ihm, und ich fand den Befehl vor, mich dorthin zu begeben.

Der regelmäßige Sommeraufenthalt des Königs in Norderney war ganz besonders und eigenthümlich anziehend. Der König bewohnte das sogenannte große Logirhaus, das einzige damals auf der Insel befindliche, wirklich geräumige und durchaus gegen Stürme geschützte Gebäude außer dem Cur- und Conversationshause.

Die Königin, welche in frühern Jahren auch das Seebad gebraucht hatte, besuchte später Norderney nicht mehr, und dadurch gewann das Hofleben dort eine zwanglos freiere Bewegung. Der König liebte das Seebad mit dem kräftigen Wellenschlage von Norderney und die frische Seeluft ungemein, denn da ihm der Genuß der Natur durch das Gesicht versagt

ır, ſo war er um ſo empfänglicher und empfindlicher
r den Ozongehalt der freien friſchen Luft. Obwol
ɔrderney zu ſeinem eigenen Lande gehörte, ſo wollte
daſſelbe doch wegen ſeiner Eigenſchaft eines inter-
tionalen Bades als einen neutralen Ort betrachtet
ſſen und hielt deshalb von dem Augenblick ſeiner
ıkunft auf der Inſel das Incognito äußerlich auf-
ht, er trug keine Uniform und auch ſeine Umgebung
ußte ſtets in Civil erſcheinen, wobei übrigens ſeine
ißere Erſcheinung ausnehmend gewann. Denn ſo
ıttlich bei ſeiner reckenhaften Geſtalt ihn auch die
ilitäruniform, namentlich die der Garde-du-Corps,
:idete, ſo trat doch in dem Civilanzuge, den er mit
ollendeter Eleganz trug, die außerordentliche Vor-
:hmheit ſeiner Züge und ſeiner Haltung noch mehr
:rvor als in der enganſchließenden ſteifen Militär-
:acht. Er hatte die Eigenthümlichkeit, bei der Civil-
eidung ſtets nur den blauen Cordon des Hoſenbandordens
nzulegen, und es war unmöglich, etwas Eleganteres
nd Anmuthigeres zu ſehen als ſeine Erſcheinung in
em ſchwarzen Salonanzuge mit dem Stern und dem
unkelblauen Bande des most noble order of the
;arter. Jeden Tag fand ein Diner von dreißig bis
ierzig Couverts ſtatt, und da ein großer Theil der
n Hannover accreditirten auswärtigen Diplomaten

ſowie eine große Anzahl diſtinguirter und oft hochintereſſanter Perſonen ſich während der Saiſon in dem Seebade zuſammenfanden, ſo war die Geſellſchaft, welche man an der Tafel des Königs ſah, eben durch die Verſchiedenheit ihrer Elemente ganz beſonders anregend. Die Köche hatten den Befehl, ſtets das Vorzüglichſte zu leiſten, die Dampfſchiffe brachten unausgeſetzt die ausgeſuchteſten Dinge nach der ſonſt oft nur nothdürftig verproviantirten Inſel, und die königlichen Keller mußten ihren edelſten Inhalt für dieſe Diners in Norderney hergeben, welche ſelbſt für den raffinirteſten Gourmand nichts zu wünſchen übrigließen, ſodaß der jüngere Herr von Manteuffel, der frühere landwirthſchaftliche Miniſter und Bruder des preußiſchen Miniſterpräſidenten, ein regelmäßiger Sommergaſt auf der Inſel, ſcherzhaft zu ſagen pflegte, daß man in keinem Orte der Welt beſſer ſpeiſe als im Hotel zum weißen Roß auf Norderney, und der König ſelbſt gebrauchte häufig lachend dieſe Bezeichnung für ſein Haus auf der Inſel. Die Lakaien trugen ſchwarze Reiſelivreen und legten nur für den Dienſt bei der Tafel die prächtige und ſcharlachrothe Livree an, welche dem hannoveriſchen Hauſe traditionell angehörte und von dieſem mit an den engliſchen Hof gebracht wurde. Am Abend verſammelte ſich ſtets eine kleinere Geſell-

aft in den Zimmern des Königs, bei welcher auf
: Hoffähigkeit keine Rücksicht genommen wurde und
welcher hannoverische und fremde Künstler und
ıstige Personen, für welche der König sich interessirte,
ıgeladen wurden. Karl Devrient, als Hofmann
:nso gewandt wie als Künstler bedeutungsvoll, las
:r vor, zuweilen begleitete der ebenfalls in Norderney
:er anwesende Dreyschock seine Vorträge in der Weise
r alten Troubadoure, ein seltener und eigenthüm-
her Genuß. In spätern Jahren hielten an diesen
benden auch die hannoverischen Schauspielerinnen,
sbesondere Fräulein Preßburg sowie der liebens-
ürdige und vom Könige besonders begünstigte Schau-
ieler Sonntag Vorträge, deren Gegenstand der König
lbst, und zwar meist aus dem Gebiete heitern Hu-
ors, auswählte. Ein blindgeborener Pianist Joseph
abor, ein Böhme, den der König stets in seiner Um-
:bung hatte, trug hier in außerordentlich technischer
Meisterschaft und wunderbar tiefer Empfindung Beetho-
en's Sonaten vor, und auch hierbei bestimmte der
:önig selbst, welches der Meisterwerke des großen
Tondichters er hören wollte. Er war bei diesen Abend-
esellschaften, bei denen man im einfachen Ueberrock
rschien, von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, wußte
ie Gesellschaft stets in anregender Conversation zu

erhalten und war unerschöpflich in heitern Einfällen und Anekdoten, wie denn auch jeder der Anwesenden in freiester Weise seine Meinung äußern durfte. Ein regelmäßiges und gern gesehenes Mitglied dieses kleinen Cirkels war der tiefgelehrte und dabei von kindlich harmlosem Humor übersprudelnde Pfarrer Closter, welcher früher Pastor auf Wangeroge gewesen und nach der tragischen Zerstörung dieser früher so wohlhabenden und bevölkerten Insel durch die Sturmfluten von dem Grafen von Schönburg-Glauchau an dessen Patronatskirche zu Meerane in Sachsen berufen worden war. Ebenso gehörte zu diesen kleinen Cirkeln die geistvolle Gräfin Adlerberg, die Gemahlin des russischen Generals, so oft sie in Norderney anwesend war.

Das Leben des Hofes in Norderney gab zu manchen scherzhaften und pikanten Ereignissen Veranlassung, welche stets die höchste Heiterkeit des Königs erregten und Gelegenheit zu vielen scherzhaften Neckereien gaben. So gab es in Norderney außer einer alten Postchaise, welche über das Watt nach Norden fuhr, keine Wagen, und als die Prinzessin Alexandrine von Preußen bei schlechtem Wetter sich zum Diner des Königs begeben wollte, mußte sie sich dieses eigenthümlichen Fahrzeuges bedienen und in demselben vor dem Logirhause vorfahren. Die übrigen Damen mußten sich durch

Gummiſchuhe und Umhüllungen aller Art gegen den emlich häufigen Regen ſchützen, wenn ſie in großer Toilette zum Diner erſchienen. Es exiſtirten zwar außer jenem Poſtwagen noch zwei Sänften, deren Dimenſionen freilich für die damals noch modernen Crinolinen ſehr wenig geeignet waren — aber auch auf dieſes Vehikel mußten die Damen verzichten, denn eines Tages hatte der Flügeladjutant des Königs, Graf Erhard Wedel, erzählt, daß die eine dieſer Sänften für die Ertrunkenen und die andere für die Pockenkranken beſtimmt wäre, und von dieſem Augenblick an wollte niemand mehr von dem ohnehin ſo mangelhaften Communicationsmittel Gebrauch machen.

Der König beſaß in Norderney eine Segeljacht, ein ausgezeichnetes in England gebautes Schiff, auf welchem er häufig lange Fahrten, von ſieben Uhr morgens bis zum ſpäten Abend, unternahm. Das Schiff war mit dem höchſten Comfort eingerichtet, es wurde auf demſelben auf das vortrefflichſte dinirt, dennoch war die Einladung zu dieſen Seefahrten für viele Badegäſte ein nicht geringer Schrecken.

Der König hatte die Eigenthümlichkeit, niemals ſeekrank zu werden, und fühlte ſich in der reinen Luft des offenen Meeres ganz beſonders wohl — daher unternahm er ſeine Ausfahrten nur bei ſtarkem Wind,

und alle, die nicht ebenſo ſeefeſt waren wie er ſelbſt, geriethen dabei in die bedenklichſten Stadien jener tückiſchen Krankheit, mit welcher der Gott des Meeres die vermeſſenen Landbewohner bedroht, die ſein Gebiet betreten. Herr von Manteuffel bat häufig den König ganz jammervoll um die Gnade, ihn nicht zu ſeinen Seefahrten befehlen zu wollen, aber der König verweigerte ihm ſtets lachend dieſe Gnade, und immer von neuem hatte Herr von Manteuffel ſeinen Kampf mit den Dämonen der Seekrankheit zu beſtehen, ein Kampf, der für die Zuſchauer ebenſo erheiternd als für die Betheiligten empörend iſt. Ich war außer dem Schloßhauptmann Grafen Alfred Wedel häufig der einzige in der Umgebung des Königs, der ebenfalls niemals eine Spur von Seekrankheit empfand, daher mußte ich zuweilen als „Hofmarſchall zur See“ fungiren und kam dabei in die Lage, den mitfahrenden Damen, wenn ſie ihre innerſten Gefühle zu den Fluten und Winden hinſtrömen ließen, die Honneurs des Schiffes in einer Weiſe zu machen, welche mehr mediciniſch als ſalonfähig war.

Der König ſaß auf dem Hinterdeck des Schiffes auf einem Sofa — die übrige Geſellſchaft gruppirte ſich um ihn oder ſpazierte zwanglos auf dem Schiffe umher, bis das unter ſo erſchwerenden Umſtänden ſtatt-

ıbende Diner ſervirt wurde. Hinter Sr. Majeſtät
ı Rade ſtand der Steuermann, ein Eingeborener von
›rderney, Namens Raß, und eins der merkwürdigſten
riginale, das man ſehen konnte; — er war von einer
erhört freimüthigen Derbheit, durfte zur größten
heiterung des Königs alles ſagen — und es war
fährlich, mit ihm anzubinden.

So zum Beiſpiel fuhr einſt der Graf ....., ılcher häufig in England war und ſich auf engliſches ſeſen und die Kenntniß der engliſchen Zuſtände viel gute that, mit und begann mehreres an der Take- ge des Schiffes zu tadeln, da man in England andere ſethoden in Anwendung brächte. Der König drehte ch lachend nach dem Steuermann um und ſagte:

„Hörſt du wol, Raß, dein Schiff iſt nicht in rdnung — du mußt das verbeſſern —.“

„Ja, Majeſtät“, erwiderte der alte Raß trocken — das hat nichts zu ſagen — der Graf ..... iſt ol eine große Laterne, aber es iſt leider kein Licht arin.“

Graf ..... konnte nichts Beſſeres thun, als ſich er allgemeinen homeriſchen Heiterkeit mit guter Miene nzuſchließen.

Ich fand den König ganz beſonders mit dem Stu- ium der braunſchweigiſchen Erbfolgefrage beſchäftigt. —

Die Oppositionspresse erörterte damals diese Angelegenheit sehr viel in einem für Hannover entschieden feindlichen Sinne — es wurden vielfach Stimmen laut, welche für den demnächstigen Anfall des Herzogthums Braunschweig an Preußen plaidirten, und obwol die preußische Regierung ausdrücklich erklärt hatte, daß sie die Erbrechte des Hauses Hannover in Braunschweig durchaus anerkenne, obgleich diese Erbfolge in den Verfassungen beider Länder zweifellos ausgesprochen war, so erregten jene Stimmen dennoch eine peinliche Aufmerksamkeit. Der König hatte die Prüfung der Frage befohlen und der Staatsrath Zimmermann hatte ein Mémoire darüber geschrieben, in welchem er ausführte, daß es äußerst zweifelhaft sei, ob ein blinder Regent in Braunschweig zu herrschen berechtigt wäre — er rieth deshalb, um alle weitern Erörterungen zu vermeiden, daß der König seine persönlichen Erbrechte auf Braunschweig schon jetzt auf den Kronprinzen übertragen möge. Diese Ansicht erregte aber mit vollstem Rechte bei dem Grafen Borries sehr ernste Bedenken, auch abgesehen von der großen Jugend des damals funfzehnjährigen Kronprinzen, welche im Falle des Todes des Herzogs von Braunschweig eine Regentschaft mit allen daran haftenden Verwirrungen und Verwickelungen nothwendig gemacht haben würde. Denn

gab unter der liberalen Opposition und auch unter r frondirenden Adelspartei viele, welche die Regierung s blinden Königs nur für einen Nothbehelf aus angel anderer Descendenz ansahen und für die Mei- ung Propaganda machten, daß der Kronprinz nach reichter Majorennität an Stelle seines Vaters zu eten habe, wobei man namentlich unter dem Adel ol darauf hoffen mochte, viele alten Ansprüche unter r Regierung eines jungen und unerfahrenen Jüng- ngs wieder geltend machen und durchsetzen zu können. nter diesen Umständen konnte die Abtretung der Erb- echte auf Braunschweig an den Kronprinzen für Han- over ein gefährliches Präcedens bilden.

Der König legte mir das Gutachten des Staats- aths Zimmermann vor, und ich glaubte mit vollem echt die von demselben aufgestellte Ansicht widerlegen u müssen. Das einzige geschriebene Recht in Deutsch- and, welches über die Regierungsunfähigkeit der Fürsten ich ausspricht, ist in der Goldenen Bulle enthalten, nd dies spricht ausdrücklich nur von geistigen Fehlern nd Unvollkommenheiten. Die braunschweigische Ver- assung enthält nichts über die Regierungsunfähigkeit eines Blinden. Freilich haben zwei Herzoge von Braunschweig, weil sie blind waren, auf die Regierung verzichtet, doch ist in den Urkunden, die darüber vor-

handen ſind, ausdrücklich der freie Wille ihres Verzichts betont und ſogar hinzugefügt, daß, wenn der Herzog, dem ſie die Regierung übertrugen, die Bedingungen, welche ſie für ihre Perſonen ausgemacht, nicht erfüllen ſollte, ſie die Regierung wieder zurückzunehmen ſich vorbehielten.

Meinen Bericht über den Erfolg meiner Reiſe, in welchem Graf Borries allerdings ſeine peſſimiſtiſche Auffaſſung beſtätigt fand, hörte der König mit großem Intereſſe an, er wollte indeſſen die weitere Verfolgung der Ideen, welche er für richtig erkannte, nicht aufgeben, und ich fand für dieſelben hier bei einem Manne, mit dem ich ſpäter in langjährigen nähern Beziehungen ſtand, ein lebhaftes Verſtändniß und eine thatkräftige Mitwirkung. Dies war der Graf von der Decken von Ringelheim, der Sohn des in den Befreiungskriegen ausgezeichneten hannoveriſchen Generalfeldzeugmeiſters Grafen von der Decken. Er war, damals 54 Jahre alt, ein Mann von ebenſo vielſeitiger als gründlicher Bildung und von einer jugendlich feurigen Lebhaftigkeit des Geiſtes im Streben für die Durchführung von Ideen, die er ebenſo freiwillig von andern aufnahm als er ſie mit ſchöpferiſcher Genialität in ſich ſelbſt zu finden wußte. Er hatte in frühern Jahren in der hannoveriſchen Diplomatie gedient und würde vielleicht

der wenigen gewesen sein, welche die neue Organi-
n des Königreichs Hannover mit Takt und Ge-
von großen Gesichtspunkten aus hätten durch-
:n können, wenn ihn nicht sein auf großen
oratsbesitz gestützter Unabhängigkeitssinn vom
ıtsdienste fern gehalten hätte. Er war dem Könige,
ihn von Jugend auf kannte, mit unbedingter An-
ılichkeit ergeben und stets bereit, ohne Rücksicht und
ht, ihm alle seine Kräfte zu widmen, wenn es
n großen Zweck galt. Ich besprach mit ihm ein-
nd die antigothaische Parteibildung und die födera-
che Bundesreform, welche beiden Punkte ich für
Grundbedingungen der Prosperität, ja der künftigen
tenz der deutschen Mittelstaaten erkannte, und wurde
ihm bestärkt, trotz aller Schwierigkeiten und Hinder-
: auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu gehen,
ei er mir zugleich seine kräftigste Unterstützung ver-
ıch. Er hat dies Versprechen jederzeit gehalten
unter allen Erinnerungen an Hannover ist mir
an diesen ritterlich furchtlosen, geistvollen und
ılen Mann voll Treue und Wahrheit eine der
sten und erfreulichsten.

Obgleich das, was ich mit dem Grafen von der
cken in der von uns gemeinschaftlich als nothwendig
annten Richtung zur Ausführung bringen wollte, sich

durch mehrere Jahre hinzieht, so möge es doch hier in einem besondern Abschnitt zusammenhängend erzählt werden, da es von großer Bedeutung für das damalige politische Parteileben Deutschlands war. Zuvor aber muß ich noch eines Vorfalls erwähnen, der den König zu jener Zeit auf das tiefste bewegte. Es war dies die Gefahr des Ertrinkens, in welche eines Tags beim Baden der Kronprinz gerieth, indem eine der mächtig an das Ufer anschlagenden Wellen ihn niederriß und fortspülte. Zwar wurde er nach einigen Augenblicken durch einen der Badewärter gerettet, aber es hätte eben nur noch eines weitern Augenblicks bedurft, um ihn auf den abschüssigen Grund zu ziehen, der zu den unergründlichen Tiefen des Meeres führte. Der König war durch den Vorfall mächtig erschüttert, und in der That war auch, da die hannoverische Linie des Welfenhauses nur auf den zwei Augen des Kronprinzen ruhte, die Gefahr eines plötzlichen Todes desselben für die damaligen Verhältnisse von schwerer verhängnißvoller Bedeutung. Als das Ereigniß bekannt wurde, liefen aus allen Theilen des Landes von fast allen Städten, Behörden, Corporationen, Innungen u. s. w. Glückwunschadressen ein, und der König beschloß infolge der großen Wichtigkeit, die er der Rettung seines Sohnes für sein Haus und sein Königreich beilegte, eine jede

lben einzeln zu beantworten. Er trug mir auf, Entwürfe zu dieſen Antworten auszuarbeiten, und ar dies in der That keine leichte Sache, da es darum handelte, viele hundertmal daſſelbe in r andern Worten zu ſagen. Bei dem Vortrage Entwürfe, welche der König mit der äußerſten erkſamkeit prüfte, erſtaunte ich über ſeine bis ins lnſte gehende Kenntniß der Verhältniſſe des Landes iner jeden der verſchiedenen Antworten fügte er irgendetwas auf die beſondern Verhältniſſe der der Glückwunſchadreſſen Bezügliches hinzu, denſelben den Beweis liefern mußte, wie ein- d er ihre Schreiben geleſen und wie ſehr ihn die- n erfreut hatten. Später wurden die ſämmtlichen ſſen und die Antworten des Königs darauf in n beſondern Album vereinigt, das in dem Welfen- um ſeinen Platz fand und auf welches ich mit der ehmigung des Königs die Inſchrift ſetzte:

Guelphici leonis proles
Maris subiit diras moles
Obstupebat patria.
Resurrexit ex profundis:
Salvatori super undis
In excelsis gloria!

Da die Beantwortung aller dieſer Adreſſen viel t in Anſpruch nahm und auch der Geheime Cabinets-

rath Dr. Lex ernſtlich erkrankt war, ſo befahl der König, daß ich in Norderney bleiben und erſt mit ihm ſelbſt zurückkehren ſollte — und aus dieſer an ſich geringfügigen Urſache entſtand die erſte Trübung meiner Beziehungen zum Grafen Borries. Dieſer nahm es übel, daß ich nicht mit ihm zugleich nach Hannover zurückkam, er ſah in meiner wachſenden perſönlichen Annäherung an den König ein Verhältniß, das ihm als Miniſter unbequem erſcheinen mochte, und ich fühlte ſpäter ſehr deutlich, daß von dieſer Zeit an ein gewiſſes Mistrauen gegen mich bei ihm vorhanden war. Auch der Staatsrath Zimmermann mußte wol erfahren haben, daß ich ſein Mémoire über die braunſchweigiſchen Verhältniſſe abfällig kritiſirt hatte, und bei ſeiner großen perſönlichen Eitelkeit mochte ihn dies um ſo mehr verletzen, als er bisher in allen ſtaats- und bundesrechtlichen Fragen die einzige Autorität in Hannover geweſen war.

Nachdem ich noch etwa drei Wochen in Norderney geblieben war und immer mehr Gelegenheit gefunden hatte, die hinreißende perſönliche Liebenswürdigkeit, die vielſeitige Bildung und den tiefen Geiſt des Königs kennen und bewundern zu lernen, kehrte ich dann mit demſelben Anfang September nach Hannover zurück — reicher um die Erinnerung an eine ſchöne, hoch an-

:nde und intereſſante Zeit, aber auch reicher um
i Feinde, welche damals zu den einflußreichſten
ſönlichkeiten in Hannover gehörten.

Unmittelbar nach der Rückkehr nach Hannover fand
feierliche Enthüllung der bronzenen Reiterſtatue des
ıigs Ernſt Auguſt ſtatt, welche aus Beiträgen des
zen Landes errichtet war und die Inſchrift trug:
em Landesvater ſein treues Volk."

Der König hatte für dieſe Feier den 21. Sep=
ber gewählt, als ſechzehnten Geburtstag des Kron=
ızen, welcher den Namen ſeines Großvaters trug,
die Gefahr, aus welcher der Kronprinz kurz vor=
errettet war, machte für ihn dieſen Tag noch be=
tungsvoller und trug zu einer um ſo allgemeinern
:heiligung an dem Feſt bei. Ich erhielt den Auf=
ȝ der Veranſtaltung eines Prachtwerkes, welches mit
ſprechenden Bildern in Buntdruck eine ausführliche
ographie des Königs Ernſt Auguſt ſowie eine de=
llirte Beſchreibung der Enthüllungsfeier umfaſſen
ite, — ebenfalls eine äußerſt ſchwierige Arbeit, denn
waren Deputationen aus allen Landestheilen an=
ſend, die ſämmtlichen Gewerke waren mit kunſtvollen
nblemen aufgezogen und der König verfolgte unter
:twährender eingehendſter Betheiligung die kleinſten
nzelheiten des mühſam zuſammenzuſtellenden Werkes.

Die Feier verlief in der That glänzend; freilich gab sie der Opposition abermals zu vielen boshaften Bemerkungen über die Ueberhebung des welfischen Stolzes Gelegenheit, welche man dem Könige beimaß, denn der Oberhofmarschall von Malortie, ein sonst von allen oratorischen Hyperbeln weit entfernter Mann, brauchte in seiner Rede, welche er als Präsident des Denkmalcomité hielt, die Phrase: „Den Welfen gehorchen noch heut die Völker am Nord- und Südpol der Erde", wobei er die in England herrschende Linie des Welfenhauses im Sinne hatte, aber im Hinblick auf das kleine Hannover gab dieses Wort zu vielem Spott Veranlassung.

Der Kronprinz, welcher bis dahin, obgleich er bereits als Chef des Regiments „Kronprinz Dragoner" in den Armeelisten geführt wurde, noch keinen persönlichen militärischen Rang hatte und nur an der Tafel bei größern Diners in einem kurzen blauen Schnurrock mit einem kleinen Säbel erschienen war, wurde an seinem sechzehnten Geburtstage zum Secondelieutenant im Regiment der Garde-Husaren ernannt und erschien bei der Enthüllungsfeier zum ersten mal in der reichen Uniform dieses Regiments, derselben, welche auch das eherne Reiterbild seines Großvaters trug.

Es mag hier, wo der Kronprinz zum ersten mal

ht mehr als Kind auftrat, wol der Ort ſein, h über ihn und ſeine beiden Schweſtern etwas zu en.

Der Kronprinz Ernſt Auguſt hatte von Natur en liebenswürdigen, offenen und kindlich heitern arakter. Das Familienleben am Hofe war ein un- nein inniges — der König liebte ſeine Gemahlin das zärtlichſte, er nannte ſie, wenn er von ihr ach, ſtets: „meine Engelskönigin“, und brauchte ſen Ausdruck ſelbſt zuweilen vor größern Verſamm- igen. Sein edles Geſicht leuchtete vor Glück und eude, ſo oft er die Stimme ſeiner Kinder hörte, die ſtets, wenn ſie zu ihm herantraten und ſeine Hand ihre Lippen führten, auf das zärtlichſte umarmte d auf die Stirn küßte.

Unter den Eindrücken eines ſo glücklichen und trotz s großen Glanzes, welcher den Hof nach außen um- b, bürgerlich einfachen Familienlebens war der junge inz aufgewachſen, und der reine Eindruck einer ſchönen, getrübten Kindheit ſpiegelte ſich auf ſeinem offenen eſicht und in ſeinem freien, klaren Blick wider. Er war ön und ſchlank gewachſen, und wenn er auch nicht s claſſiſch edle Profil ſeines Vaters beſaß, ſo machte ne Erſcheinung doch einen anmuthigen und gewinnen- n Eindruck. Sein Gouverneur war der Oberſt-

lieutenant von Iſſendorf, ein gewiſſenhafter, taktvoller, aber ſtrenger und ernſter Mann, geweſen, und infolge ſeines Einfluſſes wußte der Prinz trotz ſeiner Jugend gut zu repräſentiren und jedem, mit dem er ſprach, etwas Freundliches und Verbindliches zu ſagen. Seine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften hatten mit ſeiner moraliſchen Entwickelung nicht völlig gleichen Schritt gehalten, ſeine Lehrer waren nacheinander zwei Gebrüder Pabſt geweſen, von denen der ältere den Titel als Oberſtudienrath und der jüngere den als Studienrath erhalten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Hofkreiſe, das ich mehr und mehr als nicht unberechtigt erkannte, waren beide, namentlich der jüngere, trotzdem ſie tüchtige Pädagogen ſein mochten, wol nicht der Aufgabe gewachſen, einen künftigen König zu erziehen. Der König Georg war theils ſeiner unausgeſetzten Beſchäftigung mit Regierungsangelegenheiten, theils ſeiner Blindheit wegen nicht im Stande, ihre Thätigkeit und deren Erfolge zu controliren, und die Königin war vielleicht mehr als nöthig geneigt, eine zu ſtarke Anſtrengung ihres einzigen Sohnes abzuwehren, ſodaß einerſeits der Unterricht des jungen Prinzen darauf eingerichtet wurde, ihm ſo wenig Arbeit als möglich zu verurſachen, andererſeits aber auch ſich auf die Sphäre des für einen Privatmann genügenden Wiſſens

chränkte. Der Oberſtlieutenant von Iſſendorf hatte
ſ größere Strenge gebrungen und war infolge der
ictionen, denen er ſich dadurch ausſetzte, aus ſeinem
ıte geſchieden; der Rittmeiſter Graf von Berns-
:f, welcher ihm folgte, war wol zu jung und blieb
h nicht lange genug in ſeiner Stellung bei dem in-
iſchen herangewachſenen Prinzen, um wirkſam ein-
ifen zu können, ſodaß, als ſpäter der Kronprinz zu
ıſtern Studien übergehen ſollte, manche Lücke aus-
üllen blieb.

Der Kronprinz hatte denſelben welfiſchen Stolz wie
ı Vater, ebenſo deſſen zähe Feſtigkeit; auch die
be Offenheit ſeines Großvaters begann ſich bei ihm
entwickeln, doch traten alle dieſe Eigenſchaften nie-
ls verletzend hervor, und er war im Umgange ſtets
ı großer Liebenswürdigkeit, — nur mistrauiſch ver-
:oſſen gegen alle Perſonen, die er nicht lange kennen zu
nen Gelegenheit gehabt, und oft ſtarr feſthaltend an
mal gefaßten Abneigungen. Damals ruhte der ganze
himmer jugendlicher Anmuth auf ſeinem Haupte, und
mand hätte ahnen können, daß daſſelbe ſo früh ſchon
n ſo ſchweren Wetterſchlägen getroffen werden würde.

Die beiden Prinzeſſinnen Friederike und Mary
ıren ſowol äußerlich als innerlich durchaus von-
ıander verſchieden.

Die Prinzeſſin Friederike, die ältere, hoch und ſchlank gewachſen, beſaß den ſtolzen, muthigen und willenskräftigen Geiſt ihres Vaters. Sie hatte ſchon an der Grenze des Kindesalters eine ungemein königliche Haltung, und ihr ſtolz erhobenes Haupt ſchien beſtimmt, dereinſt eine Krone zu tragen. Ihr großes, bald klug forſchendes, bald ſinnend nachdenkendes Auge hatte die Eigenthümlichkeit, ſtets von oben herabzublicken, und der Schmuck der glänzendſten Edelſteine ſchien immer noch nicht ſtrahlend genug für ihre edle reine Stirn. Sie liebte wol der König von allen ſeinen Kindern am meiſten, weil ſie ihn am meiſten verſtand, und ſchon als Kind war ſie erfinderiſch in rührenden Aufmerkſamkeiten für ihren Vater. Ihr Geiſt dürſtete nach Wiſſen auf allen Gebieten, und zuweilen empfand ſie es ſchmerzlich, daß ihr die Gelegenheit fehlte, dieſen Wiſſensdurſt vollkommen und ausgiebig zu befriedigen, da die Erzieherinnen der Prinzeſſinnen nicht auf der Höhe ſtanden, um einem ſo hoch ſtrebenden und nach allen Richtungen forſchenden Geiſt, wie ihn die Prinzeſſin Friederike beſaß, zu genügen. Ich habe ſpäter in ernſten Momenten öfter Gelegenheit gehabt, gerade ihr nahe zu treten, und immer hat mich ihr edler Sinn, ihre Opferbereitſchaft, ihr fürſtlicher Stolz, der doch wieder mit einer großen per-

ılichen Beſcheidenheit verbunden war, mit Rührung
ıd Bewunderung erfüllt. Die Prinzeſſin hat jetzt,
ch dem Tode ihres Vaters, dem Baron von Pawel-
ımmingen ihre Hand gereicht, und man hat ſich viel-
ch darüber gewundert, daß gerade ſie eine ſolche Ver-
ıdung geſchloſſen — ich finde dies vollkommen natürlich
d in ihrem Charakter begründet. Bei der Stellung,
welcher der König Georg ſich nach den Ereigniſſen
n 1866 befand und welche auch der jetzige Herzog
n Cumberland aufrecht erhält, war eine Verbindung
: hannoveriſchen Prinzeſſin mit einem europäiſchen
:genten oder einem Prinzen eines großen Hauſes eine
ımöglichkeit, da alle Fürſten Europas ja natürlich
oßen Werth auf die guten Beziehungen zum deutſchen
ıiſerhauſe legen müſſen; — in ſolche Beziehungen aber
ızutreten mußte der Prinzeſſin Friederike die Pietät
ɜen ihren Vater verbieten. Niemals würde ſie, wie
überzeugt bin, einem kleinen Prinzen ihre Hand
reicht haben. Es iſt alſo vollkommen natürlich
ıd entſpricht durchaus ihrem Stolz und dem
ɔmmen Andenken an ihren Vater, daß ſie auf jede
rſtliche Verbindung, auf jede glänzende Stellung
der Welt verzichtete und ſich in ſtiller Zurückge-
genheit ihr eigenes perſönliches Herzensglück begrün-
te, indem ſie dem Baron von Pawel-Rammingen,

der zu den Offizieren der hannoverischen Legion in Frankreich gehörte und den ich dort näher kennen und als einen vortrefflichen jungen Mann und vollkommenen Cavalier schätzen gelernt, ihre Hand reichte. Durch diese Verbindung hat sich die Prinzessin stilles, häusliches Glück geschaffen, sie verzichtet auf jede Stellung in der politischen und fürstlichen Welt, in welcher sie den ihr gebührenden Platz nicht finden könnte — dennoch aber bleibt sie, was sie ist, sie hat ihren Gemahl zu sich erhoben, während sie zu irgendeinem Prinzen eines kleinern Hauses hätte herabsteigen müssen. Ich habe mehrmals, worauf ich im Laufe dieser Aufzeichnungen zurückkommen werde, Gelegenheit gehabt, gerade in Betreff der Prinzessin Friederike Fäden in meiner Hand zu führen, welche glänzende, fürstliche Verbindungen für sie knüpfen sollten — das Schicksal hat es anders gewollt, und vielleicht ist sie so glücklicher.

Die Prinzessin Mary, in ihrem hohen, schlanken Wuchs ihrer ältern Schwester ähnlich und in den Zügen ihres Gesichts vielleicht schöner als sie, hatte mehr den einfachen, zu bürgerlicher Beschränktheit neigenden Sinn der Königin geerbt, auch stand sie ihrer Mutter näher als dem Könige. Ihr Blick war sanft und schüchtern, ihre Haltung weniger königlich als die

r Schweſter, und während die Prinzeſſin Friederike Vorliebe die Unterhaltung von geiſtvollen Männern te, in welcher ſie ſich, ohne direct zu fragen, über e oder jene Gegenſtände, die ſie intereſſirten, zu in- niren ſuchte, fühlte ſich die Prinzeſſin Mary be- ders glücklich im kleinen Kreiſe vertrauter Damen Hofes und der Stadt, welche die Königin häufig zwanglos zu gemüthlicher Plauderei oder zu kleinen ikaliſchen Uebungen um ſich verſammelte.

Das Verhältniß der drei Geſchwiſter untereinander ein ungemein freundliches und zärtliches, und es wol ſelten eine hochfürſtliche Familie gegeben, che ſo wie die des Königs Georg in rein menſch- inniger Herzlichkeit untereinander verbunden war.

V.

Fortgesetzte Arbeiten zur Bildung einer deutschen conservativen Partei und zur Kräftigung der Militärkraft der Mittelstaaten im Rahmen der Bundeskriegsverfassung. — Parteibildung in Hannover. — Der Großdeutsche Verein. — Plan eines mittelstaatlichen Uebungslagers. — Geheime Mission des Grafen von der Decken an die deutschen Höfe. — Stellung derselben zu dem Project. — Herr von Beust. — Herr von Rabenhorst. — Herr von Dalwigk. — Lauheit in Oesterreich. — Deutscher Rechtsorden. — Dr. Onno Klopp. — Professor Pernice. — Der Hof in Hannover. — Herr von Malortie. — Graf Alfred Wedel. — Die Prinzen Solms. — Staatsminister Windthorst.

Im Winter 1861/62 wurden nun die Arbeiten zur Herstellung eines conservativen und antigothaischen Parteilebens eifrig fortgesetzt. Unter steter und reger Theilnahme des Königs war ich mit dem Grafen von der Decken unausgesetzt thätig, um die conservativen Elemente zu sammeln und zu einer politischen Initiative anzuregen. Freilich zeigten sich auch hierbei immer

e Schwierigkeiten, welche in den ſo verſchieden-
gen Intereſſen und in den oft mit Eigenſinn feſt-
ıltenen perſönlichen Anſchauungen begründet waren.
: richteten unſere Thätigkeit ebenſowol auf die
lskreiſe als auf die höhere und niedere Bürger-
ſt, um in allen Schichten des Volkes eine ſpontane
ſervative Parteithätigkeit zu beleben und dadurch
Täuſchung entgegenzutreten, als ob die bisher
in im öffentlichen Leben laut hörbare Oppoſition im
men des Volkes zu ſprechen berechtigt ſei. Gerade
nnover mußte für eine ſolche Bewegung in Deutſch-
d der Mittelpunkt ſein. Denn das hannoveriſche
lk, der alte urdeutſche niederſächſiſche Stamm, beſaß
en wirklich deutſcher Geſinnung und deutſchem
tionalſtolz einen ſcharf ausgeprägten Particularis-
s und war — ich möchte ſagen in ſeinem In-
ıct — der gothaiſchen Idee am feindlichſten. Es
tand in Hannover durchaus nicht, wie man oft
l in berliner Zeitungen las, Preußenhaß, — aber
: breite, behäbige, engliſch wohlhabende hannoveriſche
)arakter hatte kein Verſtändniß für das knapp bureau-
ıtiſche und ſtramme militäriſche preußiſche Weſen.

Auch wurde ein ſcharf abwehrendes Auftreten einer
nſervativen Parteithätigkeit immer dringender noth-
endig, denn immer lauter erhob die Oppoſition ihre

Stimme, und wenn immer nur die Regierung allein ihr gegenüberstand, so mußte es immer mehr scheinen, als ob das ganze Land der Führung des Nationalvereins folge. Schon am 8. April 1861 hatte Herr von Bennigsen in Hannover eine Parteiversammlung abgehalten, welche ziemlich zahlreich besucht gewesen, aber noch viel wichtiger in der Presse gemacht wurde, als sie es war.

Es waren dort, ohne Rücksicht auf praktische Ausführbarkeit, ziemlich allgemein gehaltene Beschlüsse im gothaischen Sinne gefaßt, auch viel gegen die der Opposition so unendlich unliebsame Organisation des Einflusses der Regierung auf die Provinzialpresse gesprochen und endlich eine Petition an den König unterzeichnet worden, deren Annahme dieser zurückwies.

Das gab dann wieder der Oppositionspresse Gelegenheit, in stets wiederholten Artikeln zu behaupten, daß der König die Stimme des Volkes nicht hören wolle, und es that noth, daß auch das conservative Volk sein Recht laut geltend machte.

Es fanden mehrere Conferenzen statt; aus dem hannoverischen Adel waren der Baron von Cramm, der Präsident des Schatzcollegiums von Alten und mehrere andere Herren eifrig thätig, aus der Bürgerschaft nahm sich der Commerzienrath Angerstein, ein

ſo intelligenter als unabhängig geſinnter Mann,
Sache ebenſo umſichtig als unermüdlich an, und
elang trotz aller ſo verſchieden ſich durchkreuzenden
nungen dennoch, endlich die Gründung eines großen
teivereins zu beſchließen. Graf von der Decken
ich wünſchten demſelben den Namen „Deutſcher
rmverein" zu geben, um ſchon durch den Namen
udrücken, daß auch die conſervative Partei den
ſchritt wolle, aber nur im Wege der Reform auf
feſten Boden des Bundesrechts und der in dem-
n garantirten autonomen Selbſtändigkeit der Fürſten
Staaten. Es war aber damals von Oeſterreich
Süddeutſchland aus das Wort „Großdeutſch" dem
ksmunde geläufig geworden, und die meiſten Stimmen
chieden ſich dafür, dieſes Wort für die Bezeichnung
Vereins zu wählen, um alle Schattirungen der
ervativen Elemente unter Eine Fahne vereinigen
können und zugleich den Anſchluß an die groß-
tſche Bewegung in den übrigen deutſchen Ländern
zubereiten.

Der Verein wurde conſtituirt und zählte bald eine
ße Zahl von Mitgliedern. Zum Präſidenten deſſelben
rde der Obergerichtsdirector Witte, ein in ſeiner
terlichen Stellung völlig unabhängiger, allgemein
chteter und in den innern Fragen ziemlich frei ge-

Stimme, und wenn immer nur die Regierung allein ihr gegenüberstand, so mußte es immer mehr scheinen, als ob das ganze Land der Führung des Nationalvereins folge. Schon am 8. April 1861 hatte Herr von Bennigsen in Hannover eine Parteiversammlung abgehalten, welche ziemlich zahlreich besucht gewesen, aber noch viel wichtiger in der Presse gemacht wurde, als sie es war.

Es waren dort, ohne Rücksicht auf praktische Ausführbarkeit, ziemlich allgemein gehaltene Beschlüsse im gothaischen Sinne gefaßt, auch viel gegen die der Opposition so unendlich unliebsame Organisation des Einflusses der Regierung auf die Provinzialpresse gesprochen und endlich eine Petition an den König unterzeichnet worden, deren Annahme dieser zurückwies.

Das gab dann wieder der Oppositionspresse Gelegenheit, in stets wiederholten Artikeln zu behaupten, daß der König die Stimme des Volkes nicht hören wolle, und es that noth, daß auch das conservative Volk sein Recht laut geltend machte.

Es fanden mehrere Conferenzen statt; aus dem hannoverischen Adel waren der Baron von Cramm, der Präsident des Schatzcollegiums von Alten und mehrere andere Herren eifrig thätig, aus der Bürgerschaft nahm sich der Commerzienrath Angerstein, ein

) intelligenter als unabhängig geſinnter Mann,
Sache ebenſo umſichtig als unermüdlich an, und
lang trotz aller ſo verſchieden ſich durchkreuzenden
ungen dennoch, endlich die Gründung eines großen
iovereins zu beſchließen. Graf von der Decken
ch wünſchten demſelben den Namen „Deutſcher
mverein" zu geben, um ſchon durch den Namen
orücken, daß auch die conſervative Partei den
hritt wolle, aber nur im Wege der Reform auf
eſten Boden des Bundesrechts und der in dem-
garantirten autonomen Selbſtändigkeit der Fürſten
Staaten. Es war aber damals von Oeſterreich
Süddeutſchland aus das Wort „Großdeutſch" dem
nunde geläufig geworden, und die meiſten Stimmen
eden ſich dafür, dieſes Wort für die Bezeichnung
Vereins zu wählen, um alle Schattirungen der
oativen Elemente unter Eine Fahne vereinigen
nnen und zugleich den Anſchluß an die groß-
)e Bewegung in den übrigen deutſchen Ländern
bereiten.

ier Verein wurde conſtituirt und zählte bald eine
Zahl von Mitgliedern. Zum Präſidenten deſſelben
: der Obergerichtsdirector Witte, ein in ſeiner
:lichen Stellung völlig unabhängiger, allgemein
eter und in den innern Fragen ziemlich frei ge-

ſinnter Mann, gewählt. Der Verein gründete ein groß-deutſches Wochenblatt, und ein ungemein gewandter ſchrift- und redetüchtiger holſteiniſcher Literat, Dr. Bärens, wurde zum Redacteur deſſelben und zum Schriftführer des Vereins beſtellt. Es fanden große öffentliche Verſammlungen ſtatt, bei welchen, im Gegenſatz zum Nationalverein, Reden gehalten und Beſchlüſſe gefaßt wurden, und die Oppoſition ſah ſich mit einem male die bisher von ihr geführte Anwaltſchaft des Volkes aus den Händen gewunden, die Regierung trat in die ihr nach richtigen politiſchen Grundſätzen zuſtehende Stellung über den Parteien, ſtatt wie bisher für ſich ſelbſt eine Partei zu bilden und ſtets als einziges Angriffsobject der Oppoſition gegenüberzuſtehen.

Graf Borries freilich ſtand dieſer ganzen Bewegung ſkeptiſch zurückhaltend gegenüber. Er vermochte ſich eine ſelbſtändige, von der Regierung unabhängige conſervative Partei nicht zu denken, und ſprach oft ſeine Bedenken aus, daß eine ſolche Parteibewegung unbequem und ſchwer zu leiten ſein werde.

Dagegen erkannte Graf Platen ſehr wohl die Bedeutung des Vereins, und es fanden damals zwiſchen ihm und mir die erſten Annäherungen durch Vermittelung des Grafen von der Decken ſtatt.

Neben dieſer Parteibildung faßten wir nun aber

ernſtlich die Reform des Bundes ſelbſt ins Auge,
auch auf dieſem Gebiete den gothaiſchen Be-
ıngen etwas Poſitives, Faßbares, praktiſch Aus-
›ares und Befriedigendes entgegenzuſetzen. Die
ziſche Regierung ſtrebte damals nach einer Re-
der Bundeskriegsverfaſſung in dieſem Sinne, und
König wie die meiſten übrigen deutſchen Staaten
ı dieſen Beſtrebungen durchaus gegneriſch.
ːs beruhte dieſe Gegnerſchaft bei dem Könige Georg
aus nicht auf einer Abneigung gegen Preußen
auf einer Ueberſchätzung der eigenen Stellung,
rn vielmehr nur auf der eiferſüchtigen Feſtigkeit,
welcher er ſein monarchiſches Souveränetätsrecht
ıptete.
Dennoch war nicht zu leugnen, daß die Schlag-
ıkeit der deutſchen Bundesarmee infolge der kleinen
kleinſten Contingente und der mangelnden gleich-
ıgen Ausbildung viel zu wünſchen übrigließ.
preußiſchen Reformbeſtrebungen boten Abhülfe, und
übrigen deutſchen Regierungen ſtanden vor den
ːn des Volkes, durch ihre negative Haltung, als
eigenſinnige Hinderniß der allgemein als noth-
›ig erkannten und erſehnten Wehrhaftigkeit Deutſch-
ȣ da.
Es bot ſich nun ein einfaches und wirkſames Mittel,

um auch von großdeutſcher und mittelſtaatlicher Seite die Militärkraft des Bundes kräftiger zu entwickeln.

Die Bundeskriegsverfaſſung geſtattete und empfahl ſogar Zuſammenziehungen, gemeinſchaftliche Uebungen und gleichförmige Organiſation verſchiedener Bundescontingente. Die großen franzöſiſchen Uebungslager erregten damals hohes Intereſſe in militäriſchen Kreiſen, und man glaubte gerade in ihnen eine beſonders vortreffliche Schule für eine einheitliche Kriegstüchtigkeit großer Truppenkörper erblicken zu ſollen.

Die Zuſammenziehung der mittelſtaatlichen Armeen zu ſolchen großen gemeinſamen Uebungslagern mußte nun die Grundlage zu einer feſtern Vereinigung der militäriſchen Kräfte von Baiern, Würtemberg, Sachſen und Hannover bilden und dieſe deutſche Centralarmee zu einem tüchtigen Kern der deutſchen Bundesmacht entwickeln, ſowie auch ein feſtes Bollwerk für die Selbſtändigkeit der deutſchen Staaten gegen irgendwelche Uebergriffe von ſeiten Preußens oder Oeſterreichs bilden.

Ebenſo war es nach der Bundesverfaſſung vollkommen zuläſſig, daß die einzelnen Bundesglieder ſich über ihre Abſtimmungen am Bundestage vorher berieſhen und verſtändigten. Zur Zeit Metternich's hatte ja zwiſchen den Höfen von Berlin und Wien das Ab-

ıen beſtanden, daß beide Cabinete ſich ſtets zuvor
eſonderer Verhandlung über alle in Frankfurt
mmenden Fragen einigten, Anträge ſtets gemein-
lich ſtellten und ſtets gleich ſtimmten.
ein ebenſolches Abkommen zwiſchen den vier König-
:n würde denſelben, auf eine innerlich einheitliche
ſchlagfertige Centralarmee geſtützt, einen ſchwer-
:nden Einfluß ſowol in den innern Fragen des
oeslebens als in möglichen Kriegsfällen geſichert
ı, und zugleich würde dem deutſchen Volke etwas
oem Boden der bisherigen Bundesverfaſſung Aus-
oares geboten ſein ſtatt der bis dahin einzig da-
ıden preußiſchen Reformvorſchläge. Eine ſoli-
che Waffengemeinſchaft der vier innerdeutſchen
ge zur Herſtellung einer einheitlich organiſir-
großen deutſchen Centralarmee mußte, mit den
ßiſchen und öſterreichiſchen Heeren auf den Seiten,
geſammten deutſchen Heeresmacht eine unauflös-
Verbindung und einen feſten Schwerpunkt ſichern.
tſchland würde, in drei ebenbürtigen Armeen zur
ſten kriegeriſchen Wirkſamkeit erſtarkt, die un-
rchtete und ungeachtete Rolle einer blos abwehren-
Friedensmacht haben von ſich werfen können, ohne
m den Charakter eines Staatenbundes ſelbſtändiger
ıarchien aufzugeben.

Ich arbeitete dieſe Gedanken, ihre politiſche Bedeutung und ihre bundesrechtliche Ausführbarkeit in einem ausführlichen Mémoire aus, das ich unter dem Hinweis auf den beſchleunigten Gang, den in meinen Augen damals die Weltgeſchichte und insbeſondere die deutſche Entwickelung anzunehmen begann, mit dem mahnenden Worte ſchloß: „Was man dem Augenblick verloren, bringt keine Ewigkeit zurück.“

Der König faßte den Plan mit großer Lebhaftigkeit auf und beſchloß ſeinerſeits, die Initiative für deſſen Ausführung zu übernehmen. Freilich war dies nicht leicht und konnte zunächſt nicht auf dem Wege der regelmäßigen Diplomatie geſchehen. Denn Graf Platen, ſeiner Natur nach zur vorſichtigen Aengſtlichkeit geneigt, würde durch den Staatsrath Zimmermann, der für ihn, bei der Schwierigkeit eines eigenen Urtheils, die höchſte Autorität in allen Fragen des Bundesrechts war, noch mehr in ſeiner Scheu vor jeder Initiative beſtärkt worden ſein und aus Furcht, in Berlin und Wien anzuſtoßen, der ganzen Idee nur Schwierigkeiten bereitet haben. Außerdem erforderte die Sache, um nicht gleich in der Entſtehung durch die feindlichen Strömungen discreditirt und verdächtigt zu werden, die äußerſte Geheimhaltung, und eine ſolche wäre unmöglich geweſen, wenn die einleitenden Ver-

ɔlungen hätten auf officiellem Wege geführt werden
n. Der König autoriſirte daher den Grafen von
Decken in ganz vertraulicher Weiſe, die deutſchen
: über die Aufnahme zu ſondiren, welche zunächſt
Project eines auf Grund der Beſtimmungen der
ɪdeskriegsverfaſſung aufzuſtellenden gemeinſamen
en Uebungslagers der Armeen der vier König=
e mit den dazugehörigen Contingenten der
ern Staaten finden würde. Niemand wußte von
r Reiſe und ihrem Zweck als der Geheime
inetsrath Lex und ich; Graf von der Decken ſchrieb
über die verſchiedenen Unterredungen, die er mit
deutſchen Fürſten und Miniſtern hatte, und ich
te ſeine in der Form als perſönliche Mittheilungen
ltenen Briefe dem Könige mit, der den Gang dieſer
würdigen Verhandlungen mit dem höchſten In=
ſe verfolgte. Graf von der Decken ging zuerſt nach
sden. Der König von Sachſen war dem Project
allgemeinen — weiter konnten ſich die regierenden
ren auch wol kaum erklären — günſtig, ebenſo
r von Beuſt, der jedoch die Sache an den Kriegs=
iſter von Rabenhorſt verwies, um die militäriſche
ſführbarkeit zu prüfen. Dieſer erfaßte den Ge=
ken ſehr eifrig und begann ſogleich die Ausarbeitung
s beſtimmten Planes. Graf von der Decken war

im ganzen ſehr befriedigt von der Aufnahme des Gedankens in Dresden und ging nach Wien.

Er ſetzte voraus, daß die Idee einer auf feſte militäriſche Baſis geſtützten deutſchen Centralmacht gerade in Wien als Gegengewicht gegen die gothaiſchen Plane ganz beſonders freudig aufgenommen werden müſſe, und hoffte den öſterreichiſchen Einfluß auf die ſüddeutſchen Höfe für ſich zu gewinnen. Die Zweifel, welche ich nach meinen in Wien gemachten Erfahrungen in dieſer Beziehung hegte, ſollten ſich indeſſen vollkommen beſtätigen. Graf von der Decken wurde vom Kaiſer perſönlich ſehr liebenswürdig aufgenommen, in Betreff ſeiner Vorſchläge, für welche er nur die öſterreichiſche Befürwortung in Baiern und Würtemberg erbat, hatte man indeß an politiſcher und militäriſcher Stelle nur — allgemein zwar zuſtimmende, aber doch ausweichende Bemerkungen, ja es ſchien ſich ſogar eine gewiſſe Verſtimmung gegen Hannover fühlbar zu machen.

Gerade am 27. Mai, dem Geburtstage des Königs, hatte Graf von der Decken, den der König an dieſem Tage telegraphiſch zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt, eine Audienz beim Kaiſer Franz Joſeph. Der Graf erwähnte den Geburtstag des Königs, der Kaiſer jedoch ließ, zu ſeinem großen Befremden, dieſe Be-

merkung unerwidert und trug ihm keinen, doch unter diesen Umständen so nahe liegenden Glückwunsch auf. Dies alles wäre erklärlicher gewesen, wenn wir damals bereits von den überaus geheim gehaltenen Planen zur Wiedererlangung der kaiserlichen Suprematie in Deutschland Kenntniß gehabt hätten, welche in dem frankfurter Fürstentage des Jahres 1863 so blitzartig vor die Oeffentlichkeit traten, um ebenso schnell wieder in die Dunkelheit eines traurigen Fiascos zu versinken. Erst später, als Julius Fröbel, der damals einen mir stets unerklärlich gebliebenen Einfluß in der Staatskanzlei ausübte, mich in Hannover besuchte, trat mir jene hochstrebende und in der That hochfahrende Richtung entgegen, ohne daß ich indeß eine solche Inscenirung derselben, wie sie später stattfand, für möglich gehalten hätte. Mit dieser Richtung vertrug sich allerdings die Idee einer militärischen Kräftigung der Selbständigkeit der Mittelstaaten nicht, und Graf von der Decken hatte daher auf eine Unterstützung durch den österreichischen Einfluß nicht zu rechnen.

In Baiern fand er dieselbe kühle und selbstzufriedene Zurückhaltung, wie sie mir entgegengetreten war. — Obgleich Herr von Schrenck die Idee eingehend besprach, ließ er doch deutlich durchblicken, daß Baiern

für sich auch in militärischer Beziehung eine Ausnahmestellung beanspruchte. Gerade damals war allerdings der Hof in München in vielfacher Weise beschäftigt, wenn auch in einer Weise, die wol besser der Sorge um die in Deutschland drohenden Gefahren den Platz geräumt hätte. Der König war schwer zugänglich und sensitiv empfindlich gegen alle schwereres Nachdenken erfordernden Fragen. Das Unglück der Königin von Neapel beschäftigte ihn, die Zustände in Griechenland, welche bald schon zur Revolution und Vertreibung des Königs Otto führen sollten, machten ihm nicht minder Sorge, dazu kamen unangenehme Vorfälle, wie die Differenzen des Prinzen Adalbert mit seinem Hofmarschall von Fallot, die Heirath des ältesten Bruders der Königin von Neapel mit einer Augsburgerin, die zur Gräfin Wallersee erhoben wurde, kurz, man hatte Beschäftigung genug und im Gefühl der bairischen Machtstellung kein Verständniß für die in Deutschland heraufsteigenden Wetter. Der alte König Ludwig, welcher bei allen seinen Eigenthümlichkeiten doch kühnen Muth und klaren politischen Blick besaß, sah die Dinge ziemlich pessimistisch an und hatte für das ganze Treiben oft nur bittern Spott. So empfing er den König Otto von Griechenland bei seiner Ankunft in München achselzuckend mit den

Worten: „Hätteſt nicht gleich davonlaufen ſollen"; und als einige Zeit darauf ſeine Familie und zugleich auch der Prinz Waſa bei ihm dinirte, ſagte er: „Seltſame Verſammlung an einem Tiſch! Ein regierender König — mein Max, ein abgedankt habender König, ein davongejagter König und ein nie regieren haben ſollender König." .

Der König von Würtemberg erklärte dem Grafen von der Decken ganz klar und beſtimmt, daß er zwar bereit ſei, in Unterhandlungen zu treten, daß er jedoch im Princip jedes Antaſten der Verhältniſſe des Bundes mit großer Beſorgniß anſehe und davon nur große Gefahren für den Beſtand des Rechts in Deutſchland befürchte.

Mit dem größten Ernſt und dem eifrigſten Entgegenkommen wurden die Vorſchläge des Grafen von der Decken in Darmſtadt von Herrn von Dalwigk aufgenommen, der ſogleich die Wichtigkeit und Bedeutung des Vorſchlags erkannte und eine feſte Stellung zu demſelben nahm, indem er die folgende officielle Erklärung abgab:

Erklärung von Darmſtadt.

Der Vorſchlag einer baldigen Zuſammenziehung eines Lagers von Truppen der rein deutſchen Staaten

zu gemeinſamen Uebungen kommt einem lange gehegten Wunſche der großherzoglichen Regierung entgegen. Alles, was das Anſehen der deutſchen Mittelſtaaten heben, einen Angriff auf ihre Selbſtändigkeit erſchweren kann, wird bei der großherzoglichen Regierung ſtets eifrige Unterſtützung finden.

Doppelt wird dies der Fall ſein, wenn dadurch zugleich die Erhaltung Deutſchlands als eines kräftigen Ganzen gefördert wird. Dies geſchieht aber durch das einmalige oder periodiſche Zuſammenziehen der rein deutſchen Armeecorps in ein gemeinſames Lager mehr als durch alles andere. Das Verderblichſte, was Deutſchland in ſeiner Geſammtheit wie in ſeinen einzelnen Theilen widerfahren könnte, wäre eine Trennung des Südens und des Nordens namentlich in militäriſcher Beziehung.

Dadurch, daß man dieſe Trennung durch Zuſammenziehung der gemeinſamen Streitkräfte hindert und der Nation zugleich einen ſchlagenden Beweis der Untrennbarkeit, der Zuſammengehörigkeit der verſchiedenen Theile des deutſchen Vaterlandes liefert, leiſtet man der guten Sache einen weſentlichen Dienſt.

Es würde nun:

1) Von der königlich hannoveriſchen Regierung der desfallſige Vorſchlag in förmlicher, jedoch höchſt

vertraulicher Weise auszugehen haben, sofern man es nicht vorzieht, Baiern die Initiative zu überlassen;

2) die Sache würde vorerst nur versuchsweise und für einmal ins Leben zu rufen sein, damit man zunächst über den Widerstand gewisser Regierungen, über die Kosten u. s. w., klar sehen lernt;
3) es würde von einer förmlichen schriftlichen Uebereinkunft zu abstrahiren sein;
4) mit der sächsischen Ansicht, daß man vorerst über die Begegnung der hohen Kriegsherren im Lager sowie über die Vertheilung der Stimmen nichts festsetzen möge, ist man hier ganz einverstanden;
5) einen Antrag an den Bund zu stellen, um einen Majoritätsbeschluß zu provociren, durch welchen die Stände der einzelnen Staaten zur Bewilligung der erforderlichen Geldmittel genöthigt werden würden, scheint sehr bedenklich.

Die Staaten, welche die Bildung des Lagers als gegen ihre Tendenzen gerichtet ansehen müßten, würden dadurch Mittel bekommen, die ganze Maßregel zu hintertreiben, derselben im voraus in der öffentlichen Meinung zu schaden und sie namentlich als ein reactionäres Unternehmen gegen die liberale Partei

in Kurheſſen hinzuſtellen. Die Maßregel darf ihren Charakter als gemeinſame militäriſche Uebung nicht verlieren, und zu einer ſolchen Zuſammenziehung von Truppen bedarf man keines Bundesbeſchluſſes.

So waren, als Graf von der Decken zurückkehrte, zwar viele unſerer Hoffnungen enttäuſcht, allein es waren doch immer, ſowol zur Bildung einer allgemeinen deutſchen conſervativen Partei als zur militäriſchen Verbindung der Mittelſtaaten, Grundlagen gewonnen, auf welchen ſich weiter bauen ließ. Das Parteileben in Hannover ſelbſt war angeregt, die Regierung war aus ihrer Iſolirung herausgetreten und hatte eine freie Bundesgenoſſenſchaft im Volke ſelbſt.

Jene großen Plane einer alle conſervativen Elemente Deutſchlands umfaſſenden Parteibildung ſowie der militäriſchen Trias wären auch vielleicht, trotz aller Hinderniſſe, der Verwirklichung zugeführt worden, wenn nicht die demnächſt in den Vordergrund tretende ſchleswig-holſteiniſche Frage alle bisherigen Verhältniſſe verändert und neue Spaltungen hervorgerufen hätte, ſodaß alle derartigen Projecte vertagt werden mußten, — bis dann endlich das Ende des alten Bundes mit Sturmeswehen hereinbrach.

Um dem Großdeutſchen Verein einen innern feſtern

Kern zu geben und eine feste eng zusammenhängende Organisation zu seiner sichern Leitung zu schaffen, wurde auch die Gründung eines „Deutschen Rechtsordens" in Angriff genommen, dessen Mitglieder sich nach den Statuten, welche den Principien der Carbonari im umgekehrten Sinne nachgebildet waren, zu steter politischer Thätigkeit verpflichteten, und dessen Großmeister vom Könige zu ernennen war, sodaß sich die Fäden des Mechanismus, welchen ich der Regierung oder vielmehr dem Könige zur Leitung des öffentlichen Lebens in die Hände zu legen bestrebt war, immer weiter verzweigten und in unscheinbarer Verborgenheit immer fester knüpften.

Unter den Personen, welche in dieser Beziehung zur Mitthätigkeit herangezogen wurden, befanden sich auch Dr. Onno Klopp und Professor Pernice.

Dr. Onno Klopp war Lehrer an einer Töchterschule und hatte sich im Jahre 1848 durch demokratische Agitationen stark compromittirt. Er hatte dann seine Anschauungen ziemlich demonstrativ geändert und einige historische Abhandlungen geschrieben, welche wegen ihrer den gewöhnlichen historischen Lehrsätzen entgegenlaufenden Darstellungen bemerkt wurden. Er hatte Tilly, und gewiß mit Recht, der von diesem Feldherrn in die Geschichte übergegangenen traditionellen Figur

widersprechend, zu rehabilitiren versucht, dann aber auch Friedrich den Großen im umgekehrten Sinne behandelt und bei nicht zu verkennendem fleißigem, wenn auch weitaus nicht genügendem Studium nur ein Zerrbild des großen Königs zusammengefügt. Dadurch war die Aufmerksamkeit des österreichischen Gesandten in Hannover, des Grafen Ingelheim, auf ihn gelenkt, der ihn dem Grafen Platen empfahl. Durch beider Protection wurde ihm die Herausgabe der in den hannoverischen Archiven enthaltenen, noch ungedruckten Papiere von Leibniz übertragen, und er begann dies schwierige Werk auch, dem er wol in keiner Weise gewachsen war. Denn nicht nur fehlte ihm dazu die allgemeine Vorbildung, welche ihn zu einem weiten politischen Blick befähigt hätte, sondern es mangelte ihm auch die Kenntniß fremder Sprachen, insbesondere der französischen, in welcher ja der große politisch internationale Philosoph so viele seiner wichtigsten Abhandlungen geschrieben hat. Doch war immerhin die Veröffentlichung der „Leipniziana" ein nützliches Werk, namentlich den falschen und entstellten Darstellungen des französischen Grafen Foucher de Careil gegenüber, und an Fleiß ließ es auch der Dr. Klopp nicht fehlen, wenn auch seine sensitive persönliche Eitelkeit ihn viele aus mangelndem Verständniß hervor-

gegangene irrthümliche Auffassungen zähe festhalten ließ. Seine materielle Stellung war unsicher und beengt und ließ ihn eine festere Position wünschen. Graf Platen, der ihn begünstigte, aber selbst nicht für ihn hervortreten mochte, veranlaßte mich, bei dem Könige die Anstellung des Dr. Klopp als Archivsecretär anzuregen. Diese Anstellung schien mir indeß doch für seinen Bildungsgrad ein wenig zu untergeordnet und ich fand Gelegenheit, ihm eine angemessenere Verwendung zu erwirken. Die sämmtlichen Archive im Königreich Hannover waren in den verschiedenen Provinzialstädten, die zum großen Theil früher Residenzen welfischer Fürsten gewesen, zerstreut, und es war für alle historischen Forschungen von großer Wichtigkeit, diese zerstreuten Archive zu ordnen und in ein großes Landesarchiv einzufügen. Ich legte dem Könige ein Mémoire darüber vor und schlug vor, diese Arbeit dem Dr. Klopp zu übertragen und denselben zu diesem Behufe zum Referenten im Hausministerium, mit dem Titel Archivrath, zu ernennen. Der König erfaßte den Gedanken mit dem lebhaften Interesse, das er der Geschichte seines Hauses stets zuwendete, und die Ernennung des Dr. Klopp erfolgte. Graf Platen war sehr zufrieden, daß ich diesen Kampf gegen die Vorurtheile der Bureaukratie für seinen Schützling aus-

gefochten, in dem Dr. Klopp aber hatte ich ſeit jenem Augenblick einen unverſöhnlichen Feind, der niemals aufgehört hat, ebenſo heimlich als unermüdlich mir zu ſchaden, wo er es vermochte, — wie ich überhaupt ſo häufig bittere Feindſchaften für geleiſtete Dienſte einerntete.

Profeſſor Pernice, der Jüngere, war ein Sohn des bekannten Profeſſors in Halle; er war als ein vortrefflicher, gründlicher und geiſtvoller Juriſt nach Göttingen berufen und beſaß eine ſo unverwüſtliche Arbeitskraft, wie ſie mir ſelten oder nie wieder vorgekommen. Er war von dem Grafen Borries für den ſogenannten Kloſterfonds, das heißt die Verwaltung der ſäculariſirten Stifter und Klöſter, welche das Recht einer Vertretung in den Ständen hatten, zum Mitglied der Zweiten Kammer ernannt, um ſowol ſeine juriſtiſche Sicherheit und Gewandtheit als ſeine Schlagfertigkeit der Rede gegen die Oppoſition zu verwenden. Hier freilich nützte er wenig, denn ſeine perſönlich ſcharfe Heftigkeit ſchoß oft über das Ziel hinaus, und ganz beſonders ſtand ihm auch die Misſtimmung entgegen, welche auch in conſervativen Kreiſen die Ernennung eines Fremden zum Vertreter des Kloſterfonds in der hannoveriſchen Kammer erregte. Wo er jedoch mit der Feder arbeitete, ohne perſönlich hervorzutreten, ent-

wickelte er eine im hohen Grade fruchtbare Thätigkeit. Er war übrigens eins der merkwürdigſten Originale, die man finden konnte, von unverwüſtlichem Humor und ſprühendem, allezeit fertigem Witz. Obgleich noch jung, im Anfang der dreißiger Jahre, hatte er eine an Falſtaff erinnernde Corpulenz, und er that alles, um dieſelbe zu pflegen und immer weiter zu entwickeln. Er leiſtete im Eſſen und Trinken das Unglaublichſte und zwar ſowol qualitativ als quantitativ, und wenn er oft bis zum frühen Morgen ſoupirt und die gewiegteſten Zecher aus dem Sattel gehoben hatte, ſo nahm er eine kalte Douche und begab ſich dann an die Bearbeitung der ſchwierigſten und verwickeltſten juriſtiſchen Probleme. Er litt ſtets außerordentlich von der Hitze und hatte ſich deshalb in den weiten Talar, den die göttinger Profeſſoren als Hofcoſtüm trugen, die Aermel und das Bruſtſtück eines Fracks, nebſt Gilet, einſetzen laſſen, ſodaß er bei Hoffeſten, wie ich dem Könige auch zu deſſen höchſter Erheiterung erzählte, nur in dieſem Talar, mit Schuhen und Strümpfen erſchien. Niemand ahnte, daß die ehrwürdige Profeſſorentracht ſo wenig weitere Hüllen barg, und Pernice fühlte ſich außerordentlich wohl in dieſem bequemen und luftigen Coſtüm.

Der eigentliche Hof war allen dieſen Beſtrebungen,

die Regierung auf eine fest organisirte conservative Partei zu stützen, hinderlich, ja beinahe feindlich. In den Hofkreisen herrschten im wesentlichen die Anschauungen des frondirenden Adels; man haßte den Grafen Borries, ohne eigentlich zu wissen warum, und schüttelte zu allem, was geschah, mit vornehm kritisirender Ueberlegenheit den Kopf, und zwar um so mehr, je weniger die eigentlichen Hofkreise jemals etwas von der Politik erfuhren oder darin mitzureden hatten. Auch Graf Platen war am Hofe nicht beliebt, obgleich er äußerlich in den besten Beziehungen zu demselben stand; der alte hannoverische Adel sah die Familie Platen nicht als zu sich gehörig an, und ich habe oft bittere Bemerkungen darüber gehört, daß diese „famille régnante", wie man sie nannte, in allen ihren Gliedern die höchsten Chargen innehatte.

An der Spitze des Hofhalts stand der Oberhofmarschall und Hausminister von Malortie, ein Mann von der unantastbarsten Integrität und Ehrenhaftigkeit, Garçon, sehr reich und unabhängig, dem Könige tief ergeben, Verfasser des an allen Höfen mustergültigen Buches „Der Hofmarschall wie er sein soll" — die unbestrittenste Autorität in allen Etikette- und Rangfragen wie im Arrangement aller Arten von Festlichkeiten, aber unzufrieden quand-même und

über alle politischen Fragen, oft mit vielem Humor, mürrisch die Achseln zuckend. Er stand auf dem Standpunkte der Regierung des Königs Ernst August und war der entschiedenen und aufrichtigsten Ueberzeugung, daß Hannover gar keine Politik machen, sondern in allen vorkommenden Fragen mit Preußen gehen müsse, um in ruhiger Sicherheit allen Eventualitäten der Zukunft entgegengehen zu können.

Zum Hausmarschall und Schloßhauptmann wurde in jener Zeit der Graf Alfred Wedel ernannt, ein braver, ritterlicher und dem Könige treu ergebener junger Mann, politisch damals noch ohne jede Fähigkeit, sich ein selbständiges Urtheil zu bilden, und in seinen Ansichten von den Kreisen des malcontenten Adels abhängig. Der spätern verhängnißvollen Zeit war es vorbehalten, seinen Geist und Charakter zur Entwickelung zu bringen, freilich ihn aber auch bittere Erfahrungen in Fülle machen zu lassen, wie die weitere Folge dieser Aufzeichnungen ergeben wird.

Er gehörte damals zu meinen entschiedensten Gegnern und viel später erst bin ich ihm näher getreten — wie es denn überhaupt verhängnißvoll für den hannoverischen Hof und die hannoverische Regierung war, daß so viele Kräfte, die vereint den König hätten umgeben sollen, um mit ihm und für ihn zu

wirken, ſich mistrauiſch paralyſirten oder feindlich bekämpften.

Eine eigenthümliche Stellung nahmen die Prinzen Solms ein. Der Prinz Wilhelm von Solms-Braunfels, Stiefbruder des Königs aus der frühern Ehe der Königin Friederike von Hannover mit dem Prinzen von Solms-Braunfels, lebte in Hannover mit dreien von ſeinen Söhnen, den Prinzen Ernſt, Hauptmann im Garderegiment, Georg, Rittmeiſter der Garde-du-Corps, und Hermann, welcher damals noch halb Kind war und ſpäter Offizier bei den Jägern wurde. Es war natürlich, daß der König ſeinen ſo nahen Verwandten, die er beſonders liebte, alle möglichen Aufmerkſamkeiten erwies; die Königin war nahe befreundet mit der Prinzeſſin Solms, und alle Glieder der fürſtlichen Familie waren von der herzlichſten und verbindlichſten Liebenswürdigkeit und von einer wirklich außerordentlichen, faſt beſcheidenen Zurückhaltung. Trotzdem bildeten ſie den Gegenſtand der größten Abneigung des hannoveriſchen Adels und des hannoveriſchen Hofes. Man beneidete ihnen wol den Vorrang und die gewiſſermaßen eximirte Stellung, die ſie am Hofe einnahmen, und die ja doch in jeder Weiſe berechtigt war. Denn abgeſehen davon, daß die Familie Solms als ſolche zum ebenbürtigen und reichsunmittel-

baren hohen Adel gehört, war der Prinz Wilhelm durch seine Mutter, die Schwester der Königin Luise, auch der rechte Vetter des Königs von Preußen und also mit den ersten regierenden Häusern Europas nahe verwandt. Aber jede Freundlichkeit, die der König seinem Bruder und dessen Kindern, seinen Neffen, erwies, wurde in den Hofkreisen bekrittelt, und an allem, was die fürstliche Familie that, fand man etwas auszusetzen. Ich habe meinerseits stets zu allen Gliedern derselben in den besten Beziehungen gestanden und niemals meine Ueberzeugung von dem Unrecht, das man ihnen allen in Hannover that, verhehlt. Insbesondere war der Prinz Hermann, der jüngste der Brüder, ein junger Herr von ganz hervorragenden Fähigkeiten und festem Charakter; er wurde damals mit dem Kronprinzen erzogen und erregte durch seinen frischen, für alles empfänglichen und wissensdurstigen Geist mein lebhaftes Interesse. Ich regte bei dem Könige den Gedanken an, diesen Prinzen, abweichend von der traditionellen fürstlichen Sitte, für die Civilcarrière zu bestimmen. Der König begriff vollkommen, welch einen Werth es für ihn haben müsse, wenn er einst einem ihm so nahe stehenden fürstlichen Verwandten hohe und wichtige Verwaltungsstellen des Landes oder die Leitung seines Ministeriums anvertrauen könne,

und befahl, daß Prinz Hermann, zu dessen großer Freude, die Universität Göttingen beziehen und ernst studiren solle, nachdem er, um ihm einen militärischen Rang zu geben, zum Lieutenant von der Armee und dann bei den Jägern ernannt war. Auch über dieses junge hoffnungsvolle Leben ist die verhängnißvolle Katastrophe des Jahres 1866 dahingegangen; der junge Prinz, der zu so großen und schönen Hoffnungen berechtigte, der ein so hohes und edles Streben in sich trug, begräbt seine reiche Kraft in unthätiger Zurückgezogenheit.

Unter allen diesen Verhältnissen konnte natürlich der Hof und die unmittelbar mit demselben zusammenhängende Gesellschaft nicht, wie es wol eigentlich hätte sein sollen, den Mittelpunkt für ein conservatives Parteileben bilden, im Gegentheil waren hier viel Uebelwollen und versteckte Hinderungen zu überwinden.

Zu jener Zeit lernte ich auch den frühern Minister Windthorst kennen. Er war im Ministerium Schele Justizminister gewesen und 1853 wieder in die Privatthätigkeit zurückgetreten. Obwol er sich damals von aller sichtbaren Theilnahme an der Politik völlig fern hielt, so wendete ihm Graf Borries dennoch eine ganz besonders lebhafte Feindschaft zu, und wenn er nach Hannover kam, wurde er polizeilich überwacht. Er wünschte damals wieder eine Stellung in der Justiz-

verwaltung und mochte wol auf meine Vermittelung rechnen, um dem Könige die Ueberzeugung zu geben, daß er nicht so antimonarchische Gesinnungen hege, als ihm Graf Borries, wie er glauben mußte, zuschrieb. Mir imponirte der hochgebildete, geistvolle und liebenswürdige Mann in hohem Grade; er selbst warnte mich, ihn in Rücksicht auf meine Carrière nicht öffentlich zu besuchen, und auch von seiten des Grafen Borries wurde mir dann bald der Wink zu Theil, mich vor dem gefährlichen Einfluß Windthorst's in Acht zu nehmen. Ich glaubte diesen Wink jedoch nicht befolgen zu sollen, und setzte den angenehmen und lehrreichen Verkehr fort, so oft Windthorst in Hannover anwesend war. Lange Jahre und unter den wechselndsten Verhältnissen habe ich mit ihm in freundlichen persönlichen Beziehungen gestanden, und wenn wir auch politisch nicht immer übereinstimmten, so änderte das doch nichts in den angenehmen Formen unsers Verkehrs. Windthorst, der bald schon eine hervorragendere Rolle spielen sollte, war ein Mann von ebenso fein durchdringendem als weitblickendem Geist; wie alle Männer von großer Fähigkeit und Kraft, strebte er wol nach Macht und Einfluß, war aber von kleinlichem Ehrgeiz fern. Er war ein scharfer, rücksichtslos mit offenen und verdeckten Mitteln kämpfender

politiſcher Gegner; aber ſolange ich ihn gekannt, habe ich nie geſehen, daß er politiſche Gegnerſchaften auf die Perſonen übertrug. Er hat, auch wenn er die Macht dazu beſaß, niemals politiſchen Gegnern wehe gethan, niemals ſich an denen gerächt, die ihm Böſes zugefügt, wohl aber war er ſtets bereit, zu helfen und Dienſte zu erweiſen, ohne zu berechnen, ob er Dank und Nutzen davon haben würde, und viele ſeiner politiſchen Gegner müßten ihm für opferbereite perſönliche Dienſte Dank wiſſen, wenn die Dankbarkeit überhaupt im drängenden Treiben des menſchlichen Lebens Platz fände. Auch Windthorſt wendete der Kräftigung des großdeutſch-conſervativen Parteilebens eifriges Intereſſe zu, doch es traten ſchnell im Innern und von außen her Ereigniſſe ein, welche unmittelbarer die ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Regierung in Anſpruch nahmen.

VI.

Kurheſſiſche Wirren. — Meine erſte Sendung nach Kaſſel. — Der Kurfürſt. — Die hannoveriſche Katechismusangelegenheit. — Steigende Bewegung und Straßenunruhen. — Berathungen in Goslar. — Leben des Königs in Goslar. — Der Naturarzt Lampe und ſeine Curen. — Zurückziehung des neuen Katechismus. — Berufung der Miniſter. — Weigerung des Grafen Borries, in Goslar zu erſcheinen. — Seine Entlaſſung. — Verlegenheit des Königs und Schwierigkeit der Lage.

Im Innern des Königreichs Hannover brachte das Jahr 1862 die ſo viel Staub aufwirbelnde Katechismusfrage, in Deutſchland ſpitzten ſich die kurheſſiſchen Wirren zu einem ſcharfen Conflict zu, den der hannoveriſche Nachbarſtaat mit ganz beſonderer Unruhe zu betrachten Grund hatte.

Die kurheſſiſche Verfaſſung war Gegenſtand längerer Verhandlungen am Bundestage geweſen, und der Kur-

fürſt war in die eigenthümliche Lage gebracht, eine Verfaſſung wieder aufheben zu ſollen, die er früher auf Anordnung des Bundes hatte einführen müſſen. Die preußiſche Regierung, welche durch die Armeeorganiſation und den erhöhten Militäretat die lebhafteſte Oppoſition im eigenen Lande hervorgerufen hatte und nicht die innere Kraft beſaß, derſelben Herr zu werden, ſuchte ihre faſt verſchwundene Popularität wieder zu beleben, indem ſie zu Gunſten der heſſiſchen Oppoſition ihre Macht gegen den Kurfürſten aufbot. Das vierte und ſiebente preußiſche Armeecorps waren mobiliſirt, und als der Kurfürſt auch die Miſſion des Generals Williſen ſchroff zurückwies, drohten die Dinge auf die äußerſte Spitze getrieben zu werden. Als endlich der Bund die Siſtirung der ausgeſchriebenen Wahlen verfügte und am 24. Mai die Reactivirung der Verfaſſung von 1831 beſchloß, trat das Miniſterium Bilmar, deſſen Entlaſſung auf die Forderung Preußens der Kurfürſt früher verweigert hatte, zurück, und in Kaſſel herrſchte die äußerſte Verwirrung. Preußen übte einen mächtig drohenden Druck aus, und das im Innern immer mehr ſchwankende Miniſterium ſetzte alles daran, um ſich durch einen Erfolg nach außen zu ſtärken und in Heſſen ein ganz gothaiſch geſinntes Cabinet einzuſetzen.

Der König war durch diese Vorgänge äußerst beunruhigt. Denn auch in Hannover war die Verfassung durch Bundesbeschluß geändert, auch in Hannover mühte sich die Opposition unablässig, eine Verfassungsfrage in Scene zu setzen, und was heute in Hessen geschah, konnte eines Tages auch in Hannover sich wiederholen. Ganz besonders bedenklich als Präcedens war die neben dem Bunde stattfindende rein preußische Einmischung in die innern Angelegenheiten eines deutschen Staates, und wenn es wirklich zu einer militärischen Intervention kam, so war damit ein Weg betreten, auf welchem die übrigen deutschen Staaten, insbesondere aber das so ganz von der preußischen Machtsphäre umschlossene Hannover, die größten Gefahren für die eigene Selbständigkeit erblicken mußten.

Hannover hatte in Kassel, nach meiner Ansicht fehlerhafterweise, keine diplomatische Vertretung. Der hannoverische Bundestagsgesandte von Heimbruch in Frankfurt war zugleich in Kassel accreditirt; aber seine Thätigkeit war am Bundestage vollauf in Anspruch genommen und wir waren daher ohne regelmäßige Fühlung mit den Vorgängen in Kassel.

Es verbreitete sich nun in der ersten Hälfte des Juni 1862 das Gerücht, der Kurfürst sei, voll tiefer Erbitterung darüber, daß der Bund und Oesterreich

ihn im Stiche gelassen, entschlossen, sich ganz und gar Preußen in die Arme zu werfen, ja, man sprach sogar von seiner Absicht, die Regierung niederzulegen. Eine solche Wendung erschien bei dem Charakter des Kurfürsten nicht völlig unwahrscheinlich, und die Mittheilungen der Zeitungen über die in Kassel stattfindende Ministerkrisis machten sie noch glaubwürdiger. Auch wurden die Gerüchte durch diplomatische Mittheilungen von Wien aus bestätigt, denn der Kurfürst hatte sich mehrfach sehr bitter über die Bundesbeschlüsse und die österreichische Haltung geäußert und war in der letzten Zeit für niemand mehr zugänglich gewesen. Der Generaladjutant von Loßberg war mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, und nach den auftauchenden Namen schien die Bildung des neuen Cabinets in der That ganz und gar in preußischem Sinne erfolgen zu sollen.

Endlich veröffentlichten die Zeitungen, ohne daß von Kassel aus ein Dementi erfolgte, eine Ministerliste, nach welcher der General von Loßberg das Kriegsministerium, der Appellationsgerichtsrath Wegener die Justiz, der Regierungsrath Wiegand, früher der entschiedenen Opposition angehörig, das Innere, und Herr von Bischoffshausen das Aeußere übernehmen sollte. Damit wäre dann der unbedingteste preußische

Einfluß in Kaſſel hergeſtellt geweſen. Die Oppoſitionsblätter in Hannover triumphirten, und es fehlte nicht an mehr oder weniger verſteckten Hinweiſen darauf, daß eine ähnliche Preſſion gegen die ſtets behauptete „Misregierung" in Hannover demnächſt geübt werden müſſe. Wenn ein ſolches Miniſterium in Kaſſel wirklich eingeſetzt wurde und der Kurfürſt in peſſimiſtiſcher Reſignation demſelben freie Hand ließ, ſo wäre Hannover in bedenklicher Weiſe von preußiſchem Einfluß ohne Gegengewicht eingeengt geweſen und mußte, insbeſondere auch in allen Verkehrsfragen, eine gefährliche Iſolirung befürchten.

In der zwölften Stunde ſchien man auch in Wien die Gefahr der Situation zu erkennen, zudem wußten wir ziemlich ſicher, daß das preußiſche Miniſterium auch an maßgebender Stelle keinen Halt mehr fand und daß in Baden-Baden bereits mit Herrn von Bismarck, der zunächſt noch auf einige Zeit als Geſandter nach Paris gegangen war, Anknüpfungen zur demnächſtigen Uebernahme des preußiſchen Miniſterpräſidiums ſtattgefunden hatten. Ein Erfolg in der kurheſſiſchen Frage hätte nur den Eintritt eines conſervativen Miniſteriums in Preußen verzögern können, und es kam daher alles darauf an, denſelben zu verhindern.

Am 18. Juni erfolgte ein preußisches Ultimatum in Kassel, welches auf die Bildung eines neuen Ministeriums und Reactivirung der Verfassung von 1831 drängte, und man mußte jeden Augenblick die Verkündigung der genannten Ministerliste erwarten.

Da wurde ich am 19. zum Könige gerufen, der mir befahl, mich sogleich dem Grafen Platen zur Disposition zu stellen, um nach Kassel zu gehen und um jeden Preis die Einsetzung des in Aussicht genommenen Ministeriums zu verhindern. Der österreichische Gesandte in Kassel, Graf Karnitzki, war ebenfalls instruirt; ich nahm einen Brief an denselben vom Grafen Ingelheim, dem österreichischen Gesandten in Hannover, mit und reiste unverzüglich ab. Es kam darauf an, den Kurfürsten zu überzeugen, daß bei der nun einmal vorhandenen Lage gegen den Bundesbeschluß nichts zu machen sei, daß aber die Ausführung desselben in conservativ feste Hände gelegt werde müsse, um nicht die innere Verfassungsangelegenheit zu einem unwiderstehlichen Hebel der gothaischen Politik zu machen, und ihn zugleich zu versichern, daß er in der weitern Entwickelung der Angelegenheit auf den Beistand der Bundesmächte rechnen könne. Zugleich galt es auch auf Herrn von Dehn-Rothfelser aufmerksam zu machen, in dessen Händen allen, die

ihn kannten, die Neugestaltung des hessischen Verfassungslebens am besten aufgehoben sein würde.

Diese ganz geheime und auch niemals bekannt gewordene Mission fand wie im Sturm statt, alles ging im Fluge, ohne alle Formalitäten vor sich, am nächsten Tage schon war ich wieder in Hannover und am 21. Juni wurde das neue Ministerium officiell verkündet. Herr von Dehn-Rothfelser übernahm — eine merkwürdige Zusammenstellung — die Finanzen und das Auswärtige, der Geheime Justizrath Pfeiffer die Justiz, der Geheime Regierungsrath von Sternberg das Innere, und der Oberstlieutenant von Osterhausen den Krieg. Das Ministerium reactivirte dem Bundesbeschluß gemäß die Verfassung von 1831, und der Kurfürst sendete, um die diplomatischen Beziehungen mit Preußen wieder anzuknüpfen und zugleich für den schlechten Empfang des Generals von Willisen eine gewisse Genugthuung zu geben, den Generallieutenant von Hahnau und den Generalmajor von Bardeleben nach Berlin.

Auf diese Weise war alles erreicht, was für uns von Interesse war. Der Bundesbeschluß war ausgeführt, Preußen hatte eine formell ehrenvolle Genugthuung erhalten, jede Möglichkeit eines Conflicts war ausgeschlossen, aber ebenso auch jede fernere Ein-

miſchung in die innern Angelegenheiten, und dem preußiſchen Einfluß, welcher Hannover von Süddeutſchland hätte abſchneiden können, war feſter als je vorher die Thür in Kaſſel verſchloſſen.

Die geſammte Oppoſitionspreſſe ſtand verblüfft vor dieſer plötzlichen und ganz unerwarteten Wendung, das preußiſche Miniſterium hatte, ſtatt des ſo ſehnlich gewünſchten Erfolges, eine entſchiedene, wenn auch äußerlich ehrenvoll verhüllte Schlappe davongetragen und ging mit immer ſchnellern Schritten ſeinem Ende entgegen.

Für mich hatte dieſer Zwiſchenfall eine noch geſteigerte Erkaltung meiner Beziehungen zum Grafen Borries zur Folge. Denn als ich nach meiner Rückkehr in Herrenhauſen dem Könige Bericht erſtattet, kehrte ich von dort mit dem Grafen Platen zu Fuß zurück. In der großen nach dem Schloſſe führenden Allee begegnete uns der Graf Borries, der mich, wie es ſchien, mit Verwunderuug und Verſtimmung in der Begleitung ſeines ſo gründlich verhaßten Collegen ſah und mir von dieſem Augenblick an noch mehr mistrauiſche Zurückhaltung zeigte, welche ich auch durch eine Mittheilung über die nähern Umſtände meiner Beziehungen zum Grafen Platen nicht zu beſeitigen in der Lage war, da der König ſehr empfindlich darauf

hielt, daß ein von ihm persönlich ertheilter Auftrag gegen jedermann, ohne Ausnahme, mit strengster Discretion behandelt werde.

Da ich später noch mehrfach zum Kurfürsten von Hessen gesendet wurde und Gelegenheit hatte, diesem so viel angefeindeten Herrn näher zu treten sowie die Verhältnisse in Kassel aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so mögen hier einige Bemerkungen in dieser Richtung ihren Platz finden.

Nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung ist alles, was man über die Person des Kurfürsten und die Zustände der Regierung in Kassel in den Oppositionsblättern verbreitete, feindlich und tendenziös übertrieben.

Der Kurfürst hatte in seiner äußern Erscheinung, und zwar sowol in seinen Gesichtszügen wie besonders auch in seiner Haltung, eine merkwürdige und frappirende Aehnlichkeit mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, seinem Oheim von mütterlicher Seite, wenn auch sein Wuchs nicht so hoch war als der des Königs. Auch der Ton der Stimme und die kurzen Wendungen erinnerten an die Hohenzollern und besonders an Friedrich Wilhelm III. Er war, vielleicht in dem Bewußtsein, daß ihm nicht stets mit Schnelligkeit und Sicherheit der Ausdruck für seine Gedanken scharf und präcis zu Gebote stand, von

einer eigenthümlichen Verlegenheit, die bei einem in höchster Stellung aufgewachsenen Herrn um so mehr überraschte und in der That geeignet war zu verwirren. Er begann beim Empfange fremder Personen mit unsicherer Stimme einige Worte hervorzustoßen und schien sehr zufrieden, wenn man dann schnell, wie ich es fast jedesmal gethan, irgendeine Frage voraussetzend, antwortete und einige Augenblicke weiter sprach; dann aber wurde seine Redeweise bestimmt, klar und deutlich, stets genau und scharf seinen Gedanken wiedergebend. Er war im Verkehr von äußerst liebenswürdiger Artigkeit, alle Formen auf das genaueste beobachtend und dann freilich auch das Gleiche verlangend, wie es ihm ja mit Recht zustand, sodaß ich niemals an die Erzählungen von heftigen persönlichen Ausfällen gegen seine Diener und sogar seine hohen Beamten habe glauben können. Freilich stand ich ihm ja niemals als Unterthan gegenüber; aber auch der Minister Abée, der ihn lange kannte, hat mich versichert, daß er im Verkehr mit ihm nur die strengste Beobachtung aller Formen in verbindlichster und artigster Weise gefunden habe. Auch die Formen des Hofes waren Fremden gegenüber stets ungemein entgegenkommend, und der Kurfürst nahm es nicht übel, wenn man auch selbst auf diese Formen hielt.

So war ich einmal in Kaſſel, als der Kurfürſt in Wilhelmshöhe reſidirte. Am Morgen war ich zur Audienz hinausgefahren und der Hotelkutſcher, der mich fuhr, hielt am äußerſten Eingange eines Schloß-flügels, von wo aus ich durch lange Gänge geführt wurde. Dies war mir aufgefallen, und als ich an demſelben Tage nachmittags zum Diner hinausfuhr, ſagte ich dem Kutſcher, daß er vor dem Haupteingang und auf der Rampe vorfahren ſolle. Der Menſch war hoch erſchrocken und betheuerte, daß er das nicht dürfe, da alle Wagen außerhalb hielten. Ich erklärte ihm jedoch, daß er auf meine Verantwortung auf die Rampe fahren ſolle, und daß, wenn er es nicht thue, kein auf dem Bocke ſitzender Diener ihm die Zügel aus der Hand nehmen werde. Mit Zittern und Zagen fuhr der Kutſcher dann wirklich durch die große Allee auf der innern Rampe vor und erwartete mich auch dort wieder nach dem Ende des Diners. Obwol der Kurfürſt wol unzweifelhaft dieſen Vorgang erfahren hatte, war er nicht nur bei der Tafel von außer-ordentlicher Liebenswürdigkeit, ſondern ſendete mir auch am nächſten Morgen durch den Miniſter Abée ſeinen Wilhelmsorden, ohne daß eine directe Veranlaſſung zu einer Decorirung vorlag, ſodaß ich dieſelbe nur als eine ganz perſönliche Auszeichnung betrachten

konnte. Auch hat er mir stets, noch in Wien und Prag, ein ganz besonders liebenswürdiges Wohlwollen bewiesen.

Sein Grundcharakterzug war eine strenge Pflichttreue, freilich im rein absolutistischen Sinne, denn alles constitutionelle Wesen war ihm unverständlich und verhaßt, weil er in demselben das Princip der Unordnung und Zersetzung erblickte. Er war ein ungemein scharfer Jurist und hielt sich auch bei Haarspaltereien in Rechtsfragen auf, er wollte alles selbst machen, und dadurch stockte oft die Regierungsmaschine, sodaß die Minister in peinliche Verlegenheit geriethen; aber unzweifelhaft, wie alle Personen seiner Umgebung mich versicherten, war er ein durchaus ehrlicher, offener Mann, der kein Falsch und keine Heuchelei kannte. Seine hohe Meinung von den dienstlichen Pflichten ließ ihn oft hart erscheinen, auch hielt er starr und eigensinnig an einmal gefaßten Entschlüssen fest, weil es ihn eine strenge Geistesarbeit kostete, dieselben zu fassen; ebenso hielt er aber auch an guten Meinungen über Personen fest und ertrug von solchen, an deren Treue und Ergebenheit er glaubte, entschiedenen Widerspruch. Wol verstand er seine Zeit nicht, und so ist die Zeit über ihn hingegangen; aber manches harte Urtheil über ihn, das vielleicht in die Geschichte über-

gehen wird, hat er nicht verdient. Ebenso erging es einer Gemahlin, der Fürstin Hanau, — vieles, was in seiner Familie vorgegangen ist, geschah ohne seine und der Fürstin Schuld und wider ihren Willen. Wäre die Fürstin ebenbürtig gewesen und hätte sie nicht von vornherein gegen die Abneigung der fürstlichen Verwandten und der Hofkreise zu kämpfen gehabt, so hätten sich sowol die Verhältnisse als das Urtheil über dieselben anders gestaltet.

Von der strengen Formalität des Kurfürsten habe ich noch ein kleines, eigenthümliches und fast komisches Beispiel erlebt. Es bestanden in Hessen zwei Orden, der Löwenorden und der Wilhelmsorden, welche etwa wie der Schwarze und Rothe Adlerorden in Preußen nebeneinander stehen. Der Kurfürst hatte dem Grafen Platen das Großkreuz des Wilhelmsordens verliehen. Der König Georg verweigerte die Erlaubniß zur Annahme desselben, da er für seinen Minister den ersten hessischen Orden, den Löwenorden, beanspruchte, und ich hatte den Auftrag, diese etwas peinliche und delicate Angelegenheit zur Sprache und in Ordnung zu bringen. Der Minister Abée sagte mir, daß der Kurfürst die Sache sehr genau erwogen habe, und da er ersehen, daß Graf Platen nur den Rothen Adlerorden von Preußen und den Leopoldsorden von Oesterreich

beſitze, ſo habe er ihm auch nur ſeinen zweiten Orden geben können. Graf Platen war beſonders aigrirt geweſen, daß Herr von Beuſt vom Kurfürſten den Löwenorden erhalten, und auf meine Bemerkung hierüber theilte mir der Miniſter Abée mit, daß der Kurfürſt bei der Verleihung an Herrn von Beuſt berückſichtigt habe, daß dieſer den preußiſchen Schwarzen Adlerorden und den öſterreichiſchen Stephansorden beſitze. Obwol nun der Kurfürſt gegen den König Georg ſtets eine große, an Deferenz grenzende Rückſicht bewies, obgleich Graf Platen persona grata bei ihm war und obgleich der Miniſter Abée ſich alle mögliche Mühe gab, ſo blieb die Sache dennoch wie ſie war. Graf Platen erhielt vom Kurfürſten den Löwenorden nicht und vom Könige nicht die Erlaubniß, den Wilhelmsorden anzunehmen. Erſt als der Kurfürſt 1867 von Prag aus einen Beſuch in Hietzing machte, ſchickte er vor der Tafel, bei welcher er dem Grafen Platen begegnen mußte, dieſem die Inſignien des Löwenordens.

Solche beſondere Ordensſchwierigkeiten kamen übrigens öfter vor und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältniſſe, welche der König in dieſer Beziehung aufrecht hielt. In Hannover beſtanden bis 1865 nur zwei Orden: der Sanct-Georgsorden und der Guelphenorden. Den erſtern verlieh der König nur

an Souveräne, an Prinzen aus souveränen Häusern und an Feldherren nach großen gewonnenen Schlachten. In Hannover selbst besaß ihn niemand, der Feldmarschall Radetzky hatte ihn nach der Schlacht von Novara erhalten, und sogar dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen sendete ihn der König erst nach dessen Siegen in Schleswig-Holstein. Da nun also die fremden Minister, auch die der ersten Großmächte, ebenso wie auch die höchsten Würdenträger in Hannover selbst immer nur den zweiten hannoverischen Orden, den Guelphenorden, erhielten, so nahmen besonders die Großmächte Anstand, den hannoverischen Ministern ihre ersten Orden zu geben. Graf Platen besaß daher nur jene zweiten Orden von Oesterreich und Preußen und von Rußland sogar nur den Weißen Adlerorden, was ihm besonders Herrn von Beust gegenüber stets sehr empfindlich war.

Es wurde übrigens in jener Zeit ein Verhältniß gegenseitiger Verständigung mit Kurhessen angeknüpft, das sich in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit fruchtbar erwies und ohne das Zusammenwirken verhängnißvoller Umstände vielleicht sogar die Krisis von 1866 hätte beschwören können.

Inzwischen entwickelte sich im Innern die viel-

besprochene Katechismusfrage zu einer ernsten und folgenschweren Krisis.

Die Geistlichkeit der streng orthodoxen Richtung hatte nämlich schon lange nach der Beseitigung des im ganzen Königreiche benutzten Katechismus aus der rationalistischen Periode gestrebt. Die Sache war dem Könige vorgelegt und derselbe hatte die Beseitigung jenes Katechismus genehmigt. Es wäre dies nun sehr einfach zu machen und ohne alle Aufregung vielleicht fast unbemerkt auszuführen gewesen, wenn man die Anordnung getroffen hätte, daß einfach der Katechismus Luther's dem Religionsunterricht zum Grunde zu legen sei, und daß es dem Geistlichen überlassen bleiben solle, die weitern Erklärungen dazu zu geben. In der That geschah auch nichts weiter, denn der nach langen Berathungen der dazu niedergesetzten Commission an die Stelle des alten tretende Katechismus war lediglich der reine sogenannte Kleine Katechismus Luther's. Statt aber die Maßregel durch einfache Anweisungen an die Superintendenten auszuführen, wurde der König veranlaßt, eine besondere Allerhöchste Verordnung zu erlassen, wodurch die Sache großes Aufsehen erregte, und man beging die Ungeschicklichkeit, das nunmehr dem Religionsunterrichte zum Grunde zu legende Buch den neuen Katechismus zu nennen.

Diese Verordnung erregte zuerst tiefe Misstimmung in den conservativen und kirchlichen Kreisen, da namentlich die ländliche Bevölkerung glaubte, daß ihr mit dem neuen Katechismus ein neuer Glaube gegeben werden solle, wozu noch der Umstand beitrug, daß in dem neuen Katechismus, freilich nach Luther's eigener Festsetzung, an den betreffenden Stellen auch die Kreuzeszeichen angegeben waren. Bald bemächtigte sich die Opposition der durch das ganze Volk verbreiteten Bewegung, — ein gewisser Pastor Baurschmidt in Lüchow erhob Protest, und es fanden überall Versammlungen statt, welche sich diesem Protest anschlossen und Petitionen an den König um Zurücknahme des neuen Katechismus unterzeichneten.

Mir entging diese Bewegung nicht und ich schrieb dem Könige, der sich in Goslar befand, um die Cur des Naturarztes Lampe zu gebrauchen, wiederholt, daß nach dem Urtheil, welches ich aus der Presse über die öffentliche Meinung gewonnen habe, die Aufregung eine sehr ernste sei und um so mehr Beachtung verdiene, als sie aus conservativen und kirchlich-gläubigen Kreisen der Bevölkerung hervorgehe. Ich verhehlte meine Ueberzeugung nicht, daß die Verordnung so schnell als möglich zurückgezogen werden müsse, um der Opposition eine Handhabe zu gefährlicher Wirk-

ſamkeit zu nehmen. Ich war in dieſer Auffaſſung ganz einig mit dem Generalpolizeidirector Wermuth, der ſich nach den Berichten der Polizei ebenfalls keiner Täuſchung über die tief durch das ganze Volk gehende Aufregung hingab.

Graf Borries war wieder im Bade Soden. Er war im hohen Grade verſtimmt dorthin abgereiſt, denn er hatte die Folgen der Einführung des neuen Katechismus klar vorhergeſehen und vergeblich verſucht, als Miniſter des Innern in dieſer Sache wegen deren Folgen für die öffentliche Ruhe und Ordnung gehört zu werden, da die Geiſtlichkeit die Angelegenheit bei dem Könige als eine rein kirchliche Frage darſtellte und außerdem verſicherte, daß die Beſeitigung des alten rationaliſtiſchen Katechismus von den Gemeinden auf das lebhafteſte erſehnt werde.

Infolge meiner Berichte kam der König Anfang Auguſt ſchon am frühen Morgen nach Hannover und hielt zur Berathung über die Katechismusfrage eine tags vorher telegraphiſch zuſammenberufene Conferenz, zu welcher zahlreiche Mitglieder der höhern Geiſtlichkeit, der Präſident des Conſiſtoriums von Hannover, Wirkliche Geheimrath Bergmann, und der Generalpolizeidirector Wermuth verſammelt waren. Ich befand mich, als der bei weitem Jüngſte in dieſer

Conferenz, in der wenig angenehmen Lage, zuerſt zu votiren, wie es mir bei ſolchen Gelegenheiten ſtets widerfuhr, und ſprach beſtimmt und ohne Rückhalt meine Ueberzeugung aus, daß der neue Katechismus zurückgenommen und vor allem der Name und die Autorität des Königs aus dieſer das ganze Volk ſo tief erregenden Frage entfernt werden müſſe. Aber ich blieb mit dieſer Anſicht abſolut allein, auch der Generalpolizeidirector, mit welchem ich noch am Tage vorher vollſtändig übereingeſtimmt, plaidirte für die unbedingte Durchführung der einmal erlaſſenen Verordnung. Er ſagte mir nachher zu meinem Erſtaunen, daß er bei dem Empfange des Königs am Bahnhofe ſich von deſſen Neigung zum Feſthalten an der beſchloſſenen Maßregel überzeugt und nicht Zeit gehabt habe, mich davon zu benachrichtigen.

Der König konnte ſo vielen Stimmen gegenüber, unter denen ich allein eine abweichende Meinung geäußert, nicht wol anders als das Feſthalten an der Verordnung beſchließen. Indeß verkannte er den Ernſt der Sache nicht und befahl, daß in Hannover ſogleich eine permanente Commiſſion zur fortdauernden Beobachtung der Bewegung im Volke zuſammentreten ſolle, zu welcher der Staatsminiſter Bacmeiſter, der als Landdroſt in Aurich zugleich Präſident des oſt-

frieſiſchen Conſiſtoriums war, der Conſiſtorialpräſident Bergmann, der Abt Ehrenfeuchter aus Göttingen, die Conſiſtorialräthe Niemann und Uhlhorn und ich beſtimmt wurden.

Dieſe Commiſſion trat indeß nur einmal zuſammen, denn ſchon in den nächſten Tagen brachen infolge einer im Thaliaſaal zu Hannover abgehaltenen Volksverſammlung ernſte Straßenunruhen aus, die Wohnungen der Conſiſtorialräthe wurden angegriffen und das Militär mußte mit ſcharfer Waffe einſchreiten.

Ich fuhr ſogleich zum Könige nach Goslar, um ihm über dieſe Sachlage, welche meiner früher geäußerten Meinung nur zu ſehr recht gab, Bericht zu erſtatten. Ein eigenthümlicher Vorfall ſollte mir einen neuen Beweis liefern, wie ſehr ich darin recht gehabt, daß die Bewegung gegen den neuen Katechismus gerade aus den conſervativen Kreiſen hervorgegangen ſei.

Als ich morgens zum Könige kam, fand ich im Vorzimmer den alten Leibkammerdiener Mahlmann, einen treu ergebenen Mann, der keinen Augenblick gezögert haben würde, für ſeinen erhabenen Herrn ſein Leben hinzugeben. Kaum erblickte mich derſelbe, als er mir entgegeneilte und rief: „Gott ſei Dank, daß Sie kommen, Herr Aſſeſſor, machen Sie um

Gottes willen, daß Seine Majestät diesen entsetzlichen Katechismus wieder zurücknimmt.“ Ich suchte ihn zu beruhigen, er aber fuhr immer eifriger fort, Liederverse aus dem alten Katechismus zu citiren, und erklärte mit hohen Betheuerungen, daß seine Kinder niemals eine Schule besuchen würden, in welcher der neue Katechismus eingeführt sei, denn in dem Glauben, in dem er selig zu werden hoffe, sollten auch sie leben und sterben.

In diesem Augenblick klingelte der König, und als ich ihm gemeldet und bei ihm eingetreten war, erzählte ich ihm nach dem Bericht über die Vorgänge in Hannover, was ich eben im Vorzimmer gehört. Der König rief sogleich den alten Mahlmann herein und dieser erklärte schluchzend, daß, wenn Seine Majestät ihn sogleich auf das Schaffot schicken würden, dennoch seine Kinder niemals den neuen Katechismus in die Hand nehmen sollten, denn ihr ewiges Seelenheil sei ihm mehr werth als alles und als sein Leben.

„Eure Majestät werden nun nicht mehr zweifeln“, sagte ich, als Mahlmann sich entfernt, „daß diese Bewegung nicht von der Opposition künstlich gemacht ist und daß selbst die Macht der Bajonnete dem Volke den neuen Katechismus nicht aufdringen kann.“

Der König wurde sehr ernst und berief sogleich die ganze Commission aus Hannover nach Goslar, wo nun eine Reihe sehr eingehender, schwieriger und ermüdender Berathungen begann. Die Geistlichen waren durch die Vorgänge in Hannover und ihre theilweise persönliche Bedrohung durch das aufgeregte Volk sehr erschüttert, sie sprachen nicht mehr für die Durchführung der Verordnung, — aber sie wollten Modificationen und halbe Maßregeln, welche alles auf das äußerste verdorben haben würden. Mit feiner und scharfer Ironie sagte Bacmeister, er sei mit der Absicht gekommen, die Durchführung der Verordnung anzurathen, da es ihm auf das höchste widerstrebe, eine Regierungsmaßregel vor einer Straßenrevolte zurückzuziehen, jetzt aber überzeuge er sich, daß der König auch unter den Männern, welche die hauptsächlichsten Urheber des neuen Katechismus gewesen, keine Werkzeuge zur Durchführung desselben finden werde. Dann aber müsse in großer und königlicher Weise der falsche Schritt zurückgethan werden, und der König müsse, da er einmal in die Sache gemischt sei, erklären, daß er dem Gewissen seines Volkes keinerlei Zwang anthun wolle.

Nach langen Tergiversationen wurde denn auch eine königliche Proclamation in diesem Sinne beschlossen

und den Geiſtlichen nur die Conceſſion gemacht, daß die Einführung des neuen Katechismus da erlaubt ſein ſolle, wo die Gemeinden ſelbſt ihn wünſchten, was ſich eigentlich von ſelbſt verſtand, da, wie ſchon bemerkt, dieſer ſo viel Unruhe erregende neue Katechismus nichts weiter war als die Zuſammenſtellung der Hauptſtücke Luther's mit deſſen kurzen Erläuterungen.

So peinlich und ermüdend dieſe Verhandlungen auch waren, ſo bot jene Zeit in Goslar doch auch ungemein komiſche und erheiternde Momente.

Die Reſidenz des Hofes in Goslar war an ſich ſchon eine außergewöhnliche. Ein dortiger Schuſter, Namens Lampe, hatte ein Naturheilverfahren angeblich aus alten Büchern und Handſchriften entdeckt, welches in Einreibungen und im innern Gebrauche von ausgepreßten Säften der Harzkräuter beſtand, deren Zuſammenſetzung Lampe ſelbſt nach einem nur ihm bekannten Syſtem beſorgte und jedem Krankheitsfall anpaßte. Er war mehrfach wegen Medicinalpfuſcherei beſtraft, dabei aber war in den Verhandlungen jedesmal der vortreffliche Erfolg ſeiner Curen conſtatirt, und als endlich hochſtehende Perſonen, ſogar die Großfürſtin Konſtantin von Rußland, die Schweſter der Königin, außerordentlich günſtige Wirkungen von ſeinen Mitteln empfanden, wünſchte die Königin ſelbſt, die-

ſelben zu gebrauchen. Der König gab Lampe durch eine beſondere Cabinetsordre die Erlaubniß, ärztliche Behandlungen nach ſeiner Methode vorzunehmen, verlieh ihm den Titel Curdirector und begab ſich mit der königlichen Familie ſelbſt nach Goslar, wo er das alte, ſchön am Berge gelegene frankenberger Kloſter bewohnte und auch ſelbſt die Lampe'ſche Cur gebrauchte, was um ſo merkwürdiger war, als er ſonſt ſich von ſeinem Leibarzt, Dr. Weber, einem ſtrengen Jünger Hahnemann's, nur homöopathiſch behandeln ließ. Da nun auch in einem Falle von Zuckerkrankheit die Lampe'ſche Methode Heilung gebracht haben ſollte, ſo ſtrömten ihm die Fremden von allen Seiten zu, und die Stadt Goslar glich damals einem vielbeſuchten Badeort.

Lampe war das eigenthümlichſte Original, das man finden konnte. Er war ein langer hagerer Mann, über 60 Jahre alt, mit verwitterten Geſichtszügen und liſtig beobachtenden, ſcharfblickenden Augen. Er hatte die beſondere Vorliebe, einen polniſchen Schnurrock zu tragen, wie ſie im Anfang des Jahrhunderts vorzugsweiſe unter den Studenten beliebt waren, und der König, der ſich über ſeine originellen Einfälle und ſeine derben, aber ſtets treffenden Bemerkungen ungemein amuſirte, hatte beſtimmt, daß dieſer Rock

Lampe's Uniform ſein und daß er am Hofe ſtets in demſelben erſcheinen ſolle. Die Königin hatte ihm eine ſchöne Equipage mit zwei prächtigen Schimmeln geſchenkt, und ſo erſchien er denn täglich im frankenberger Kloſter, um ſich nach dem Befinden der höchſten Herrſchaften zu erkundigen und ſeine Mixtur für den nächſten Tag zu brauen. Die übrigen Patienten genoſſen indeß die Auszeichnung ſeines Beſuches nicht, ſie mußten an jedem Morgen und bei jedem Wetter in dem beſonders angelegten Curgarten erſcheinen. Hier ſaß Lampe in einer kleinen Bude und ſeine Patienten mußten einzeln bei derſelben vorbeidefiliren. Er prüfte ihren Zuſtand nur mit dem Blick, niemand durfte ein Wort mit ihm ſprechen, klagen oder fragen. Dagegen aber mußte jeder die Wirkung ſeiner meiſt draſtiſch durchſchlagenden Mittel numeriſch durch die Zahl der ſtillſchweigend emporgehobenen Finger bezeichnen, wobei die geballte Fauſt die Ziffer Null bedeutete, und danach componirte Lampe die Mixtur für den nächſten Tag, welche dann einem jeden verſiegelt ins Haus geſchickt wurde. Da die Diät ſtreng und einfach war, viel Bewegung zu den Vorſchriften der Cur gehörte und die Säfte der friſchen Bergkräuter äußerſt blutreinigend wirkten, ſo empfand jeder mindeſtens momentane Beſſerung, und der Ruf des

Naturarztes sowie der Fremdenzufluß nach Goslar nahm stetig zu. Lampe übte eine despotische Gewalt aus, er wies jedem seine Wohnung an, und wer sich dieser Anweisung nicht fügte, der wurde von seiner Behandlung rücksichtslos ausgeschlossen, wodurch er dann auch zum Selbstherrscher der goslarschen Bürgerschaft wurde, denn wer ihm unbotmäßig war, der erhielt keine Curgäste zugewiesen und mußte auf die reiche Einnahme, welche dieselben brachten, verzichten.

Seine Verordnungen, für jede einzelne Person und jeden Krankheitsfall verschieden, waren oft sehr merkwürdig. So fand ich eines Morgens den Professor Pernice, der zu jener Zeit durch die Lampe'sche Behandlung Befreiung von seiner lästigen Corpulenz suchte, in seinem Zimmer auf Einem Beine stehend, während er das braune Kräuterdecoct trank. Lampe hatte ihm diese eigenthümliche gymnastische Uebung verordnet, der so lebenslustige Professor stand pünktlich und gewissenhaft täglich eine Stunde auf Einem Beine und freute sich, daß die Wage ihm an jedem Morgen ein bis zwei Loth Abnahme seines beträchtlichen Gewichts zeigte, ein Erfolg, der dann freilich nach seiner Rückkehr nach Göttingen schnell wieder verschwand.

Die Umgebung des Königs, Graf Alfred Wedel

führte den Hofhalt, brauchte ebenfalls die Cur, mit Ausnahme des Geheimen Cabinetsraths, der trocken bemerkte, wenn er mediciniſch gemishandelt werden ſolle, ſo wolle er, daß dies wenigſtens nach den Regeln der Facultät geſchehe. Da nun die Kräutertränke ſehr draſtiſch und oft überraſchend und unabweislich wirkten, ſo war bei den Spaziergängen eine ſchnelle Entfernung in die dichtern Gebüſche des Waldes oft unvermeidlich, und wenn der König jemand aus ſeiner Begleitung anredete, der momentan die Einſamkeit hatte aufſuchen müſſen, ſo erfolgte die Antwort, daß der Betreffende in Lampe's Dienſt abweſend ſei, was dann unter allgemeiner Heiterkeit jede weitere Nachfrage abſchnitt.

In dieſe ganz eigenthümlichen Verhältniſſe hinein fielen nun die Conferenzen über die Katechismusfrage. Die Berathungen begannen ziemlich früh morgens, dann fand Diner auf dem frankenberger Kloſter ſtatt und nach Tiſch unternahm der König ſeine gewohnten, ſehr weit ausgedehnten Spaziergänge, zu denen die ganze Conferenzgeſellſchaft mit eingeladen wurde, um den Kaffee oft an ſehr weit und hoch gelegenen Punkten einzunehmen. Der König kannte keine Schwierigkeiten des Weges und keine Unbilden der Witterung, und die ehrwürdigen Herren mußten zuweilen ſtundenlang

über Schiefergeröll und in strömendem Regen die Wälder durchstreifen. Abends fanden wir uns dann alle im Gasthofe Zur Kaiserworth, einem alterthümlichen Bau, zusammen, um bei einem Glase Punsch zu plaudern, wobei auf eine unerklärliche Weise und zur Verzweiflung des Wirthes stets ein Exemplar des neuen Katechismus, mit humoristischen und oft nicht sehr rücksichtsvollen Glossen auf dem Titelblatt, sich auf dem Tische vorfand. Der „Kladderadatsch" beschäftigte sich eingehend mit der Conferenz in Goslar, und als die königliche Proclamation über die Aufhebung des Katechismus publicirt war, brachte er ein Bild, welches einen eilig davonlaufenden Herrn im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, darstellte, der den Katechismus in der Hand hielt, darunter die Unterschrift: „Der neue Katechismus in Hannover soll nur da noch gebraucht werden, wo man Bedürfniß und Neigung dazu empfindet." Der König, überhaupt dem Humor sehr zugänglich, amusirte sich über dieses Bild ganz ungemein, und nur einmal habe ich ihn noch herzlicher über einen Scherz des „Kladderadatsch" lachen sehen. Als nämlich der Mast des österreichischen Schiffes „Schwarzenberg" bei Wangeroge angetrieben und vom Könige gekauft war, erzählte das berliner Witzblatt, dieser Mast werde in Hannover

ıfgerichtet und an demſelben die ſo viel beſprochene elfenhoſe als Flagge aufgezogen werden. Es mag er beiläufig bemerkt werden, daß dieſe in Einbeck fgefundene mittelalterliche und verwitterte Hoſe eines ten Welfenherzogs ganz einfach in das welfiſche milienmuſeum aufgenommen war, wie in Berlin m Beiſpiel Erinnerungsſtücke an die Vorfahren des eußiſchen Hauſes ihren Platz im Hohenzollern-Muſeum Monbijou finden, zu deſſen Gründung übrigens n Geheimen Hofrath Schneider das Welfenmuſeum Hannover die erſte Idee gab.

Als nun die Zurückziehung des Katechismus beloſſen und die vom Könige zu erlaſſende Proclamation rchberathen und insbeſondere auch von den Geiſtben gebilligt war, auf deren Wünſche der König ſondere Rückſicht nahm, obgleich ſie gerade in der ehandlung dieſer Sache ſich vielleicht am wenigſten ıſprüche auf ſolche Rückſicht erworben hatten, rief r König die Miniſter nach Goslar, um ihnen s Reſultat der Conferenzen mitzutheilen und die ıblication zu veranlaſſen. Graf Platen war von annover abweſend, Graf Borries, eben von Soden rückgekehrt, ließ ſich entſchuldigen. Der eigentliche rund ſeines Nichterſcheinens war aber die tiefe und ıl auch berechtigte Verſtimmung über die Behand-

lung dieſer ganzen Angelegenheit. Er hatte den übeln Verlauf derſelben vorhergeſagt, war aber nicht gehört worden und wollte nun auch mit der ganzen Sache nichts zu thun haben.

Bei der in Gegenwart der Miniſter ſtattfindenden Schlußberathung ereignete ſich der eigenthümliche Zwiſchenfall, daß der Juſtizminiſter von Bar, welcher nach dem einige Zeit vorher erfolgten Tode des Herrn von Bothmer auch als Cultusminiſter fungirte, noch einmal ganz entſchieden die Beibehaltung des einmal gegebenen neuen Katechismus empfahl. Als ihm der König erwiderte, daß ja die Geiſtlichen ſelbſt wegen des vorhandenen Misverſtändniſſes und des zu befürchtenden Gewiſſenszwanges die Durchführung der getroffenen Maßregel nicht für möglich hielten, bemerkte Herr von Bar ganz ruhig: die Sache ſei einmal befohlen und müßte folgerichtig aufrecht erhalten werden, — die Leute müßten das Buch behalten — „glauben können ſie ja doch, was ſie wollen“. Natürlich folgte dieſer Aeußerung tiefes Entſetzen der geiſtlichen Herren, der König aber erinnerte ſich derſelben ſpäter noch oft mit ſtets erneuter Heiterkeit.

So ſchien denn dieſe ſo peinliche und bis zu Straßenkämpfen aufgeregte Frage zu allſeitiger Befriedigung gelöſt, die Conferenz ging auseinander und

h kehrte nach Hannover zurück, um die Organe der egierungspreſſe zur Aufklärung der öffentlichen einung über die Beſchlüſſe von Goslar zu inſtruiren, ne noch die bedeutungsvollere Kriſis zu ahnen, elche ſich aus dieſer Katechismusangelegenheit ent- ickeln ſollte.

Der König hatte, ſchon verſtimmt über das Aus- eiben des Grafen Borries bei den Schlußberathungen, mſelben den beſtimmten Befehl geſendet, ſogleich in oslar zu erſcheinen. Graf Borries verweigerte dies, nd ſo ſehr ſein Unmuth auch in der Nichtbeachtung iner frühern Warnungen begründet ſein mochte, ſo ar er doch bei der Weigerung, dem Rufe des Königs folgen, entſchieden im formellen Unrecht, mochte er un, der Geſchäftslaſt müde, ſich zurückziehen wollen, ie er ſagte, oder, wie man vielfach meinte und wie bei ſeinem Charakter nicht ausgeſchloſſen ſchien, an ine Unentbehrlichkeit glauben und, auf dieſelbe ge- ützt, einen allein maßgebenden und alle ihm mis- ebigen Perſonen ausſchließenden Einfluß erzwingen ollen. Wäre das letztere der Fall geweſen, ſo hatte r den Charakter Georg's V. nicht richtig geſchätzt: er König beantwortete die Weigerung des Miniſters, em Befehl gemäß nach Goslar zu kommen, mit der mgehenden Entlaſſung.

In Hannover war davon noch nichts bekannt; ich war erst seit 24 Stunden zurückgekehrt und hatte niemand gesehen, als ich ein Telegramm des Königs erhielt, das mich sogleich wieder nach Goslar berief. Ich kam abends 11 Uhr dort an und fand im Hotel den Befehl vor, augenblicklich nach meiner Ankunft, zu welcher Stunde es sein möge, zu Sr. Majestät zu kommen. Ich traf, aufs höchste gespannt, den König, bei welchem ich etwa um Mitternacht gemeldet wurde, in seinem Zimmer bereits im Schlafrock und in großer Erregung.

Er empfing mich mit den Worten: „Ich habe den Grafen Borries entlassen, er wollte den Richelieu spielen, er hat sich in mir verrechnet."

Ich war tief erschüttert bei dieser Mittheilung, die ich trotz der frühern Verstimmung des Königs nicht erwartet hatte, denn die ganze innere Verwaltung des Königreichs war so mit der Person des Ministers verwachsen, die Majorität der Zweiten Kammer war auf seinen Namen gewählt und so absolut seiner Leitung zu folgen gewöhnt, daß jedenfalls fürs erste eine große Verwirrung entstehen mußte.

Der König wollte den Generalpolizeidirector Wermuth, welcher kurz vorher, der lästigen Polizeigeschäfte müde, zum Landdrosten in Hildesheim ernannt war,

ogleich an die Stelle des Grafen Borries berufen, a er großes Vertrauen in deſſen Geſchäftskenntniß etzte und ihn auch für beſonders geſchickt hielt, mit er Majorität der Kammer zu verkehren. In letzterer Beziehung täuſchte ſich der König wol ganz entchieden, denn Wermuth konnte ſich weder an Feſtigeit des Charakters noch an Schlagfertigkeit entfernt nit dem Grafen Borries meſſen; er hätte keine Partei m Lande für ſich gehabt und vor allem wäre ſeine rnennung ein verletzender Schlag gegen den ganzen del geweſen, was er ſelbſt auch vollkommen wußte nd weshalb er auch wol niemals oder nur mit ußerſtem Widerſtreben das Portefeuille des Innern ngenommen haben würde.

Ich machte den König auf dies alles aufmerkſam, ſagte ihm auch, daß Graf Platen, nach meiner Ueberzeugung, niemals zuſammen mit Wermuth im Miniſterium bleiben würde, und daß der Graf, auf deſſen Ergebenheit er ſich unter allen Umſtänden verlaſſen könnte, doch jedenfalls den Kern des neuen Cabinets bilden müſſe. Es ſei daher gewiß geboten, ſchnelle Entſchlüſſe in einer ſo hochwichtigen Frage zurückzuhalten und vor allem mit dem Grafen Platen zu conferiren.

Beſonders lag dem Könige auch daran, daß die

öffentliche Meinung, und vorzugsweise im Auslande, die Entlassung des Grafen Borries nicht als eine Abwendung von den durch jenen vertretenen conservativen Principien ansehen möge, und noch in der Nacht dictirte er mir selbst den Gedankengang einer Darlegung der Gründe, welche ihn zur Entlassung seines Ministers bewogen, und welche nach seinem besondern Wunsche außer in der inländischen Presse zunächst in der „Kreuzzeitung" veröffentlicht werden sollte, da er auf die Meinung der preußischen conservativen Kreise besondern Werth legte.

Als ich am andern Tage nach Hannover zurückkehrte, war der König viel ruhiger und entschlossen, mit dem Grafen Platen die neuen Verhältnisse nach eingehender Erwägung zu gestalten, da mit Sicherheit vorauszusetzen war, daß auch der Graf Kielmansegge und der Herr von Bar, welche in ihrer ganzen politischen Stellung mit dem Grafen Borries eng verbunden waren, ihre Portefeuilles niederlegen würden — was denn auch geschah —, sodaß man sich vor der völligen Neubildung des Ministeriums befand.

Ich hatte nun die wenig angenehme Aufgabe, durch den Mechanismus der Regierungspresse die Entlassung des Grafen Borries zu erläutern, wobei dieser, wenn auch mit aller möglichen Schonung und

Rückſicht, doch dem Könige gegenüber ins Unrecht ge-
ſetzt werden mußte. Graf Borries fand ſich übrigens
nicht leicht in ſeinen Fall; ich ſprach ihn noch einmal,
er war tief verſtimmt und betonte ſein ſachliches Recht
in der Katechismusfrage, das formelle Unrecht, das
in ſeinem Ungehorſam gegen den Befehl des Königs
lag, ſchien er nicht anzuerkennen und auch dieſe
Wendung wol nicht ganz erwartet zu haben, durch
welche ihm auch die Dotation entging, welche er in-
folge ſeiner Erhebung in den Grafenſtand nach dem
Rechte der Erſtgeburt früher oder ſpäter wol erhalten
haben würde. Für ihn freilich wäre gerade dieſe Rück-
ſicht gewiß niemals beſtimmend geweſen, denn eigen-
nützige materielle Intereſſen lagen ihm völlig fern.

VII.

Miniſterielles Interregnum. — Verſchiedene Gründe für ein Miniſterium von liberalen Namen. — Schwierigkeiten in der Auffindung der Perſonen. — Gründe dafür in der Ausbildungsweiſe der hannoveriſchen Beamten. — Das Miniſterium Platen-Hammerſtein-Windthorſt. — Charakteriſtik der neuen Miniſter. — Eigenthümliche Stellung derſelben. — Vermittelnde Stellung Windthorſt's. — Organiſation der Preßangelegenheiten. — Generalpolizeidirector von Engelbrechten. — General von Hedemann.

Das Interregnum nach der Entlaſſung des Grafen Borries, welcher auch, wie vorauszuſehen war, die Dimiſſion des Herrn von Bar und des Grafen Kielmansegge folgte, dauerte lange und die Neubildung des Miniſteriums vollzog ſich unter großen Schwierigkeiten und Zögerungen. Der König, welcher ohnehin geneigt war, wichtige Entſchlüſſe hinauszuſchieben, nicht aus Scheu, ſondern aus dem Wunſche, das pro et

contra auf das gründlichſte zu erwägen, konnte ſich lange weder über die Perſonen noch über die politiſche Richtung, der man ſich bei der Wahl zuwenden müſſe, völlig klar werden. Da einmal der Graf Borries entlaſſen war, ſo ſchien die politiſche Klugheit allerdings, wie Graf Platen auch hervorhob, zu gebieten, Männer in die Regierung zu berufen, die geeignet ſein möchten, die ſcharfe Spannung und tief gereizte Erbitterung in dem politiſchen Parteileben zu mildern und für die großdeutſche Politik, welche die Regierung in Deutſchland und am Bunde verfolgen wollte, auch die Unterſtützung ſolcher Elemente wieder zurückzugewinnen, die aus perſönlicher Abneigung gegen den Grafen Borries und ſein ſcharfes Polizeiſyſtem zum Nationalverein gedrängt waren, der, wie ſchon früher bemerkt, in Hannover mehr Anhänger wegen ſeiner innern Oppoſition als wegen eines deutſchen Programms beſaß. Die Regierung von Hannover mußte ganz beſonders auch in Deutſchland ſtreng conſervative Politik machen, und es ſchien deshalb wol angezeigt, dem Miniſterium durch die neu in daſſelbe aufzunehmenden Namen eine liberale Färbung zu geben. Es iſt nach meiner Ueberzeugung für die Monarchen eine ganz entſchieden feſtzuhaltende Regel, deren Befolgung, außer in wirklichen

Revolutionszeiten, ſtets von gutem Erfolge begleitet iſt, daß conſervative Maßregeln durch Miniſter von liberalen Namen ausgeführt werden, während umgekehrt liberale Maßregeln in die Hände von conſervativen Perſonen gelegt werden müſſen. Im erſten Falle wird die große Menge, welche zwar niemals liberal iſt, aber immer mehr oder weniger der liberalen Führung folgt, weil es für jede Mittelmäßigkeit ſo leicht iſt, in der negativen Kritik geiſtreich zu erſcheinen, der nothwendigen conſervativen Politik gewonnen werden. Im andern Falle aber werden die als nothwendig erkannten fortſchreitenden Reformen, von innerlich conſervativen Männern ausgeführt, niemals auf die abſchüſſige Bahn führen, auf welcher dann nur durch ſcharfe Maßregeln und durch eine wirkliche Reaction halt geboten werden kann.

Außerdem wurde dem Könige ein Grund angeführt, welcher dem Grafen Platen von dem Staatsrath Zimmermann ſoufflirt war und welchen ich in keiner Weiſe als richtig anerkennen konnte. Zimmermann ſtellte nämlich den Satz auf, daß Hannover in ſeinem Regierungsſyſtem immer im Gegenſatz zu Preußen ſtehen müſſe. Wenn in Preußen liberale Miniſter am Ruder wären, ſo müſſe man in Hannover ſtreng conſervativ regieren, und ſobald in Preußen eine Reaction

eginne, so sei es nothwendig, in Hannover der Regierung eine liberale Färbung zu geben. Auf diese Weise würde man bei dem bestehenden und häufig in einzelnen Fällen scharf hervortretenden Antagonismus stets wenigstens die Sympathie einer Partei in Preußen haben und in der Lage sein, der dortigen Regierung in ihrem Vorgehen gegen Hannover durch Verbündete in ihrem eigenen Lande Schwierigkeiten zu bereiten. Da nun inzwischen die preußische Regierung durch die Ernennung des Herrn von Bismarck zum Ministerpräsidenten den Weg einer conservativen Reaction betreten habe, so müsse jetzt in Hannover ein Ministerium von liberaler Färbung ernannt werden. Diese Auffassung schien mir so überfein zugespitzt, daß ich nicht im Stande war, sie mir anzueignen.

Die Gefahr, welche für Hannover in der Nachbarschaft des mächtigen, auf Grund seiner Geschichte naturgemäß vorwärts strebenden preußischen Staates lag, der noch dazu in unnatürliche Grenzen eingeengt war, konnte a keinem klaren politischen Blicke entgehen; aber jenes ein ausgeklügelte Balancirspiel konnte diese Gefahr wahrlich nicht abwenden oder vermindern. Es gab, hr zu begegnen, nur zwei Wege. Entweder Hannover begab sich vollständig in militärischer und wirthschaftlicher Beziehung unter Preußens Führung, und

dies war für die Dynastie und die selbständige innere Landesverwaltung der sicherste Weg, den auch der König Ernst August zu verfolgen geneigt gewesen. Wenn aber, wie der König Georg in seinem monarchischen Selbstgefühl es wollte, die volle souveräne Freiheit und Selbständigkeit auf dem Boden des Bundesrechts erhalten und gestärkt werden sollte, dann mußte vor allem das Bundesrecht und das Bundesleben für das deutsche Volk und dessen nationale Macht und Wohlfahrt fruchtbar gemacht, es mußte in der früher angedeuteten Weise eine militärische neben den deutschen Großmächten stehende Organisation zum Schutze des Bundesrechts geschaffen werden. Niemals mußte sich Hannover in Fragen, welche das nothwendige Interesse der Selbsterhaltung Preußens oder die nationale Verkehrsentwickelung betrafen, als Hinderniß fühlbar machen und einen Gegensatz auch da schaffen, wo er nicht unerläßlich geboten war. Vor allem mußten die althistorischen Traditionen der preußisch-hannoverischen Allianz und Waffenbrüderschaft in allen großen politischen Fragen gepflegt und ganz besonders die persönlichen Beziehungen zwischen beiden Höfen den nahen verwandtschaftlichen Banden gemäß erhalten und immer inniger gestaltet werden, denn in solchem Falle hätte, selbst bei noch so scharfen Diffe-

enzen in einzelnen Rechtsfragen, niemals von einer nnexion die Rede sein können.

Ich gab mir bei jeder Gelegenheit die größte Mühe ir die Anknüpfung solcher persönlichen Beziehungen, und raf Platen theilte in dieser Beziehung meine Ansicht. ber diese Bemühungen scheiterten wol vorzüglich an em Widerstande der Königin, welche in ihrer tiefen bneigung gegen alle großartige, ihrem einfach häus- chen Sinn widersprechende Repräsentation alle Be- ihrungen mit fremden Höfen scheute und sogar den erkehr mit dem Herzoge von Braunschweig nicht in r Art pflegte, wie es doch so sehr im Interesse des nnoverischen Hauses gelegen hätte. So kam unter derm auch der später verstorbene Großfürst-Thron- lger von Rußland, noch bevor er nach Dänemark ng, über Hannover und ließ der Königin — der önig war in Norderney —, welche sich im Saupark Springe, ganz in der Nähe von Hannover, befand, inen Besuch melden. Derselbe wurde wegen der bwesenheit Sr. Majestät abgelehnt, dagegen dem roßfürsten ein Diner im Residenzschlosse in Hanno- r offerirt, worauf dieser natürlich ohne abzu- eigen durch Hannover fuhr. Bei den stets sehr eundlichen persönlichen und verwandtschaftlichen Be- ehungen, die zwischen dem Kaiser Alexander und dem

Könige Georg bestanden, und bei dem Einfluß, den die Großfürstin Konstantin, die Schwester der Königin, damals am russischen Hofe ausübte, lag es nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit, daß bei einer Begegnung des Großfürsten mit der Königin und den Prinzessinnen sich eine für das Welfenhaus hoch bedeutungsvolle Verbindung hätte knüpfen können. Ebenso berichtete Herr von Knesebeck aus München wiederholt, daß der junge König Ludwig II. ihm bei jeder Gelegenheit den lebhaften Wunsch ausspräche, den Kronprinzen von Hannover kennen zu lernen. Eine Reise des Kronprinzen nach München wäre unter diesen Umständen wol um so natürlicher und gebotener gewesen, als derselbe auch den übrigen Höfen, insbesondere dem preußischen, sich hatte vorstellen sollen. Aber auch dies war, trotz mehrfacher Anregungen des Grafen Platen, nicht zu erreichen, und die Königin zeigte bei allen derartigen Versuchen eine sehr ungnädige Verstimmung.

Wenn nun auch die verschiedenartigen Gründe, welche dafür angeführt wurden, den König, obwol immerhin etwas widerstrebend, bestimmten, sich der Heranziehung von Namen liberalerer Färbung in das Ministerium zuzuneigen, so blieb die Wahl immer noch sehr schwer, denn die Zahl von regierungsfähigen Männern war in Hannover verhältnißmäßig recht

ring. Es lag dies an der eigenthümlichen Beamten-
ziehung, und ich unterließ auch niemals, dies dem
önige, wenn er sich in Verlegenheit um Personen
fand, darzulegen. Während in Preußen die jungen
erwaltungsbeamten ihre Schule als Referendarien und
sessoren bei den Provinzialregierungen durchmachen,
o sie gewöhnt werden, die Verwaltung von weitern
d höhern Gesichtspunkten aus anzusehen, und also
e Befähigung zu den höhern und höchsten Verwal-
ngsposten erwerben, traten in Hannover die jungen
uditoren bei den kleinen und mit den niedrigsten
erwaltungsangelegenheiten beschäftigten Aemtern ein,
ieben dort lange, oft ihre ganze Carrière hindurch,
nd wenn sie dann in höhere Stellungen traten, so
esaßen sie zwar eine große und routinirte Tüchtigkeit
er praktischen Verwaltung, aber sie brachten immer
nd immer wieder, wie dies auch dem Grafen Borries
rgangen war, den engen Gesichtskreis, in den sie sich
urch die erste Ausbildung und lange Praxis eingelebt
atten, mit und konnten sich den weiten, das Ganze
mfassenden Blick sowie das freie Verständniß großer
olitischer Fragen nicht mehr aneignen. Hannover
atte Ueberfluß an ungemein tüchtigen Administratoren,
ber ebenso großen Mangel an Staatsmännern.

Nach vielen Berathungen und Zögerungen nahm

der König endlich die von dem Grafen Platen vorgeschlagenen Personen an, und zwar für das Innere den frühern Staatsminister Freiherrn von Hammerstein, für die Justiz Windthorst, für die Finanzen den Oberzollrath Erxleben und für den Cultus den Oberjustizrath Lichtenberg.

Herr von Hammerstein, welcher bereits unter dem Ministerium Schele Minister des Innern gewesen, war ein Mann von leicht empfänglichem Geist und einer reichen, vielseitigen, aber mehr humanistischen als politischen Bildung. Er gehörte einer der vornehmsten und ältesten Familien des Landes an und war in seinem ganzen Wesen eine edel angelegte Natur, nur war er vollständig ohne Willenskraft und charakterfeste Energie; er konnte es selten über sich gewinnen, gegen irgendjemand, und namentlich auch dem Könige gegenüber, eine ganz bestimmte Meinung klar auszusprechen. Dadurch war er stets von den Ansichten anderer abhängig und glich darin einigermaßen dem Grafen Platen, denn wie dieser war auch er unvermögend, selbständige Ideen zu produciren und dieselben kräftig durchzuführen. Weniger seine persönliche Neigung als vielmehr das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche und Unselbständigkeit hatten ihn dazu bewogen, nach der liberalen Seite zu neigen, da

auf dieſe Weiſe ſtets durch die am lauteſten in der ntlichen Meinung auftretende Partei gedeckt war. die einfache Verwaltung war er geſchickt und tüch- für eine politiſche Leitung fehlte ihm die ſelbſtän- Klarheit und Kraft.

Der neue Cultusminiſter Lichtenberg war ein Mann ſtrenger Rechtlichkeit, vielleicht ein wenig eigen- ig in einmal aufgenommenen Meinungen, wie dies ig ſich bei Perſonen findet, deren Beruf ſie dahin acht hat, alle Verhältniſſe des Lebens vom ſtreng ſtiſchen Standpunkte aus anzuſehen und zu be- eilen. Er hatte gegen die Verfaſſungsänderung eſtirt mehr aus juriſtiſcher Ueberzeugung als aus inden des politiſchen Liberalismus, dem er eigent- fern ſtand, dadurch aber hatte ſein Name in den alen Kreiſen einen gefeierten Klang erhalten. önlich war er ungemein liebenswürdig, fein und h gebildet und gehörte in ſeiner religiöſen Ueber- ung der ſtrengen chriſtlichen und kirchlichen Rich- an.

Der Finanzminiſter Erxleben beſaß eine unerreichte tigkeit in allen Finanzfragen, im übrigen war er iberaler Bureaukrat. Jeder, der die eigenthüm- Welt der Bureaukratie kennt, wird verſtehen, was

das ſagen will; einem andern würde man ſich vergeblich bemühen, es klar zu machen.

Von Windthorſt habe ich bereits geſprochen und werde noch Gelegenheit haben, auf ihn zurückzukommen.

Das neue Miniſterium wurde endlich am 10. December ernannt und trat vom erſten Augenblick ſeiner Einführung an ſehr großen Schwierigkeiten gegenüber, zu deren Ueberwindung die Perſonen der Miniſter nicht die Kraft beſaßen.

Das Miniſterium wurde von der ganzen liberalen Preſſe des In- und Auslandes als „neue Aera" begrüßt; man ſprach vielleicht abſichtlich die Erwartung weitgehender liberaler Reformen aus und die Oppoſition drängte auf die Aufſtellung eines Programms. Auf der andern Seite hatte der König den neuen Miniſtern ausdrücklich die Fortführung der Regierung nach ſtreng conſervativen Grundſätzen zur Bedingung gemacht, er hatte als einzige Regel für ihr Verhalten Verſöhnlichkeit und Milde dem innern Parteileben gegenüber und eine großdeutſche Politik nach außen hin aufgeſtellt; jede Formulirung eines Programms verwarf er entſchieden, und zwar mit vollem Rechte, denn ein ſogenanntes politiſches Miniſterprogramm iſt für jeden Staatsmann von Geiſt, Willen und Geſchick entweder eine Lüge oder eine unerträgliche Feſſel. Das poli-

ie Leben iſt ſo wechſelſeitig, bietet ſtets ſo neue und rwartete Situationen, es macht, um ein Ziel zu ichen, ſo viele Compromiſſe und Transactionen)ig, daß es in ſeinem Drange jedes politiſche Pro= mm bald in Fetzen reißen muß. Ein Staatsmann, Großes erreichen will, kann wol ein feſtes, in ſei= ı Innern lebendes Ziel ſich vorſtecken, aber er wird es Ziel meiſt lange als ein Geheimniß in ſich)en müſſen und wird ſtets der großen Menge ge= e dann, wenn er am eifrigſten wirkt und am frucht= ſten ſchafft, ein unverſtandenes Räthſel bleiben.

Die neue Aera in Preußen trat mit einem hoch= genden Programm hervor und verfiel nach kurzer t in einen jammervoll traurigen Bankrott; der rſt Bismarck hat niemals ein Programm aufgeſtellt) — das Deutſche Reich geſchaffen.

Der König hielt ferner, wie ich ſchon früher be= rkt habe, daran feſt, daß er ſelbſt ſein eigener Mi= terpräſident ſei, und wollte keine Geſammtverant= rtlichkeit des Miniſteriums anerkennen; die liberale eſſe umgekehrt verlangte von dem neuen Miniſte= ım ſolidariſche Einigkeit und Verantwortlichkeit für :e Reſſorts.

Nach des Königs Auffaſſung und beſtimmtem Be= hl durfte keine Sitzung des Geſammtminiſteriums

anders ſtattfinden als unter ſeinem Vorſitz. In den Zuſammenkünften, welche die Miniſter dennoch untereinander hielten, konnten ſie zwar ihre Meinungen austauſchen, aber keine Beſchlüſſe faſſen; dadurch geriethen denn gerade die neuen Miniſter in eine fortwährende Verlegenheit, indem ſie gezwungen waren, die liberalen Parteien, welche ſich ihnen als Stütze anboten und theilweiſe aufdrängten, zu täuſchen und hinzuhalten.

Graf Platen ſeinerſeits fühlte ſich bei dieſen Zuſtänden ganz zufrieden; er war der einzige, welcher eigentlich das Vertrauen des Königs beſaß, und alles, was ſeine Collegen erreichen und durchſetzen wollten, mußte zuvor ſeine Zuſtimmung und Genehmigung erlangen, ſodaß er weniger durch ſeine Ueberlegenheit als durch die Eigenthümlichkeit der Situation wenn auch nicht dem Namen, ſo doch der Sache nach, der ausſchließlich leitende Miniſterpräſident war und ungefähr die Stellung der frühern Cabinetsminiſter einnahm.

Herr von Hammerſtein, welcher die meiſte Fühlung mit den liberalen Parteien hatte, trug die Laſt dieſer Verlegenheiten am ſchwerſten, und, ſeiner weichen unſelbſtändigen Natur entſprechend, ſuchte er durch halbe Maßregeln und Hinhalten die Schwierigkeiten ſeiner Stellung zu umgehen.

Auch dem neuen Cultusminiſter erwuchſen manche
nliche Schwierigkeiten, zumeiſt durch die Ungeſchick-
)keit der orthodoxen Geiſtlichkeit, welche trotz der
ıiglichen Verordnung den neuen Katechismus gegen
ı Widerſpruch der Gemeinden einzuführen ſuchte
ɔ dadurch die kirchliche Bewegung noch fortwährend
Fluß hielt.

Der Finanzminiſter Erxleben beſchränkte ſich meiſt
ſ die Arbeiten ſeines Reſſorts, welche ihm um ſo
:hr zu ſchaffen machten, als es damals galt, dem von
ceußen abgeſchloſſenen franzöſiſchen Handelsvertrag,
:lchen auch er als ſchädlich und nachtheilig für Han-
ver erachtete, entgegenzutreten.

Der Miniſter Windthorſt, welcher zwar auch zu den
)eralen Elementen des Miniſteriums gerechnet wurde,
r aber bei der Oppoſition ſelbſt kein rechtes Ver-
auen hatte, da ſie wohl fühlen mochte, daß er ſeiner
ınzen innern Natur nach eigentlich der entſchieden
nſervativen Richtung angehörte, hätte durch ſeine
veifelloſe Ueberlegenheit eigentlich die Leitung der Re-
ierung übernehmen müſſen. Er ſtrebte auch wol da-
ach, in dem völlig gerechtfertigten, ja ſogar gebotenen
:hrgeiz eines Mannes von außerordentlichem Geiſt
nd ſtarkem Willen, und es wäre ihm auch ohne
)weifel gelungen, dieſe Führung zu erreichen, wenn er

den König richtiger beurtheilt und es verſtanden hätte, deſſen rückhaltsloſes Vertrauen zu gewinnen. Dies wäre indeß nur durch eine völlig freie Offenheit möglich geweſen, und meiner Ueberzeugung nach ſchätzte Windthorſt den König inſofern zu gering, als er glaubte, ihn ohne völlig klare und freie Darlegung ſeiner letzten Ziele zu Entſchlüſſen zu bewegen. Der König war ganz außerordentlich feinfühlend für jeden Rückhalt, den er in einer ihm vorgetragenen Anſicht merkte, und in ſolchem Falle hielt er ſtets mit ſeinem Entſchluſſe zurück oder zögerte in der Ausführung deſſelben, wenn er in der Ueberraſchung des Augenblicks wirklich zu einer Entſcheidung ſich hatte hinreißen laſſen.

Ich erinnere mich, daß der König zu jener Zeit einmal ſagte: „Wenn Windthorſt mein Miniſter iſt, ſo kommt es mir vor, als ob ich mich auf einem Schiffe befände, an deſſen Maſt meine Flagge weht und das den Curs hält, den ich fahren will; ich lege mich einen Augenblick nieder und ſchlafe ein, und wenn ich nachher wieder auf das Verdeck komme, ſo ſehe ich eine fremde Flagge und das Schiff fährt einen andern Curs.“

Es muß dieſe Aeußerung in der zu großen Vorſicht Windthorſt's ſeinen Grund gehabt haben, denn

war in der That dem Könige treu ergeben, wie er ja auch in der spätern Zeit im Unglück bewiesen , und seine Gesinnung verdiente in der That ein hes Urtheil nicht. Wäre es mir möglich gewesen, ses so zarte Verhältniß Windthorst gegenüber zu be- ren, so hätte ich ihm vielleicht in seiner Stellung nicht erheblich nützlich sein können. Graf Platen that kaum as, um den König von einer solchen Auffassung zubringen, denn gerade dessen Mistrauen gegen die rigen Minister bildete ja die Grundlage seiner do- nirenden Stellung. Windthorst machte die Vermit- ung zwischen dem Grafen Platen und den übrigen inistern, welche mit jenem wenig Berührungspunkte tten und auch nicht im Stande waren, ihm irgend- ie zu imponiren, Graf Platen brachte dann wie- r die Sachen an den König, wobei natürlich der eschäftsgang, soweit er nicht gerade die innern An- legenheiten der einzelnen Ressorts betraf, sehr erheb- h erschwert wurde.

Der Kriegsminister, General der Infanterie von randis, und der Hausminister, Oberhofmarschall von alortie, welcher zugleich Mitglied des Staatsmini- eriums war, kümmerten sich wenig um die allgemeine olitik und blieben daher auch dem innern Geschäfts- ben des Gesammtministeriums ziemlich fern, obwol

der General von Brandis, als der nach dem Patent älteste Staatsminister, den Vorsitz in demselben hatte und die technische Geschäftsleitung führte.

Der General von Brandis, damals schon fast siebzig Jahre alt, war ein origineller Typus der alten hannoverischen Militärs. Er hatte in seiner Jugend die Feldzüge unter dem Herzog von Wellington in Spanien mitgemacht und war ein tapferer und ritterlicher Soldat gewesen. Trotz seines Alters besaß er eine unerschöpflich frische Lebenskraft, er liebte die Tafel und hohes Spiel und verstand es, in der liebenswürdigsten und elegantesten Weise viel Geld auszugeben, sodaß er sich nicht selten in Verlegenheiten befand, in welchen ihm der König stets bereitwillig zu Hülfe kam. Er hatte einen feinen und scharfen Verstand, einen klaren Blick und namentlich eine treffende Beurtheilung der Persönlichkeiten, und hätte, da er Thatkraft und Entschluß besaß und die Furcht nicht kannte, wol auch eine bedeutendere und ohne Zweifel nützliche politische Rolle spielen können, wenn er dazu Zeit und Lust gehabt hätte.

Noch vor der Ernennung des neuen Ministeriums war das Ressort der Preßangelegenheiten endlich nach meinem auf erfahrungsmäßige Ueberzeugung gestützten Wunsche geordnet worden. Die Leitung der Regie-

ıngspreſſe war auf Befehl des Königs dem Geſammt-
iniſterium unterſtellt worden.

Ich war meiner Stellung bei der Landdroſtei ent-
›ben und als Referent dem Geſammtminiſterium bei-
geben in der Weiſe, daß jeder der einzelnen Miniſter
›er die Angelegenheiten ſeines Reſſorts die Inſtruc-
›nen für die Behandlung der betreffenden Fragen in
r Preſſe zu ertheilen hatte, während den Beſchlüſſen
s Geſammtminiſteriums gemäß die allgemeinen poli-
ſchen Fragen behandelt wurden.

Ich hatte ein von den übrigen Kanzleien völlig ge-
ndertes Bureau errichtet, zu welchem ich aus den
:rſchiedenen Miniſterien tüchtige junge Kanzleibeamte
:ranzog. In der Wahl der literariſchen Kräfte, welche
› zur regelmäßigen und bureaumäßigen Thätigkeit
ıſtellte, ſuchte ich mich möglichſt vollſtändig von dem
reiſe der eigentlichen Zeitungsliteraten freizumachen
nd namentlich die Mitwirkung junger Beamten her-
nzuziehen, da es meiner Ueberzeugung nach ein großer
ehler der Regierungen iſt, daß ſie für die Leitung
er Preſſe nicht ihre eigenen Kräfte verwenden, auf
ie ſie ſich völlig verlaſſen können, die an juriſtiſcher
nd ſtaatswiſſenſchaftlicher Bildung alle Literaten vom
ach ſo weit überragen und die ſich die publiciſtiſche
Gewandtheit mit Leichtigkeit anzueignen vermögen.

Es wurde in meinem Bureau täglich während der Vormittagsstunden ein nach Materien geordneter politischer Tagesbericht angefertigt, welcher in kurzen Auszügen alles Bemerkenswerthe aus den morgens einlaufenden Zeitungen enthielt und bereits mittags an den König und die sämmtlichen Minister in metallographirten Abdrücken abgegeben wurde, sodaß dieselben täglich eine genaue Uebersicht aller Mittheilungen und Urtheile der Presse zur Hand hatten und danach einen eingehendern Vortrag verlangen oder ihre Instructionen ertheilen konnten. Das Netz der auswärtigen Correspondenten wurde erweitert und über jede auftauchende Frage denselben sofort Instruction ertheilt. Ebenso wurde die Verbindung mit den inländischen Provinzialblättern fester geknüpft, auch wurden einzelne Blätter, die bisher ausschließlich nur Publicationen und Anzeigen enthielten, zu politischer Bedeutung emporgehoben, wobei dann die Druckarbeiten der verschiedenen Provinzialbehörden den Besitzern der Blätter übertragen wurden. Auch wurde für die Presse aus den sogenannten Feuerkassengeldern des Ministeriums des Innern ein festes Jahresbudget angewiesen, welches freilich sehr gering war und welches sich nach meinem Plane allmählich immer mehr und mehr verkleinern sollte, indem ich dahin strebte, die sämmtlichen Druck-

:beiten der Regierung nur von dem Geſammtmini=
:rium anweiſen und an die Zeitungsbeſitzer je nach
:n Dienſten, die ſie der Regierung leiſteten, verthei=
n zu laſſen, natürlich unter denſelben Bedingungen,
:ter denen dieſelben auch bisher vergeben waren, ſo=
:ß alſo ohne jeden Nachtheil der Staatskaſſe der
reßleitung ein bedeutender finanzieller Einfluß zu
iebote geſtanden haben würde. Die Ausführung war
:deß nicht leicht, denn die geſammte Bureaukratie
emmte ſich gegen dieſelbe. Trotz einer beſtimmten
nweiſung des Geſammtminiſteriums verzögerten ſich
:e Aufſtellungen der Etats für die Druckarbeiten in
:n verſchiedenen Bureaux immer mehr und mehr, es
:ußte endlich ein eigener Rechnungsbeamter ernannt
:erden, welcher Vollmacht erhielt, ſich überall die
:tats für ſämmtliche Druckarbeiten vorlegen zu laſſen
nd aus denſelben einen Geſammtetat anzufertigen.
)er Widerſtand in den einzelnen Bureaux war indeß
) groß, die Zähigkeit in den einzelnen Verzögerungen
o ſchwer zu überwinden, daß die Aufſtellung ſelbſt bei
:er Kataſtrophe von 1866 noch nicht ganz vollendet war.

Da nun der König ſein eigener Miniſterpräſident
ein wollte und ſich die Leitung des Geſammtminiſte=
:iums ſelbſt vorbehielt, ſo wurde mir der perſönliche
Vortrag bei demſelben übertragen, wodurch meine

Stellung zu ihm, welche bisher eine rein außerdienstliche Vertrauenssache war, einen officiellen Boden erhielt. Dies war mir natürlich sehr angenehm, erregte aber auch viel Misgunst und Neid und brachte auch viele Schwierigkeiten mit sich. Ich hatte die Pflicht, dem Könige alle Fragen, welche in der Presse auftauchten, alle Angriffe gegen die Regierung und gegen seine Person, und mochten sie die heftigsten und verletzendsten sein, vorzutragen, und er ertheilte dann wiederum seine Befehle zur Behandlung derselben. Diese Anregungen, welche dann oft zu ernsten Erwägungen mit den Ministern führten, waren den letztern häufig auch nicht angenehm, obgleich ich gewissenhaft daran festhielt, niemals irgendetwas aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung zur Kenntniß des Königs zu bringen, ohne zugleich dem betreffenden Ressortminister davon Mittheilung zu machen.

Der König, welcher vollkommen erkannte, daß die Regierungspresse nur dann Nutzen stiften könne, wenn ihr Leiter vollständig in allen Fragen über die innern Gedanken und Absichten der Regierung eingeweiht sei, befahl dann auch sehr häufig meine Gegenwart bei Conferenzen mit den einzelnen Ministern und bei Conseilsitzungen, und auch dies erregte wol häufig Misfallen, zudem da auch namentlich die Oppositionspresse

ts geneigt war, irgendeinem geheimen Einfluß das usbleiben der von ihr erwarteten liberalen Maßgeln zuzuschreiben. Ich ging indeß unbeirrt meinen eg und suchte, soviel es ging und soviel die Minir mir selbst dazu die Möglichkeit boten, alle Schwiekeiten aus dem Wege zu räumen.

An die Stelle des Generalpolizeidirectors Werith war der bisherige Amtmann von Engelbrechten treten, ein Mann, der sich vielleicht zu allem in der elt besser eignete als zum Polizeipräsidenten. Er ar eine weiche, für die öffentliche Meinung und Polarität sehr empfängliche Natur und dabei so schwerig, daß es fast unmöglich war, sich ohne lautes prechen ihm verständlich zu machen. Da er, wie ch der berliner Polizeipräsident, ebenfalls den perönlichen Vortrag beim Könige hatte, so war ihm meine tellung, wie ich mehrfach bemerken konnte, besonders angenehm, namentlich da es zuweilen vorgekommen ar, daß der König ihn nach Vorgängen gefragt hatte, ber welche er von mir aus Aeußerungen der Presse enntniß erhalten. Ich glaubte, vielleicht mit Unrecht, ets einen kleinen Krieg zu bemerken, den ich meinerits nicht erwiderte und dessen Angriffe auch stets in ch selbst zusammenfielen.

Das neue Ministerium trat trotz aller Schwierig-

keiten seine Stellung dennoch unter günstigen Auspicien an und hätte ungemein nützlich und fruchtbar wirken können, wenn sich nicht bald ein gegenseitig verstecktes Spiel unter seinen Mitgliedern entwickelt hätte, das jede eigentliche Wirksamkeit lähmte, und für welches später eigenthümliche Beweise, auf die ich zurückkommen werde, an den Tag traten. Ich schrieb zur Einleitung seiner Wirksamkeit eine Broschüre: „Nec aspera terrent", welche dann als ein Quasi-Programm verbreitet wurde.

Mein Verhältniß zu dem Grafen Platen und ebenso zu dem Minister Windthorst blieb indeß stets das beste, und auch mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums stand ich, äußerlich wenigstens, auf angenehmem Fuße, fand auch bei ihnen in allen für die Presse zu treffenden Maßregeln, welche freilich stets, bevor ich sie vorschlug, die Billigung des Königs erhalten hatten, bereitwilligste Unterstützung. In einem Punkte nur stieß ich auf einen wunderbaren und mir heute noch unerklärlichen Widerstand.

Ich hatte nämlich lange schon die Ueberzeugung gewonnen, daß alle polizeilichen Maßregeln gegen die Presse erfolglos seien und nur dazu beitrügen, der Opposition einen erhöhten Reiz zu verleihen. Es bestanden damals noch in Hannover die alten bundesgesetzlichen

eſtimmungen über die Preſſe mit ihren Verwarnungen
ıd Conceſſionsentziehungen, und ich drang darauf,
ıß ein neues Preßgeſetz erlaſſen werde, welches die
reſſe von jeden Polizeimaßregeln befreien und ledig-
ḥ den richterlichen Entſcheidungen unterſtellen ſolle.

Ich hatte dem Könige dieſe Anſicht entwickelt und
ch bei ihm Billigung derſelben gefunden. Infolge
ſſen hatte ich einen vollſtändigen Preßgeſetzentwurf
sgearbeitet und dem Miniſter von Hammerſtein über-
ben, welcher ſich auch lebhaft für die Sache zu in-
:eſſiren ſchien und eine ſchnelle Durchberathung des
ıtwurfs verſprach. Trotz mehrfach wiederholter Er-
nerungen jedoch blieb mein Entwurf als ſchätzbares
laterial in den Bureaux des Miniſteriums des In-
rn ſtecken.

Da gerade die polizeilichen Maßregelungen Gegen-
ınd lebhafter Beſchwerden und Angriffe der Oppo-
ionspreſſe waren, ſo hätte ſich das Miniſterium durch
e Vorlage eines ſolchen Geſetzentwurfs den Beifall
ler liberalen Parteien geſichert und wenigſtens eine
ın den Reformen zur Ausführung gebracht, die man
ın ihm erwartete. Worin nun der paſſive Wider-
ınd gegen die Ausführung der von mir dringend an-
:regten und befürworteten Maßregeln gelegen haben
ag, habe ich nie erfahren und bin auch heute noch

im Unklaren darüber. Möglich ist es, daß der Generalpolizeidirector dagegen gearbeitet, da er durch den Erlaß des von mir proponirten Gesetzes jeden Einfluß auf die Presse verloren hätte; möglich auch, daß Herr von Hammerstein seinen liberalen Freunden gegenüber, welche sämmtlich meine Feinde waren, die Initiative einer solchen Reform der Preßgesetzgebung gerade mir nicht zugestehen wollte. Thatsache ist, daß mein Entwurf niemals das Ministerium des Innern verließ und niemals zum Vortrag im Gesammtministerium gelangte.

In jene Zeit fiel auch die traurige Angelegenheit des Hofmarschalls und Generals von Hedemann, welcher sich als Verwalter der Chatoullekasse des Königs und der Königin grobe Veruntreuungen, Unterschlagungen und selbst Fälschungen hatte zu Schulden kommen lassen. Man hatte Herrn von Hedemann, dessen Gemahlin eine Tochter des preußischen Ministers Eichhorn war, stets für einen reichen Mann gehalten; er hatte sich jedoch durch hohes Spiel ruinirt und war auf diese Weise in den Abgrund gefallen, aus dem er sich nicht mehr emporraffen konnte. Als die Sache zu Tage gekommen war, hatte der General, welcher zunächst, da man noch die ganze Größe der von ihm verübten strafbaren Handlungen nicht übersehen konnte,

ſeinem Hauſe in Haft gehalten wurde, mehrfach elegenheit zu entfliehen; er benutzte dieſelbe jedoch ht und wurde, nachdem er einen vergeblichen Ver- h gemacht hatte, ſich zu ertränken, in ſchärfere Haft bracht. Da boshafte Gerüchte in dieſer Angelegen- it ſogar den Namen der Königin anzutaſten wagten, befahl der König eine rückſichtslos ſtrenge Unter- hung, welche mit Caſſirung und Verurtheilung des nerals zu langjährigem Zuchthaus endete.

Auf die ganze hannoveriſche Geſellſchaft machte ſe Angelegenheit den peinlichſten Eindruck, — mich er- lte ſie mit beſonders tiefer Trauer und ſchmerzlichen nungen.

Es iſt eine eigenthümliche, von der Geſchichte be- itigte Thatſache, daß großen Kataſtrophen, welche Throne und Dynaſtien betreffen, ſkandalöſe Ge- ichten in den höchſten Kreiſen vorausgehen, welche n Nimbus zerſtören, der dieſelben umgibt, und von ren Feinden auf das gehäſſigſte ausgebeutet werden. ie Halsbandgeſchichte der Königin Marie Antoinette id manche andere Vorgänge aus der Regierungszeit dwig's XVI. bieten ſolche Beiſpiele, und wenn auch e höchſten Herrſchaften an dergleichen beklagens- erthen Ereigniſſen meiſt ebenſo unſchuldig ſind wie e Königin Marie Antoinette an der Halsbandgeſchichte

und die königliche Familie von Hannover an den Unterſchlagungen des Generals von Hedemann, ſo ſcheint es doch, als ob bei derartigen Gelegenheiten ſtets der ſchwarze Schatten künftiger verhängnißvoller Ereigniſſe ſich vorher ſichtbar mache.

Ich ſprach meine trüben Empfindungen damals gegen niemand aus, aber ich erinnere mich noch heute, daß ich nicht im Stande war, ſie zu unterdrücken, und daß ſie mich unausgeſetzt mit dumpfen und unklaren Beſorgniſſen erfüllten.

VIII.

: ſchleswig-holſteiniſche Frage. — Stellung des Königs
) des Grafen Platen zu dem Londoner Protokoll und der
:folge. Scharfe Oppoſition gegen den Grafen Platen. — Die
annoveriſche Tagespoſt". — Kleine Intriguen. — Der Frank-
ter Fürſtentag. Julius Fröbel. — Verſtimmung des Königs
:r das öſterreichiſche Vorgehen und die Reformvorſchläge. —
r Frankfurter Fürſtentag vor und hinter den Couliſſen. —
Gründung der „Deutſchen Nordſee-Zeitung".

Die Wiedereröffnung der ſchleswig-holſteiniſchen
age, welche den Anſtoß zu der ſich immer ver-
ärfenden Kriſis in den deutſchen Zuſtänden gab, wirkte
ch lähmend und verwirrend auf die innern hannove-
chen Verhältniſſe und machte die Fortſetzung der
rbeiten für eine militäriſche Organiſation der Mittel-
aaten und Herſtellung einer großen deutſchen conſer-
ativen Parteibildung unmöglich. Schon die erſten
chritte des Deutſchen Bundes gegen die königlich
aniſche Verfügung vom 30. März 1863, welche Schles-

wig vollständig incorporirte und Holstein aus der bisher festgehaltenen Gemeinsamkeit mit den übrigen Theilen der Monarchie ausschied, erregten große Aufregung bei der innigen Theilnahme, welche in ganz Hannover an den Schicksalen des besonders mit der niedersächsischen Bevölkerung stammverwandten Landes bestand. Als aber durch den Tod des Königs Friedrich VII. die Erbfolgefrage in den Vordergrund trat und die Augustenburgische Agitation inscenirt wurde, da schien plötzlich eine allgemeine Verwirrung die Geister zu ergreifen, und man hätte zuweilen wirklich zweifeln können, ob noch Logik und Rechtsbewußtsein in der Welt zu finden sei. Der Nationalverein und alles, was an ihm hing, schrieb plötzlich die Aufrichtung eines Augustenburgischen Herzogthums auf seine Fahne, ganz im Widerspruch mit seinen sonstigen Principien, nach welchen er so eifrig gegen die deutsche Kleinstaaterei declamirt hatte. Die Augustenburgischen Rathgeber hatten ganz geschickt die deutschen Sympathien für die Herzogthümer zum Nutzen ihrer Sache ausgebeutet und das deutsche Volk leicht dahin geführt, in dem Namen des Herzogs von Augustenburg das sichtbare Symbol und die Formel für die definitive Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark zu erblicken. Der Nationalverein, der bei der allgemeinen Gleichgültigkeit des

ıtlichen Volks gegen die gothaiſchen Theorien ſtets ſeiner Popularität willen der lauteſten öffentlichen nung ſich als Organ darbot, ergriff begierig das ıſtenburgerthum, um ſeinen ſinkenden Einfluß wieder ärken. Auch die ſächſiſche Regierung wurde von Taumel mit fortgeriſſen, und der eben gebildete ȝdeutſche Verein begann dem Einfluſſe ſeines Schrift- ːrs, des Dr. Bärens, eines Schleswig-Holſteiners, ȝu den Auguſtenburgiſchen Kreiſen in Beziehungen ›, zu folgen, ſodaß es nothwendig wurde, die tigkeit dieſes Vereins einzuſchränken und in ihm t dem Auguſtenburgiſchen Einfluß ein kräftiges engewicht zu halten. Dadurch wurde dann natür- ſeine Wirkſamkeit für die großdeutſche conſervative teibildung gelähmt und die Regierung war genöthigt, Bewegung der von ihr ſelbſt geſchaffenen Ma- ıerie zu hemmen.

Der König und Graf Platen ſtanden der ganzen ge gegenüber auf einem ſowol dem Völkerrechte als : Bundesrechte nach durchaus correcten und uner- tterlich feſten Standpunkte.

Hannover war dem Londoner Protokoll von 1852 ȷetreten und konnte ſich von demſelben aus Gründen Rechts wie der Politik nicht einſeitig losſagen. : hannoveriſche Regierung mußte an dem Londoner

Protokoll, das ein völkerrechtlich gültiger internationaler Tractat war, unbedingt so lange festhalten, bis entweder die Contrahenten jenes Vertrages selbst über die Stellung der Herzogthümer in neue Verhandlungen eintreten würden (was demnächst auf der Conferenz in London geschah), oder bis der Deutsche Bund eine rechtsgültige Entscheidung treffen würde, die den deutschen Regierungen eine Bundespflicht auflegte, welche die Erfüllung des Londoner Tractats ganz oder theilweise unmöglich machte.

Diesen Grundprincipien blieb die hannoverische Politik während des ganzen Verlaufs der schleswig-holsteinischen Frage treu; Hannover erfüllte auf das gewissenhafteste seine Bundespflichten und überließ Preußen und Oesterreich, als dieselben ihre besondern militärischen Maßregeln begannen, rückhaltslos die Führung, denn nur unter dem Vorgange dieser beiden Großmächte konnte es gelingen, auch Schleswig, an welchem der Deutsche Bund äußerst zweifelhafte Rechte hatte, ganz und für immer von Dänemark loszureißen Ich schrieb eine Broschüre über „Die Politik der hannoverischen Regierung in der deutsch-dänischen Frage", welche überallhin verbreitet wurde und den auswärtigen Correspondenten als Richtschnur für ihre publicistische Thätigkeit diente, aber natürlich von seiten der Augusten-

iſchen Preſſe auf das heftigſte angegriffen wurde.
gehäſſigſten und bitterſten in dieſen Angriffen
e ſich die „Hannoveriſche Tagespoſt", ein Organ
Nationalvereins, welche beſonders hämiſche Aus-
gegen den Grafen Platen perſönlich faſt täglich
erholte. Graf Platen war darüber auf das höchſte
tert und verlangte mehrfach von dem Miniſter
Innern die Anwendung polizeilicher Verwarnungen
n den Eigenthümer der Zeitung, einen gewiſſen
)drucker Göhmann, immer aber wurden dieſe
regeln zurückgehalten unter Hinweis auf die große
opularität polizeilichen Eingreifens in die Aeuße-
en der öffentlichen Meinung, und ich ſelbſt trug
dazu bei, den in der That gerechten Unwillen des
fen Platen zu beruhigen. Ich erwähne dieſes an
unbedeutenden Zwiſchenfalles, weil ſpäter ein eigen-
nliches Licht auf denſelben fiel. Als nämlich, wie
ch hier eingefügt werden mag, das Miniſterium vom
December 1862 abtrat, erſchien in den erſten
en nach deſſen Entlaſſung jener Herr Göhmann
mir, um mich zu bitten, daß ihm die Subventionen,
che er bisher aus dem Miniſterium des Innern
alten, belaſſen werden möchten. Auf meine im
ſten Erſtaunen weiter an ihn gerichteten Fragen er-
te er dann, daß er ſtets von dem Miniſterium des

Innern Unterstützungen, auch mannichfache Druckarbeiten erhalten habe, und daß sein Redacteur stets für die politischen Artikel von dem Minister von Hammerstein instruirt worden sei. So war denn die auswärtige Politik der Regierung und die Person des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten von dem durch das Ministerium des Innern unterstützten und instruirten Blatte unausgesetzt angegriffen und verdächtigt worden! Graf Platen war tief empört — ich hatte die Aussagen des Herrn Göhmann protokollirt — und er theilte den Vorgang den in Hannover accreditirten deutschen Diplomaten mit; dem Könige konnte man es aber nach solchen Vorgängen kaum verargen, wenn sein Mistrauen insbesondere gegen die Bureaukratie schwer zu besiegen war.

Welche eigenthümlichen und oft unendlich kleinlichen Minen in jener Zeit wiederholt gegen den Grafen Platen und auch besonders gegen mich gelegt wurden, davon mag auch der folgende, fast komische Vorfall einen Beweis geben.

Während die hannoverischen Bundestruppen in Holstein standen, theilte mir der König eines Morgens mit, er habe erfahren, daß ein wohlhabender Hausbesitzer in Hannover die kränkliche Frau eines bei der Executionsarmee befindlichen Soldaten wegen rück-

diger Miethe habe exmittiren lassen. Der König empört über einen solchen Mangel patriotischer ſicht von seiten eines wohlhabenden Mannes; er e die Frau bereits unterstützen lassen, wünschte , daß eine solche Härte gegen die Frau eines für deutsche Sache im Felde stehenden Soldaten auch ıtlich bekannt gemacht und gerügt werde. Ich ent= ſ eine kurze Darstellung des Sachverhalts mit einer fen, aber durchaus maßvollen Kritik des Verfahrens s Hauswirths, der König billigte den Artikel und ließ ihn im „Hannoverischen Tageblatt" abdrucken. verfehlte auch seinen Zweck nicht, erregte allge= ıen Unwillen und der Hauswirth beeilte sich, die ittirte Soldatenfrau unter Entschuldigungen über raſches Verfahren wieder aufzunehmen. Nach etwa zehn Tagen kam der Redacteur des „Tageblattes" zu und erzählte mir, daß die Redaction von zahl= hen Polizeibeamten besetzt worden sei und ein minalcommiſſar eine Haussuchung nach dem Manu= pt jenes Artikels gehalten habe. Da dasſelbe, welches igens nicht von meiner Hand, sondern von einem ıner Kanzlisten geschrieben war, nicht mehr vor= ıden gewesen, so habe man ihn vernommen und er ıe sich als Verfasser des fraglichen Artikels bekannt. r Staatsanwalt hatte darauf eine Anklage gegen

ihn erhoben; nach dem hannoverischen Strafgesetz waren Beleidigungen durch die Presse criminell strafbar, und jener Hauswirth hatte nach so langer Zeit plötzlich bei der Staatsanwaltschaft einen Strafantrag gestellt. Ich empfahl dem Redacteur, einem sehr geschickten und fleißigen von der Regierung engagirten jungen Manne, ruhig das Weitere abzuwarten, da der Artikel selbst keine Beleidigung enthielte und ich für alle Folgen einstünde, — ich war selbst äußerst gespannt auf die weitere Entwickelung der Sache, da ich nicht zweifelte, daß hier irgendeine Intrigue gegen mich vorläge. Weder der Minister des Innern noch der Generalpolizeidirector hatten mir das Geringste von einer so außergewöhnlichen Maßregel mitgetheilt, wie es die polizeiliche Besetzung und Durchsuchung einer unter der Leitung der Regierung stehenden Redaction war. Bald darauf erhielt ich eine Vorladung, in der gegen den Redacteur eingeleiteten Anklagesache als Zeuge vor dem Strafrichter zu erscheinen, und mir wurde die Frage vorgelegt, ob mir über den Ursprung jenes incriminirten Artikels etwas bekannt sei. Diese Frage war völlig überflüssig, da der Redacteur sich bereits als Verfasser des Artikels erklärt hatte, — mir aber wurde nun die ganze so überfein angelegte Intrigue klar. Ich sollte, unter den Zeugeneid gestellt, mich

ſt als Verfaſſer des incriminirten Artikels bekennen,
n würde die Anklage gegen mich erhoben ſein und
ı hoffte darauf bei dem Könige geltend machen zu
ıen, daß ich nach einer ſtrafrechtlichen Verurtheilung
en eines Preßvergehens unmöglich weiter die Leitung
Regierungspreſſe führen könnte. Ich wendete die
he indeß in einer für ihre Urheber gewiß unerwar-
ı Weiſe. Nach dem hannoveriſchen Civilſtaatsdiener-
ţ konnten Beamte über ſolche Dinge, welche dienſt-
zu ihrer Kenntniß gekommen, nur dann zur Zeugen-
ſage angehalten werden, wenn ihre vorgeſetzte Be-
ɔe ihnen zur Zeugnißablegung die Genehmigung
ɛilte. Ich erklärte unter Berufung auf dieſes Geſetz
ı verwunderten Unterſuchungsrichter, dem die
ıgweite der ganzen Sache völlig fremd war, daß
mit allem, was Preſſe und Zeitungsweſen betreffe,
· dienſtliche Beziehungen habe und daher jede Ant-
ɛt auf die mir vorgelegte Frage verweigern müſſe,
ınge mir nicht meine unmittelbar vorgeſetzte Be-
:de, das heißt das Geſammtminiſterium, zur Be-
ıwortung derſelben die Genehmigung ertheilt habe.
ıchdem dieſe Erklärung zu Protokoll genommen, machte
einen ſchriftlichen Bericht an das Geſammtminiſte-
ım und fragte über die Genehmigung zur Zeugen-
ßſage an, ohne irgendetwas Weiteres über den Zu-

ſammenhang zu ſagen. Dann fuhr ich nach Herrenhauſen zum Könige, dem ich die Sache erzählte und der ſogleich einen Cabinetsbefehl erließ, daß über meine Anfrage bei der nächſten Sitzung unter ſeinem Vorſitz entſchieden werden ſolle. An demſelben Tage noch ſprach ich Windthorſt, der mich ganz verwundert fragte, was denn dieſe hochwichtige Behandlung einer an ſich ſo unbedeutend ſcheinenden Sache zu ſagen habe. Ich theilte ihm den Zuſammenhang mit und bemerkte, daß ich, zum Zeugniß gezwungen, ausſagen müßte, der König habe mir jenen Artikel dictirt, und daß dann der Kronanwalt in der Lage ſein würde, gegen Se. Majeſtät die Anklage zu erheben. Windthorſt war außer ſich, er mochte wol die Intrigue ebenſo gut durchſchauen wie ich. Die weitere Folge war, daß ich nie von der ganzen Sache wieder etwas hörte, — auch der angeklagte Redacteur, der ſich doch als Verfaſſer bekannt, erhielt weder eine weitere Vorladung noch ein Urtheil; meine Anfrage über die Zeugenausſage kam niemals im Geſammtminiſterium zum Vortrag. Ich habe weder erfahren noch nachgeforſcht, von wem jener hämiſche Streich ausgegangen — jedenfalls war der ganze Apparat der Polizei bei demſelben thätig geweſen. Den König beluſtigte die ganze Sache in hohem Grade, während er zugleich aber auch über die hinter-

je Machination entrüſtet war. Mich veranlaßte Vorgang zu immer größerer Vorſicht und beſtimmte noch mehr, als ich es bis dahin ſchon gethan, in : Sache für meine Schritte vorher die allerhöchſte robation mir geben zu laſſen, um gegen alle ſolche tückiſchen Angriffe feſte Deckung zu haben.

Ich könnte zahlreiche ähnliche Dinge erzählen, — r eine Vorfall aber wird genügen, um die da- gen Zuſtände im Innern der Regierung zu charak- iren und von dem kleinen Guerrillakriege einen Be- zu geben, den ich neben den ernſten und an- genden Aufgaben meiner Stellung gegen die eaukratie zu führen hatte.

Zu der holſteiniſchen Erbfolgefrage ſtanden der ig und Graf Platen ebenſo klar und entſchieden zu der Verfaſſungsfrage. Der König ſprach es mmt aus, daß nach ſeinem Wunſch und Willen der wirklich legitim Berechtigte Herzog von Hol- t und eventuell von Schleswig werden ſolle. Er t ſei nicht im Stande, die Frage zu entſcheiden — Deutſche Bund allein ſei für die Entſcheidung über Erbfolge das einzig competente Forum, und wenn er in formell und materiell begründetem Beſchluß t Herzoge von Auguſtenburg das beſſere Recht zu- nne, ſo werde der König denſelben anerkennen, ob-

wol jener Fürſt, der ſich von Volksvereinen und regellosen Verſammlungen zum Herzog ausrufen ließ, ihm nicht ſympathiſch war. Vor allem hielt der König daran feſt, daß die deutſchen Mittelſtaaten unabläſſig bemüht ſein ſollten, die Einigkeit zwiſchen Preußen und Oeſterreich aufrecht zu erhalten und zu ſtärken, und daß ſie ſich der gemeinſamen Politik und Action der beiden deutſchen Großmächte unbedingt und überall anſchließen müßten. Dieſe Grundſätze blieben denn auch für die hannoveriſche Politik, welcher ſich der Kurfürſt von Heſſen, der inzwiſchen Herrn Abée das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen hatte, feſt anſchloß, unbeirrt maßgebend. Dieſe Politik entſprach nicht nur den Rechtsüberzeugungen des Grafen Platen durchaus, ſondern ſie bot ihm auch in der Anlehnung an die beiden deutſchen Großmächte den feſten Halt, deſſen er bei ſeinem ſchwachen und leicht beweglichen Charakter ſo ſehr bedurfte. Während ſeines politiſchen Lebens hat dieſer Miniſter wol niemals ſo feſt, klar und ohne Schwanken die gerade Linie feſtgehalten als zu jener Zeit — er war in Berlin und Wien zugleich persona grata und kümmerte ſich in dieſer ſichern Stellung wenig um die immer ſteigende Verſtimmung zwiſchen Hannover und Sachſen, wo Herr

Beuſt mit vollen Segeln im Auguſtenburgiſchen
:waſſer fuhr.

Es kann nicht die Aufgabe dieſer Aufzeichnungen
die holſteiniſche Frage in allen Phaſen ihrer Ent-
lung zu verfolgen, welche der allgemein bekannten
hichte angehören. Nur erfordert es die Wahrheit
Gerechtigkeit, den Grafen Platen gegen den wilden
:m der zahlloſen Angriffe zu vertheidigen, welche
ıls infolge der Veröffentlichung des engliſchen
ıbuchs gegen ihn erhoben wurden und welche ſogar
iner Interpellation und zu einem Beſchluß in der
ıoveriſchen Kammer führten, der die Regierung auf-
:rte, ſich über jene in den Berichten des engliſchen
ndten in Hannover, Sir Howard, enthaltenen
jerungen des Grafen Platen zu erklären.

Dieſe Aeußerungen, abgeſehen davon, daß ſie aus
Zuſammenhange geriſſen waren und daß Sir
ard ſie nicht, wie es der diplomatiſche Brauch mit
bringt, durch den Grafen Platen hatte verificiren
n, reducirten ſich darauf, daß Graf Platen ver-
rt hatte, Hannover werde ſich nicht einſeitig vom
)oner Protokoll losſagen und ebenſo wenig ohne
ıell und materiell rechtsgültige Prüfung die An-
che des Auguſtenburgers anerkennen. Von einem
ückdrängen der holſteiniſchen Bewegung, wie man

es ihm vorwarf, hatte Graf Platen niemals etwas gesagt, konnte dies auch weder nach dem Willen des Königs noch nach seiner eigenen Ueberzeugung. Er liebte den Herzog von Augustenburg gewiß nicht, der holsteinische Adel, zu dem er in nahen Beziehungen stand, hätte vielleicht am Anfange der Bewegung am liebsten den Zustand jener Zeiten zurückgeführt, in denen die Holsteiner in Dänemark herrschten; aber die Rechte der Herzogthümer verleugnen oder unterdrücken zu wollen lag ihm völlig fern. Vielleicht ist es der damaligen hannoverischen Politik und der festen Haltung des Königs und des Grafen Platen zu danken, daß schwere und verhängnißvolle europäische Conflicte vermieden wurden, welche unfehlbar durch eine zu frühzeitige unberechtigte und überstürzte Zerreißung des Londoner Protokolls entstanden wären. Die mäßigende und zurückhaltende Politik Hannovers machte es insbesondere der Königin von England möglich, ihren noch nicht genug bekannten und genug gewürdigten persönlichen Einfluß zur Erhaltung des europäischen Friedens und zur Localisirung der deutsch-dänischen Frage geltend zu machen. Der König kannte diesen Einfluß genau und befahl mir, an officieller Stelle in der „Neuen Hannoverischen Zeitung" einen denselben hoch anerkennenden Artikel zu veröffentlichen, in welchem

Königin von England persönlich der Dank Deutsch-
os ausgesprochen wurde. Es gab damals, wie
jends besser als in Hannover bekannt war, in Eng-
› eine mächtige Partei, deren Druck Regierung und
lament zu folgen geneigt war, welche bewaffnetes
schreiten für Dänemark verlangte. Eine solche
ntualität hätte auch Rußland in die Schranken ge-
n und die verhängnißvollsten Verwirrungen zu Un-
sten der deutschen Sache herbeigeführt. Die Königin
England hätte ihren zurückhaltenden Einfluß nicht
ı können, wenn von deutscher Seite völkerrechts-
rige und vorzeitige Provocationen erfolgt wären.
große Menge kannte diese Verhältnisse nicht — in
lin wußte man sie vollkommen zu würdigen. Jeden-
ȝ hat Graf Platen nach bester und aufrichtigster
erzeugung und mit dem besten Erfolge damals für
Recht Deutschlands und der Herzogthümer, denen
e Familie durch ihren Besitz angehört, gehandelt.
Eine noch größere, wenn auch nur vorübergehende
wirrung als die schleswig-holsteinische Frage brachte
die deutschen Angelegenheiten das eigenthümliche
eorartige Phänomen des Frankfurter Fürstentages.
So sonderbar und paradox es klingen mag, so ist
dennoch wahr, daß die eigentliche erste Anregung
jenem merkwürdigen politischen Unternehmen, welches

auf einige Tage das alte Kaisergespenst in den Römersaal zu Frankfurt am Main heraufbeschwor, der bekannte, so hart politisch verfolgte und lange in Amerika fast verschollene Julius Fröbel gegeben hat. Dieser Mann, voll hochwallender nationaler Begeisterung, mit einem glühend phantastischen Geist voll feurigen edeln Ehrgeizes, ohne selbstsüchtiges Interesse, aber auch ohne jede Spur von Verständniß für praktische Realpolitik, in seinem ganzen Wesen revolutionär angelegt, hatte, wol zuerst durch den Freiherrn Max von Gagern, in Wien sogar den sonst so vorsichtigen und trocken formellen, wenn auch innerlich heißblütigen und österreichisch hochmüthigen Grafen Rechberg für die Idee zu erwärmen gewußt, durch Benutzung der großdeutsch-liberalen Bewegung in Deutschland die Fürsten mit fortzureißen und in plötzlichem kühnen Ansturm für das Haus Habsburg die alte Kaiserhoheit wiederzugewinnen. Der Kaiser Franz Joseph entflammte sich, seiner ganzen, zu plötzlichen Aufwallungen geneigten Natur und den Traditionen seines Hauses gemäß, leicht für diese Idee, und sie wurde wie ein flimmerndes Brillantfeuerwerk in Scene gesetzt.

Schon im Winter vorher hatte Julius Fröbel eine Reise durch Deutschland gemacht, um die Stimmung für die in Wien immer mehr zu maßgebender Be-

ung auffteigenden Ideen zu ſondiren. Er hatte auch in Hannover beſucht und mir ſeine Gedanken eine liberale großdeutſche Bundesreform ſowie die Nothwendigkeit einer ſchärfern Concentration deutſchen Bundesmechanismus nach der Analogie alten Kaiſerinſtitution entwickelt.

Obgleich mir bekannt war, daß Fröbel zu jener in den leitenden Kreiſen Wiens viel gehört wurde, tzte ich doch nicht voraus, daß dieſe abenteuerlichen n das ſonſt ſo langſame und bedächtige Oeſterreich hnell fortreißen und in ſo überſtürzter Weiſe in Erſcheinung treten könnten. Es war dies um ſo ger anzunehmen, als die Berichte des Herrn von ckhauſen, des hannoveriſchen Geſandten in Wien, nicht den leiſeſten Wink in dieſer Beziehung ent- en, was in dieſem Falle freilich um ſo erklärlicher , als ja das wiener Cabinet ſeinen ganzen Plan zum letzten Augenblick mit tiefſtem Geheimniß um- te, und Herr von Stockhauſen weder die Fähigkeit die Neigung beſaß, irgendetwas zu erfahren oder berichten, was die officiellen Organe der öſter- iſchen Regierung ihn nicht ſehen oder hören laſſen lten.

Ich theilte meine Unterredung mit Fröbel dem ige und dem Grafen Platen mit — dieſelbe wurde

indeß nur als ein zwar bedenkliches, aber noch nicht augenblicklich gefährliches Symptom betrachtet.

Das tiefe Geheimniß, mit welchem man den Plan der Bundesreform und des Fürstentages umgab, hatte seinen Grund in der Erkenntniß, die man sich dort freilich nicht mit der nöthigen Klarheit zum Bewußtsein brachte, daß eine solche Reform, wie man sie vorhatte, die Zustimmung Preußens niemals erlangen würde, und daß man sie *gegen* Preußen nur durch einen Kampf auf Leben und Tod durchzusetzen im Stande sein würde.

Man hatte nun in Wien die freilich etwas naive Idee, den Deutschen Bund durch Ueberrumpelung und durch den imponirenden persönlichen Einfluß des Kaisers für das Project zu gewinnen und vielleicht auf diesem Wege auch Preußen durch die Furcht vor Isolirung mit fortzureißen. Auch dachte man wol ferner daran, im Falle einer dennoch ablehnenden Haltung des berliner Cabinets die übrigen deutschen Fürsten durch die Annahme der wiener Reformvorschläge so fest an Oesterreich zu ketten, daß, wenn es wirklich zum Kampfe kommen sollte, Preußen sich der ganzen geeinigten Militärmacht des übrigen Deutschlands unter österreichischer Führung gegenüberbefinden sollte. Es gelang auch, in einer sonst nicht gewöhnlichen Weise das Ge-

nniß zu bewahren, und die Einladung zum deutſchen
ſtentage trat an den König von Preußen ebenſo
rwartet heran als an die ſämmtlichen übrigen
ſchen Fürſten.

Am 2. Auguſt beſuchte der Kaiſer Franz Joſeph
König von Preußen in Gaſtein. Es fand eine
menade der beiden Souveräne während einer Illu-
ation des Thales ſtatt, aber erſt am nächſten
rgen erſchien der Kaiſer bei dem Könige und theilte
einiges über ſeine Ideen ſowie über die Abſicht,
n Fürſtentag nach Frankfurt zu berufen, mit, ohne
ß davon zu ſprechen, daß die Einladungen an die
igen Bundesfürſten bereits ergangen ſeien. Der
ig ſprach ſeine ernſten Bedenken gegen einen ſolchen
anken aus, der vor allem eine ſehr eingehende und
ige Prüfung zuvor bedürfe — er zeichnete auch ſo-
ch den Inhalt ſeiner Antwort auf, und derſelbe
rde ſpäter faſt wörtlich in der „Spener'ſchen Zeitung"
n Jahre 1863, Nr. 201, veröffentlicht, wo dieſes
rkwürdige hiſtoriſche Actenſtück ſich befindet, ohne daß
s Publikum ſeine eigentliche Bedeutung begriff.

Deſſenungeachtet überreichte unmittelbar nach dem
ſchied der beiden Herrſcher der Flügeladjutant des
iſers die völlig fertige Einladung zum Fürſtentage,
lche der König am nächſten Tage ablehnte.

Am 10. und 11. Auguſt war der Kronprinz von Preußen in Gaſtein — der König verkehrte faſt ausſchließlich mit ſeinem Sohne und war ebenſo tief verletzt über die eigenthümlich rückſichtsloſe Haltung, mit welcher ihm eine vollendete Thatſache entgegengeſtellt worden war, er mochte wol damals ſchon einen ſpätern ernſten Conflict vorausſetzen. In den äußern Beziehungen zeigte ſich indeß noch keine Verſtimmung, und man wiegte ſich in Wien immer noch in der Idee, daß auch der König von Preußen dennoch in Frankfurt erſcheinen werde, denn noch am 15. Auguſt erwiderte der König Wilhelm von Salzburg aus den Beſuch des Königs Ludwig von Baiern in Leopoldskron und nahm dann den Thee bei der Kaiſerin Carolina Auguſta, wo auch der König Otto von Griechenland anweſend war, und wo der König Wilhelm ſowol der Kaiſerin Carolina Auguſta als der Erzherzogin Hildegard und dem Erzherzog Victor die freundlichſte und liebenswürdigſte Aufmerkſamkeit erwies.

Der König Georg erhielt die Einladung zum Fürſtentage in Norderney, wo ſich damals auch der Fürſt von Schaumburg-Lippe befand, den er zur gemeinſchaftlichen Reiſe nach Frankfurt einlud. Der König war im hohen Grade beſtürzt, und ſeine Beſtürzung wurde von dem Grafen Platen, den er ſogleich zu ſich rief, vollkommen

lt. Es unterlag formell keinem Zweifel, daß die gangene Einladung anzunehmen ſei, denn wenn der iche Vertreter der Bundespräſidialmacht die deut- Fürſten zu einer perſönlichen Berathung über eine n des Bundes einlud, ſo erforderte es für die en Fürſten, welche nicht, wie Preußen, zugleich ropäiſche Stellung einnahmen, ſowol die Bundes- als die Höflichkeit, dieſer Einladung Folge zu . Aber der König verhehlte ſich auch keinen blick, daß dieſe Berathung, deren Grundlage in ebenfalls eigenthümlichen Rückſichtsloſigkeit den n nicht vorher mitgetheilt wurde, unmöglich zu Reſultat führen könnte, und daß außerdem der ch einer Bundesreform ohne Preußens Mitwirkung vider Preußens Willen zu den verhängnißvollſten itterungen in Deutſchland führen müſſe. Er te denn auch ſogleich den Befehl, in der ganzen legierung zu Gebote ſtehenden Preſſe dem öſter- chen Project gegenüber eine äußerſt kühle, vor- abwehrende Haltung zu beobachten und auf das iedenſte jenes von der öſterreichiſchen Preßleitung ich angefachte Begeiſterungsfeuer, welches die Ein- g des Kaiſers und die öſterreichiſchen Reform- in das ſchimmernde Licht einer nationalen Wieder- t Deutſchlands ſtellte, mit aller Kraft niederzuhalten.

Als ich etwa vier bis fünf Tage nach der Eröffnung des Fürstentages in Frankfurt ankam, fand ich dieses ganze pomphafte und dennoch für eine kalte und ruhige Beobachtung fast komische Werk schon im vollen Gange, den König aber auch tief entrüstet über die Reformvorschläge, welche man endlich den Fürsten erst unmittelbar vor der Berathung mitgetheilt hatte. Hannover war darin bekanntlich besonders schlecht behandelt und ebenso wie Sachsen und Würtemberg eigentlich zu den Großherzogen herabgedrückt. Der König fand, daß es eine eigenthümliche Zumuthung für ihn sei, sich, um Oesterreich zu gefallen, mit Preußen zu verfeinden und dafür zu einer seinem Stolze und den thatsächlichen Machtverhältnissen Hannovers so wenig entsprechenden Stufe herabzusteigen. Er tröstete sich indeß damit, daß die ganze Angelegenheit in ihrer innern Widersinnigkeit den Keim des Todes in sich trage, und daß es hier nur vor allem darauf ankomme, schnell ein Ende zu machen.

Das Verhältniß des Königs zum Kaiser von Oesterreich war bei dieser Gelegenheit ein ziemlich kühles, wie denn überhaupt der Kaiser vom Anfang an über die wenig begeisterte Aufnahme seines Projects verstimmt war.

Der König verkehrte besonders viel und eingehend

mit dem Kronprinzen von Würtemberg, dem jetzigen König Karl, welcher in Vertretung seines Vaters in Frankfurt erschienen war, und beide hohen Herren waren über die absolute Unausführbarkeit der österreichischen Projecte vollständig einverstanden; dieselbe Ansicht theilte der Kurfürst von Hessen, und fast ohne alle Ausnahme waren sämmtliche Fürsten darüber einig, daß ohne Preußen keine Bundesreform möglich sei, und daß sie die Gefahren einer Durchführung derselben gegen Preußen gerade für dieses Project am allerwenigsten auf sich zu nehmen Veranlassung hätten.

Denn nicht nur nahm Oesterreich in hochmüthigster Weise die kaiserliche Suprematie in Anspruch, sondern es hätte auch die noch zuletzt aufgenommene Aenderung, welche die militärische Unterstützung Deutschlands für Oesterreich in allen Kriegen zur Folge haben sollte, die durch die außerdeutschen österreichischen Besitzungen hervorgerufen werden könnten, alle deutschen Fürsten aus der sichern Ruhe des Bundes herausgerissen und in alle europäischen Kriegsfragen verwickelt. Die Ablehnung der österreichischen Reformvorschläge war daher von vornherein, wie ich glaube, von allen Fürsten, mit Ausnahme vielleicht von Liechtenstein, beschlossen, nur wollte keiner den directen Widerspruch auf sich nehmen, und theils infolge gegenseitiger Verständigung, theils

weil dieſer Weg ſich jedem Blick gar zu natürlich darbot, knüpften denn auch ſämmtliche Mitglieder des Fürſtentages ihre Zuſtimmung zu den Reformvorſchlägen an die Bedingung, daß Preußen demnächſt ebenfalls ſeinen Beitritt zu den Beſchlüſſen erklären würde. Da jeder ganz beſtimmt wußte, daß dies niemals geſchehen werde, ſo war dieſe ſcheinbar ganz harmloſe Bedingung einer poſitiven und abſoluten Ablehnung völlig gleich und wurde vom Kaiſer Franz Joſeph auch als eine ſolche empfunden.

Aeußerlich bot der Fürſtentag das Bild eines ſo vielfarbigen Glanzes wie ſelten ein Moment in der Geſchichte.

Jeder der deutſchen Fürſten hatte ein ziemlich großes Civil- und Militärgefolge, zahlreiche Lakaien, eigene Pferde und Equipagen mitgebracht, und jeder ſuchte in Glanz und Pracht mit ſeinen übrigen Bundesgenoſſen zu wetteifern.

Der König Georg bewohnte den größten Theil des Hotels zum ruſſiſchen Hof, in welchem außer ihm nur noch der Fürſt von Schaumburg-Lippe, welcher den König begleitet hatte, und in den Parterreräumen der Herzog von Braunſchweig ihre Reſidenz aufgeſchlagen hatten. Die rothen Leibhuſaren des Königs, ein kleines zum allerhöchſten Dienſt beſtimmtes Corps, ähnlich den

preußiſchen Krongardiſten, ſtand in vollem Ordonnanzanzuge auf den Treppenſtufen, die Lakaien in den ſcharlachrothen Livreen füllten die Corridors und die Pferde und Equipagen des Königs waren die glänzendſten des Marſtalls. Beſonderes Aufſehen erregten die mauſegrauen Pferde von der eigenthümlichen hannoveriſchen Zucht, und ſie wetteiferten im Intereſſe des Publikums nur mit dem prachtvollen Iſabellengeſpann des Kurfürſten von Heſſen und den außerordentlich ſchönen mecklenburger Pferden. Die Küche des Hôtel-de-Ruſſie ſtand derjenigen des hannoveriſchen Hofes in nichts nach, und überhaupt ſpielten die Diners in jenen Tagen eine ganz hervorragende Rolle.

Die Fürſten, welche am erſten Tage ſämmtlich beim Kaiſer von Oeſterreich zur Tafel vereinigt waren, luden ſich wechſelsweiſe untereinander ein, und vielleicht hat die Kochkunſt nie höhere Triumphe gefeiert nnd feineres Raffinement entwickelt als an dieſer „Table-d'hôte von Königen", wie ſich der ſchaumburg-lippeſche Regierungspräſident von Lauer-Münchhofen ſcherzend ausdrückte.

Den Mittelpunkt dieſer culinariſchen Beſchäftigungen des Fürſtentages bildete das große Diner im Römer, welches ganz nach dem Muſter der alten Kaiſerkrönungen abgehalten wurde, wenn man auch freilich den großen Krönungsochſen nicht auf dem Markte briet

und zur Erinnerung an denſelben nur ein „Quartier de boeuf historique“ in das Menu eingeſchoben hatte.

Als der Kurfürſt von Heſſen ſich von der Tafel erhob, äußerte er in ſeiner trocken ſarkaſtiſchen Weiſe: „Nun, wir haben das Unſerige gethan, jetzt kommt die Reihe an unſere Leibärzte.“

Der Scherz wurde viel belacht — niemand aber dachte wol daran, daß Deutſchland ſchwerer noch die Folgen des Fürſtentages verdauen würde als die hohen Herren das Diner des Römers, und daß der Leibarzt der deutſchen Nation ſchon bereit ſtand, um mit Blut- und Eiſenpillen die kranke Germania in Behandlung zu nehmen und nach ſchweren Convulſionen zur endlichen Wiedergeneſung zu führen.

Der Kaiſer von Oeſterreich trug eine Einfachheit zur Schau, welche ein wenig geſucht ſchien und manche der Fürſten ſogar verletzte.

Ganz Frankfurt glich einem durcheinanderwimmelnden, goldſchimmernden Ameiſenhaufen, und einen noch eigenthümlichern Eindruck machte die Vielgeſchäftigkeit der öſterreichiſchen Kanzlei.

In der Haſt, mit welcher man die Fürſten zur Annahme der Reformprojecte drängen wollte, kam es eines Tages vor, daß dieſelben ſchon um vier Uhr morgens aus dem Schlafe geweckt wurden, um zu einer Be-

rathung zusammenzutreten, und ihre Stimmung verbesserte sich durch ein derartig überstürzendes Drängen keineswegs.

Als nun endlich die österreichischen Entschlüsse mit der verhängnißvollen Clausel des preußischen Beitritts angenommen waren, verhehlten weder der Kaiser noch die österreichischen Kreise ihre tiefe Verstimmung über dieses negative Resultat.

Das Project war gescheitert und auch die Möglichkeit, Preußen zu isoliren, war ausgeschlossen, da ja jeder der Fürsten nur unter dem Vorbehalte der preußischen Zustimmung an sein Votum gebunden war. Merkwürdig war nur, daß man eine solche Wendung in Wien gar nicht in den Kreis der Berechnung gezogen hatte, und es mußte dieselbe daher um so peinlicher überraschen.

Man hätte damals schon erwarten müssen, daß der Kaiser nun die Frage über die erste Rolle in Deutschland auf die Spitze des Degens stellen würde; es wäre dies die einzig logische Folge des so kläglich gescheiterten Unternehmens gewesen. Im Augenblick überwog indeß wol bei dem Kaiser der Unmuth über die Haltung der deutschen Fürsten, welche man in Wien wie einen Abfall betrachtete, und es begann par dépit eine neue Annäherung an Preußen; indeß war nach meiner Ueber-

zeugung damals ſchon der feſte Entſchluß der endlichen kriegeriſchen Entſcheidung gefaßt, und auch der König von Preußen ſowol wie Herr von Bismarck täuſchten ſich darüber wol gewiß nicht. In Berlin begann die Vorbereitung zu dem Entſcheidungskampf, welchem man nicht mehr wie früher aus dem Wege zu gehen entſchloſſen war.

Einen eigenthümlichen Gegenſatz zu dem vielgeſchäftigen pomphaften Treiben in Frankfurt bildete die ſtille Zurückgezogenheit des Königs von Preußen in Baden-Baden, wohin derſelbe ſchon gleich bei Beginn der Berathungen von Gaſtein aus gegangen war. Schon nach der erſten Sitzung der Fürſten war, wol ganz gegen die Wünſche Oeſterreichs, das bonne mine au mauvais jeu machte, der König von Sachſen nach Baden-Baden geſendet, um nochmals eine Collectiveinladung der verſammelten Fürſten an den König von Preußen zu überbringen. Der König Wilhelm, damals ein wenig leidend und nervös angegriffen, wies dieſe Einladung in höflichſter, aber beſtimmteſter Weiſe zurück und fuhr drei Tage darauf — ein eigenthümliches und charakteriſtiſches Zeichen der Zeit — nach Raſtatt hinüber, wo er das pommerſche Füſilierregiment Nr. 34 beſichtigte, während der Kaiſer von Oeſterreich, von allen deutſchen Fürſten umgeben, in

Frankfurt über Preußen hinweg die alte Kaiserhoheit im Römer wieder aufzurichten strebte.

Wie bei allen solchen Gelegenheiten hatte sich auch in Frankfurt hinter den Coulissen des Fürstentages eine kleine Welt versammelt, welche ebenso geschäftig war wie die regierenden Herren und ihre Cabinete.

Julius Fröbel hatte eine eigene lithographirte Correspondenz errichtet, welche allen Zeitungen die ausführlichsten Berichte über die großen und kleinen Vorgänge des Congresses zusendete, und er entwickelte in fieberhafter Aufregung eine aufreibende Thätigkeit, freilich ohne Zweck und Frucht.

Der bekannte Gregori Ganesco war ebenfalls dort und liebte es, sich in einem blauen Frack mit schwarzem Sammtkragen und goldenen Knöpfen zu zeigen, welcher der kleinen Interimsuniform der Minister glich.

Der bairische Industrielle Baron Kerstorf, der Hauptagitator gegen den französischen Handelsvertrag, zeigte sich mit Vorliebe im Vorzimmer des Grafen Rechberg und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er eigentlich die Idee des ganzen Fürstentages soufflirt habe.

Der Senator Bernus, welcher vom Kaiser zum Freiherrn ernannt war, bewies eine unglaubliche Geschäftigkeit und Allgegenwärtigkeit, um den Fürsten die Honneurs der alten Kaiserstadt zu machen.

Es war mit einem Wort ein Kaleidoskop mit unendlich wechselnden, aber vom Zufall ohne Sinn und Plan durcheinandergeschüttelten Bildern.

Auch von fremden Diplomaten wimmelte es in Frankfurt, denn alle Großmächte Europas verfolgten mit dem lebhaftesten Interesse diese plötzlich aufgärende Bewegung in dem sonst so stillen Leben des Deutschen Bundes theils mit Besorgniß, theils mit schadenfroher Zufriedenheit. Die österreichischen auswärtigen Gesandten hatten sich fast sämmtlich um den Kaiser versammelt; von London waren die Grafen Granville und Clarendon anwesend, und merkwürdigerweise wurde gerade von englischer Seite unter dem Schein ganz persönlich ausgesprochener Meinungen für den Anschluß der deutschen Fürsten an Oesterreich gewirkt, während die französische Diplomatie sich absolut zurückhielt. Auf diese so eigenthümlich antipreußische Thätigkeit der englischen Diplomatie werde ich bei den Erinnerungen aus dem Jahre 1866 noch zurückzukommen Gelegenheit haben. Man schien in der englischen Regierung anzunehmen — die verschiedenen wechselnden Ministerien verfolgten in dieser Beziehung völlig einerlei Richtung —, daß Deutschland unter österreichischer Führung niemals die Kraft gewinnen werde, mächtig und maßgebend in den Kreis der europäischen Großmächte einzutreten; darum mochte

man danach ſtreben, die deutſchen Fürſten zu Oeſterreich zu drängen und Preußen zu ſchwächen. Der König Georg wenigſtens faßte die engliſchen Rathſchläge in dieſem Sinne auf und wurde dadurch noch mehr in ſeiner Ueberzeugung beſtärkt, daß das Heil und die Rechtsſicherheit Deutſchlands nur im kräftigen Zuſammenhalten der deutſchen Mittelmächte beruhe, welche dann in ſelbſtändiger Widerſtandsfähigkeit alle hegemoniſtiſchen Beſtrebungen auszuſchließen und die beiden deutſchen Großmächte zu gemeinſamer nationaler Wirkſamkeit zuſammenzuführen vermöchten.

Während der Berathungen der Fürſten war auch ein Abgeordnetentag in Frankfurt verſammelt, der im ſogenannten Saalbau tagte und ziemlich zahlreich beſucht war. Es gelang demſelben jedoch nicht, die öffentliche Aufmerkſamkeit von den Fürſten ab auf ſich zu ziehen; ich beſuchte ihn einmal, die Tribünen waren wenig beſetzt und man hörte im allgemeinen nur die ſtereotypen Reden, die ſich in allen Kammerberichten wiederholten. Herr von Bennigſen hatte den Abgeordnetentag gerade während der Verſammlung der Fürſten berufen; die Berechnung war jedoch nicht richtig: die Verhandlungen der Abgeordneten verliefen vom Publikum unbemerkt und wurden ſelbſt in der Preſſe außerhalb der eigenen Organe des Nationalvereins kaum erwähnt.

Graf Rechberg trat demnächst infolge des Fiascos in Frankfurt ab, und zunächst wenigstens gewann diejenige Partei in Oesterreich die Oberhand, welche den Kaiserstaat nur auf seine eigene Kraft und seine Großmachtstellung zu stützen strebte, denn der Kaiser hatte sich überzeugt, daß der Nimbus der habsburgischen Tradition nicht im Stande sei, die deutschen Fürsten zur Heeresfolge fortzureißen.

Eigenthümlich mußte die Berathung der Fürstenversammlung gewesen sein — wenige der hohen Herren hatten gesprochen und hauptsächlich hatten sich wol der König von Hannover, der König von Sachsen, der Großherzog von Baden und der Kurfürst von Hessen an den staatsrechtlichen Debatten betheiligt; später wurden dann auch die Minister herzugezogen, und einer von ihnen sagte mir eines Tages mit einem halb wehmüthigen, halb spöttischen Achselzucken: „Könnte das deutsche Volk hier einmal zuhören, so glaube ich, würde Deutschland morgen Republik sein —."

Ein härteres, aber zugleich treffenderes Urtheil konnte über jenes Sprühfeuer von zitterndem Glanz, welches man den deutschen Fürstentag nannte, kaum gesprochen werden.

Der König kehrte traurig zurück und seine mis-

trauische Verstimmung gegen die österreichische Politik war nur noch stärker geworden.

Die preußische Antwort ließ nicht auf sich warten. Sie trat vor die Oeffentlichkeit in Gestalt des bekannten Berichtes des preußischen Staatsministeriums an den König vom 15. September 1863, in welchem ganz unverhüllt dem österreichischen Cabinet schuld gegeben wurde, daß dasselbe nicht eine Verständigung mit Preußen, sondern ein Separatbündniß gesucht habe, und in welchem die Grundgedanken der österreichischen Vorschläge die schärfste und bestimmteste Abweisung fanden. Für die preußische Regierung war der Fürstentag eine gewonnene Schlacht werth gewesen, denn er hatte auf das klarste vor aller Welt bewiesen, daß ohne Preußen nichts in Deutschland möglich sei und daß vor dem einfachen passiven Fernbleiben des Königs von Preußen der ganze siegesgewisse Sturmlauf Oesterreichs völlig erfolglos zurücksank.

Alle diese verwirrenden Einflüsse machten die Idee, eine große deutsche conservative Partei zusammenzufügen und ein allgemeines deutsches conservatives Preßorgan zu schaffen, zunächst völlig unausführbar, und ich faßte deshalb die Gründung eines großen politischen Blattes in Hannover, unabhängig von auswärtigen Unterstützungen, ins Auge, welches dann

wenigſtens in Norddeutſchland die Fahne einer gemeinſamen Sammlung erheben ſollte. Daſſelbe wurde auch, geſtützt auf das Princip, welches ich ſtets zur Durchführung zu bringen ſuchte, ins Leben gerufen.

Der Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibeſitzer Klindworth in Hannover gründete die „Deutſche Nordſee-Zeitung"; es wurde ihm zur Deckung gegen Ausfälle eine beſtimmte Summe von Regierungsdruckarbeiten jährlich zugeſichert und zugleich auch für die Lieferung von Arbeiten und für auswärtige Correſpondenzen geſorgt. Das Blatt, welches unter der Redaction eines vom bernburgiſchen Miniſter Herrn von Schätzell empfohlenen Dr. Schladebach erſchien, leiſtete auch in der That in publiciſtiſcher Beziehung das Tüchtigſte und würde ſich trotz aller Anfeindungen der Oppoſition ohne Zweifel zu einem bedeutungsvollen Organ des öffentlichen Lebens in Norddeutſchland entwickelt haben, wenn nicht die Kataſtrophe des Jahres 1866 demſelben ein Ende gemacht hätte.

IX.

Der rendsburger Conflict. — Persönliche Verstimmung des Königs infolge desselben. — Hochgehende Aufregung gegen Preußen am Hofe und in der Gesellschaft. — Prinz Albrecht von Preußen in Norderney. — Zurückhaltung des Königs. — Hoffnungen der Gegner Preußens auf eine Aenderung der hannoverischen Politik. — Festigkeit des Königs in seinen Ansichten. — Des Königs politisches Programm in einem Leitartikel der „Kreuzzeitung". — Kundgebung des Königs am Theetisch. — Erstaunen des Hofes und der Gesellschaft. — Plan zur Errichtung eines Reuter'schen Continentalbureau in Hannover. — Theaterkritiken.

Die Erfahrungen des Frankfurter Fürstentages und der Versuch des Reformprojects, Hannover zu dem dritten Range herabzudrücken, hatten den König um so mehr geneigt gemacht, zu Preußen in immer freundlichere Beziehungen zu treten, als das streng conservative, kraftvoll monarchische Regiment, welches der neuen Aera in Berlin gefolgt war, seinen Anschauungen entsprach, und als auch die Person des Ministerpräsiden-

ten von Bismarck-Schönhausen, der zur Zeit der hannoverischen Verfassungsstreitigkeiten als preußischer Gesandter in Frankfurt für die Wiederherstellung der alten Verfassung thätig gewesen, ihm besonders sympathisch war.

Die hannoverische Politik wendete sich in der schleswig-holsteinischen Frage entschieden Preußen zu und trennte sich mehr und mehr von Sachsen, das mit Hannover das Bundescommissariat theilte und mit ganz besonderer Schärfe die Bundesautorität gegen Preußen hervorkehrte, freilich ohne Erfolg und lediglich zur immer deutlichern Klarstellung der preußischen Uebermacht.

Die österreichischen Versuche, sich dem durch den Fürstentag tief verletzten preußischen Cabinet wieder zu nähern, wurden in Berlin mit kühler und mistrauischer Zurückhaltung aufgenommen. Nach dem Tode des Königs von Dänemark gab die Waffenbrüderschaft den Beziehungen beider Cabinete den Schein einer Intimität, die in Wahrheit niemals bestand, denn nach dem Siege gab das Condominium sogleich zu unausgesetzten, unlösbaren und erbitternden Differenzen Veranlassung, und die österreichische Diplomatie gab sich besondere Mühe, die früher von Wien aus selbst zurückgeschobene Bundesautorität nun allmählich wieder hervorzukehren. Die hannoverische

Politik, welcher der Kurfürst von Hessen sich anschloß, folgte jedoch dieser Strömung nicht, sondern wendete sich immer entschiedener Preußen zu; auch der Widerstand gegen den preußisch-französischen Handelsvertrag wurde aufgegeben. Hannover hatte diesem Vertrage mehr aus politischen als aus wirthschaftlichen Gründen widerstrebt; der Abschluß desselben schloß Oesterreich wirthschaftlich in wesentlichen Beziehungen von Deutschland aus, und man hatte von Wien aus alles aufgeboten, um durch den Widerstand von Hannover und Kurhessen den Vertrag zum Scheitern zu bringen, welchen Bemühungen sich die süddeutschen Interessen anschlossen. Nach den Erfahrungen von Frankfurt schien es wol kaum mehr nöthig, sich um fremder Interessen willen mit Preußen in unnöthige Conflicte zu bringen. Wäre es zu jener Zeit möglich gewesen, eine persönliche Begegnung der beiden Höfe zu erreichen, so wäre wol sicher eine auch für die spätere verhängnißvolle Zeit wirksame Verständigung erfolgt, aber die Gelegenheit dazu gab sich nicht; auch war man wol in Berlin kaum unterrichtet, wie sehr der König zu einer gründlichen Verständigung in allen Fragen der Politik geneigt war. Die polnische Frage bewegte Europa und drohte mit allgemeiner Kriegsgefahr, die natürliche Nothwendigkeit der Selbsterhal-

tung mußte Hannover zum Anſchluß an den mächtigen Nachbar treiben. Freilich erkannte dies wol der König allein völlig klar, Graf Platen war bei jedem Schritt zu ſehr von der Frage erfüllt, was man in Wien dazu ſagen würde, und die übrigen Miniſter blieben der auswärtigen Politik fern oder folgten, wie Herr von Hammerſtein, dem Strome der öffentlichen Meinung, der damals gar mächtig gegen Preußen anbrauſte. Der Sturm der Reſolutionen für den Herzog von Auguſtenburg wurde immer lebhafter angefacht, der König aber blieb feſt auf ſeinem Standpunkte, daß die Erbanſprüche aller Prätendenten auf das ſorgfältigſte und ruhigſte geprüft werden müßten. Ich ſchrieb eine ausführliche Denkſchrift, in welcher die Zuläſſigkeit und Nothwendigkeit eines Bundes-Austrägalgerichts zur Entſcheidung der Erbfolge nachgewieſen wurde. Der König billigte dieſelbe und ſie erſchien dann im Verlage von Sauerländer in Frankfurt a. M.

Unter dieſen Verhältniſſen, welche mir neben dem nunmehr ſo erweiterten Kreiſe der Preßthätigkeit viele, oft erſchöpfende, aber immer lehrreiche und anregende Arbeit brachten, da ich faſt alle wichtigen Fragen der innern und äußern Politik zum Vortrage für den König durchzuarbeiten und vorzubereiten hatte, ging der Winter 1863/64 hin. In den Miniſterconferenzen

hatte ich häufig eine ganz eigenthümliche Aufgabe. Der König ging sehr ungern von einer einmal von ihm ausgesprochenen Ansicht ab, er hielt deshalb in allen Conseilsitzungen stets mit seiner eigenen Meinung bis ganz zuletzt zurück, um nicht durch Gegengründe, die er anerkennen mußte, zu einer Aenderung derselben gezwungen zu werden. Er leitete die Debatten mit großer Sicherheit und Gewandtheit, aber in völliger Objectivität, um auch niemand durch eine von ihm etwa vorab ausgesprochene Ansicht in der freien Aeußerung seiner Gedanken und Gründe zu beirren oder einzuschüchtern. Hatte der König nun in irgendeiner Frage schon vor der Berathung eine bestimmte Ansicht gewonnen, so war es meine Aufgabe, dieselbe auszusprechen; sie wurde dann discutirt, ich vertheidigte sie mit allen dafür sprechenden Gründen, der König hörte schweigend zu, er prüfte alle Gegengründe, welche nun in völliger Ungezwungenheit nicht gegen ihn, sondern gegen mich ausgesprochen wurden, und danach traf er seine endliche Entscheidung. Niemand wußte, daß eigentlich des Königs eigene Meinung discutirt war, und er hatte nicht nöthig, eine von ihm selbst ausgesprochene Ansicht zu rectificiren. Zuweilen zuckte dann wol ein feines Lächeln um seine Lippen oder er rieb sich lebhaft die Hände, wie er zu thun pflegte,

wenn ihn innerlich etwas besonders erheiterte; und wenn er später mit mir allein war, scherzte er oft über die energischen Repliken, welche seine von mir vertheidigte Meinung hervorgerufen hatte, die er dann häufig, durch die Gegengründe überzeugt, in seiner Entscheidung modificirt oder ganz geändert hatte.

Der so erwünschten nähern Verständigung mit Preußen stellte sich die etwas rücksichtslose Besetzung von Rendsburg durch die preußischen Truppen entgegen, welche nach der gewaltsamen Verdrängung der hannoverischen und sächsischen Bundesexecutionstruppen unter dem General von Hake aus jenem Platze stattgefunden hatte.

Der König war zwar durchaus geneigt, die Bundescommissare zurückzuziehen und die ganze weitere Führung der Sache Oesterreich und Preußen zu überlassen; er ließ auch auf die geschehene Aufforderung sogleich diese seine Bereitwilligkeit erklären, während Sachsen Schwierigkeiten erhob und erst nach einem besondern Bundesbeschlusse das Verlangen erfüllte. Dennoch aber hatte ihn, gerade bei seinen entgegenkommenden Gesinnungen, das brüske Vorgehen bei Rendsburg persönlich in seinem militärischen Gefühle und seinem Stolze verletzt, sodaß von seiner Seite nicht an eine Initiative zu einer eingehendern Verständigung mit Preußen zu denken war. Dessenungeachtet blieb seine

Politik dieſelbe, wie ſich das bei der noch ſchärfer hervortretenden Erbfolgefrage deutlich kundgab.

Durch den Wiener Frieden vom 30. October 1863 hatte der König Chriſtian ſeine Rechte auf Schleswig-Holſtein und Lauenburg an Oeſterreich und Preußen abgetreten, woraus das verhängnißvolle Condominium beider Mächte an den Herzogthümern entſtand. Es trat dann außer dem Herzog von Auguſtenburg bei der Bundesverſammlung auch ganz direct der Herzog von Oldenburg, welchem der Kaiſer von Rußland die Rechte der Linie Gottorp abgetreten hatte, als Prätendent auf; ebenſo machte Preußen Anſprüche geltend, und zwar auf Grund eines Erbvertrages des Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg, deſſen Gemahlin Eliſabeth, die Tochter des Königs Johann von Dänemark, die Anwartſchaft auf den königlichen Theil der Herzogthümer und vom Kaiſer Maximilian die eventuelle Nachfolge in den übrigen Theilen derſelben zugeſichert erhalten hatte. Zu dieſen Anſprüchen trat für Preußen noch das in dem Wiener Frieden erworbene Recht des Königs Chriſtian, wobei es dann nur darauf ankam, daß Oeſterreich auf ſeinen Antheil an dem letztern Rechte Verzicht leiſtete.

Der König, welcher ſtets eine ganz genaue Prüfung der Erbrechte gewünſcht hatte, erklärte ſich ſogleich

auf das bestimmteste dafür, daß auch die von Preußen erhobenen Ansprüche genau geprüft werden sollten, und bestärkte sich immer mehr in der Ansicht, daß zu solcher Prüfung allein das Austrägalgericht am Bunde fähig und competent sei.

Ich war zu jener Zeit in irgendeiner Angelegenheit in Berlin, wenn ich mich recht erinnere, um Correspondenten für die „Nordsee-Zeitung" zu gewinnen, und hatte bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige, freilich rein private Unterredung mit dem damaligen landwirthschaftlichen Minister von Selchow, welcher früher in preußischen Diensten bei der Regierung in Liegnitz mein Präsident gewesen.

Herr von Selchow sprach über die damalige Lage, bedauerte wie ich so manche Misverständnisse und Verstimmungen, welche zwischen Preußen und Hannover stattfanden, und entwickelte mir sodann, daß bei der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage ein Arrangement getroffen werden könne, durch welches unter Berücksichtigung der Rechte des Großherzogs von Oldenburg Hannover einen Theil von Oldenburg erhalten könne, wobei sich dann auch über die Abtretung des Jadebusens an Hannover verhandeln ließe. Hannover sei, so führte Herr von Selchow aus, durch seine Lage dazu berufen, eine bedeutende und hervorragende

Rolle bei der Gründung einer deutſchen Seemacht zu ielen, zu welcher es doch unter allen Umſtänden ommen müſſe. Der König von Hannover ſei eigent= ch der geborene deutſche Admiral; auf einer ſolchen aſis würden ſich dann ja auch manche Differenzen, amentlich in Betreff der Bundeskriegsverfaſſung und s preußiſchen Oberbefehls über die norddeutſchen undescorps, zu beiderſeitiger Befriedigung löſen laſſen.

Obgleich, wie geſagt, dieſe Unterredung eine abſo= lt private war und Herr von Selchow die erwähn= n Anſichten mir ganz ausſchließlich als ſeine perſön= che Meinung bezeichnete, ſo konnte ich doch nicht an= hmen, daß dieſelben den für die preußiſche Regierung aßgebenden Geſichtspunkten völlig fremd oder gar iderſtrebend ſein könnten, und theilte deshalb dieſe nze Unterredung dem Könige ausführlich mit.

Dieſelbe erregte ſein größtes Intereſſe, und ich bin erzeugt, daß er jene Ideen weiter zu verfolgen ge= eigt war, doch ließ ſich unter damaligen Verhältniſſen rade von Hannover aus eine diplomatiſche Initia= ve in dieſer Beziehung nicht ausführen.

Die perſönliche Verſtimmung und Kränkung wegen er rendsburger Vorgänge wirkte bei dem Könige lange ach und dauerte noch während der Sommerſaiſon in orderney im Jahre 1864 fort.

Der Prinz Albrecht von Preußen brauchte damals das Seebad in Norderney; der König, der gerade diesen Prinzen besonders liebte, hatte ihn mit aller Artigkeit empfangen, indessen wollte er, nach der in Rendsburg erfolgten Verletzung seines militärischen Gefühls, welche er gerade Hannovers entgegenkommender Politik gegenüber um so bitterer empfand, keine intimen Beziehungen zu einem preußischen Prinzen zeigen; er glaubte, diese Zurückhaltung seiner Armee schuldig zu sein, und erklärte deshalb, daß sein Gesundheitszustand ihm strenge Zurückgezogenheit zur Pflicht mache.

Er erließ den ganzen Sommer über keine Einladungen zu Diners und hielt sich der ganzen Badegesellschaft gegenüber in strenger Abgeschlossenheit. Es wurde dies natürlich allseitig im hohen Grade bemerkt, und alle die zahlreichen Elemente, welche damals von tiefer Erbitterung gegen Preußen erfüllt waren, bauten auf diese Verhältnisse die Hoffnung, daß es nunmehr gelingen würde, den König infolge seines persönlich verletzten Gefühls zu einem Anschluß an die sächsische und augustenburgische Politik zu bewegen. Die ganze Umgebung des Königs, die Adjutanten und Hofchargen, gehörten damals zu den heftigsten Gegnern Preußens, ebenso auch ein Theil der Minister, vor allen Herr von Hammerstein und der Cultus-

miniſter Lichtenberg, welcher aus irgendeinem Grunde in Norderney anweſend war. Die Spannung war ſo groß, daß Hannoveraner und Preußen auf der Strandpromenade in Norderney ohne zu grüßen aneinander vorübergingen und jeden geſelligen Verkehr mieden.

Der König, welchem ich dies mittheilte, war darüber ſehr unzufrieden und äußerte:

„Man hat in Rendsburg eine Unart gegen mich begangen, deshalb mußte ich einen intimern perſönlichen Verkehr mit dem Prinzen Albrecht meiden, aber dieſes Verhältniß iſt ein zufälliges, das die Zeit wieder ausgleichen wird; man darf über daſſelbe weder in Preußen noch in Hannover die hiſtoriſchen Bedingungen einer vernünftigen Politik vergeſſen.“

Da der König ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr ausführlich und eingehend über die Beziehungen zwiſchen Hannover und Preußen ausſprach, ſo bat ich ihn um die Erlaubniß, dieſe ſeine Anſchauungen in geeigneter Form der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Er genehmigte dies nicht nur, ſondern dictirte mir perſönlich die weſentlichſten der von ihm ausgeſprochenen und aufgeſtellten Sätze, welche ich dann mit wenigen verbindenden Bemerkungen zuſammenſtellte.

Unter den preußiſchen Badegäſten in Norderney

befand sich auch der Geheimrath Wagener, der mir bereits mehrfach sein Bedauern über die schroffe Stellung zwischen den Preußen und Hannoveranern ausgesprochen hatte und eine scharfe Abwendung der hannoverischen Politik von Preußen befürchtete. Ich theilte ihm die von dem Könige fast wörtlich dictirte Aufzeichnung mit, welche der König mit seinem eigenhändigen Namenszuge zur Genehmigung des Inhalts versehen hatte. Die Aufzeichnung erschien darauf durch Wagener's Vermittelung in der „Kreuzzeitung" als eine Correspondenz aus Hannover, aber an der Stelle der Leitartikel. Sie wurde dann auf meine Veranlassung ebenfalls an hervorragender Stelle in der „Neuen Hannoverischen Zeitung" wieder abgedruckt und erregte in allen politischen Kreisen das höchste Aufsehen.

Die Notiz, welche die eigenste persönliche Auffassung des Königs wiedergibt, mag deshalb hier ihren Platz finden:

Die Verstimmungen und Verbitterungen, welche zwischen Hannover und Preußen bestehen und von den verschiedenen Schattirungen der Demokratie mit so besonderm Eifer gereizt werden, beruhen fast ausschließlich auf Misverständniß des wahren Interesses beider

Theile. Die feste Allianz von Oesterreich und Preußen, welche bereits in Europa Deutschland so mächtig gemacht hat, daß man nicht mehr wagt, in deutsche Angelegenheiten sich zu mengen, ist ohne Zweifel auch berufen und verpflichtet, im Innern des deutschen Bundeslebens Zustände zu begründen und zu befestigen, welche die dauernde Ruhe sichern und die feste Bürgschaft der Stabilität in sich tragen. Es scheint hiernach in jeder Richtung vor allem geboten, daß Hannover dieser Allianz Oesterreichs und Preußens in freier Selbständigkeit und ohne Rückhalt beitrete.

Man ist vielleicht in gewissen Kreisen geneigt, die Bedeutung Hannovers in einem Bunde Oesterreichs und Preußens zu unterschätzen, oder zu glauben, daß Hannover ohnehin jenen beiden Mächten werde folgen müssen. Beides ist sehr irrig.

Hannovers fester Anschluß an die beiden ersten Mächte Deutschlands wiegt sowol für die äußere Stellung als für das innere Leben Deutschlands ungemein schwer. Oesterreich, Preußen und Hannover, das man nicht nach der Bevölkerungszahl und dem Flächeninhalt, sondern nach seiner geographischen Lage taxiren muß, würden einen festen Kern bilden, gegen welchen von keiner Seite etwas auszurichten wäre —

und deſſen Gravitation unwiderſtehlich weiter wirken würde. Mag man ſagen, Hannover ſei nur das Pünktchen auf dem i, ſo wird man zugeben müſſen, daß eben das i ohne ſein Pünktchen kein i iſt. Diejenige Partei in Preußen, welche ganz beſonders eifrig gegen Hannover reizt und irritirt und das Bündniß Hannovers zurückſtößt, iſt gerade diejenige, welche überall die ſogenannte „Politik Friedrich's des Großen“ als maßgebende Norm für Preußen hinſtellen möchte. Welche Inconſequenz und Unkenntniß der Geſchichte liegt hierin!

Wer hat mehr den Werth des hannoveriſchen Bündniſſes erkannt und geſchätzt als gerade Friedrich II., der ſogar einen ſeiner beſten Generale, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, an Georg III. abtrat? Und welche großen Erfolge hatte nicht die Allianz mit Hannover auf dem militäriſchen wie auf dem politiſchen Gebiet! Es möge nur an den Fürſtenbund erinnert werden, deſſen Idee, von Georg III. angeregt, von Friedrich II. ſo lebhaft und thätig ergriffen wurde. Der Fürſtenbund beweiſt auch zugleich, daß damals Preußen die hannoveriſche Allianz nicht deshalb ſchätzte und ſuchte, weil Hannover mit England verbunden war, ſondern daß gerade die deutſche Macht es war, in deren Bündniß Preußen ſeine Kräftigung

ſuchte und fand. Die Bedeutung dieſer deutſchen Macht iſt aber gewiß erhöht durch inzwiſchen eingetretene Vergrößerungen und durch den Umſtand, daß jetzt in Hannover ſelbſt das eigene mit der preußiſchen Dynaſtie durch ſo viele ruhmvolle Familienbande verknüpfte Königshaus wieder regiert. Es liegt denn doch wol die Folgerung und Erwägung nun auf der Hand, daß, wenn die Allianz mit Hannover damals zu einer Zeit, in welcher Preußen in beklagenswerthem, für Deutſchlands Macht ſo ſchädlichem Zwieſpalt mit Oeſterreich ſich befand, wodurch Hannover mit ſeiner traditionellen öſterreichiſchen Politik in Conflict gerieth — wenn damals ſchon dieſe Allianz ſo reiche Früchte trug, wie viel höher wird und muß ihre Bedeutung heute ſein, wo wirklich Oeſterreich und Preußen des langen Haders müde ſind und einen Frieden gemacht haben, der, ſo Gott will, dauern wird zu Deutſchlands Heil. Man denke ſich die Idee des Fürſtenbundes, der mit Preußen, Hannover und Sachſen ſo bedeutungsvoll daſtand, jetzt übertragen auf die Tripleallianz von Oeſterreich, Preußen und Hannover, und man frage ſich dann, ob es eine richtige Politik iſt, namentlich für die conſervative Partei in Preußen, Verbitterung gegen Hannover zu erregen?

Freilich ſagt man wol, Hannover müſſe dem

Machtzuge der öſterreichiſch-preußiſchen Allianz folgen, und das mag bis zu einem gewiſſen Punkte richtig ſein; aber ein ſolches Verhältniß iſt keine fruchtbringende Allianz, es iſt eine drückende Feſſel, die man je eher je lieber zerreißen wird. Worauf es ankommt, das iſt ein freies, rückhaltsloſes Bündniß, in welches beide Theile bona fide und mit voller Aufrichtigkeit eintreten.

Man ſagt zwar, es beſtehe in Hannovers politiſch maßgebenden Kreiſen Antipathie, ja Haß gegen Preußen. Dem iſt jedoch nicht ſo. Die Ausführung der vorſtehend kurz angedeuteten Ideen würde vielmehr in Hannover mit der lebhafteſten Freude begrüßt werden und man würde auf dieſelben aus freieſter Ueberzeugung eingehen. Eins beſteht freilich in Hannover, und das iſt Mistrauen gegen preußiſche Annexionspolitik. Man wird in Berlin zugeſtehen müſſen, daß die neue Aera und ihre Ausläufer einem ſolchen Mistrauen wol Grund und Berechtigung gegeben haben, und daß die Artikel gewiſſer berliner Zeitungen nicht geeignet ſind, demſelben den Boden zu entziehen. Sage man ſich in den preußiſchen leitenden Kreiſen frei und poſitiv von allen annexioniſtiſchen Velleitäten los, welche ja doch bei der öſterreichiſchen Allianz eine Unmöglichkeit ſind; weiſe man mit Entſchiedenheit und

Klarheit die traurigen Nachklänge der Haugwitz'schen Politik zurück; knüpfe man wirklich und wahrhaft an die Tradition Friedrich's II. Hannover gegenüber an, — so wird man finden, daß in Hannover die Tradition Georg's III. nicht erstorben ist, und daß man ihr um so lieber folgen wird, als ihr der bittere Beigeschmack genommen ist, da Oesterreichs und Preußens Waffen jetzt nicht gegeneinander, sondern nebeneinander stehen.

Möge man schließlich in Berlin in den leitenden Kreisen und in der conservativen Partei erkennen, daß die andrängende Revolution der allgemeine, gemeinsame Feind ist, den man nicht durch vereinzelte und momentane Schläge, sondern nur durch die allgemeine Herstellung sicherer und dauernder Grundlagen der monarchischen Ordnung in Deutschland überwinden kann.

Wird dies erkannt, wird in diesem Sinne Hannover ehrlich und aufrichtig die Hand geboten, — sie wird gewiß ebenso ehrlich ergriffen und festgehalten werden.

Genehmigt

Georg Rex.

Ich hatte zu derselben Zeit einen kleinen humoristischen Feuilletonartikel für die „Nordsee-Zeitung"

geſchrieben, welcher das Leben des Königs und der Badegeſellſchaft in Norderney ſcherzhaft behandelte. In demſelben war die Entfremdung zwiſchen Preußen und Hannoveranern berührt und dann hinzugefügt: „Möchten doch beide Theile von der Inſel der Nordſee das Bewußtſein mit heimtragen, wie nothwendig für beide die Freundſchaft und das feſte Bündniß iſt, das ſchon zu Friedrich's des Großen Zeiten ſo wichtige Erfolge errungen."

Der König befahl mir abends am Theetiſch dieſen Feuilletonartikel vorzuleſen, deſſen Urſprung niemand außer ihm ſelbſt kannte, und bei der citirten Stelle rief er lebhaft aus:

„Bravo, das iſt mir aus der Seele geſprochen!"

Der Miniſter Lichtenberg war anweſend und tags darauf war dieſer dem äußern Anſchein der Verhältniſſe in der Geſellſchaft ſo völlig widerſprechende Vorgang das allgemeine Geſpräch — die hochgehenden Wogen der Preußenfeindſchaft in den Kreiſen des Hofes und der Bureaukratie legten ſich ſogleich und der König ſetzte unbeirrt ſeine verſöhnliche Politik, in der er vom Grafen Platen um ſo bereitwilliger unterſtützt wurde, als ja damals in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit trotz der bereits immer ſchärfer hervortretenden ſonſtigen Verſtimmung zwiſchen Oeſterreich

nd Preußen die beiden deutſchen Großmächte immer
och gemeinſam handelten.

Bald aber ſollten innere Fragen den König und
ie Regierung zunächſt und vorzugsweiſe in Anſpruch
ehmen. In meinem ſpeciellen Reſſort faßte ich damals
inen Plan, deſſen Ausführung für die Verbreitung
es hannoveriſchen Einfluſſes in der großen Welt-
reſſe ebenſo bedeutungsvoll werden mußte als die
ichtige Verwendung der Regierungsdruckarbeiten für
ie Zeitungen des Inlandes.

Wie der ſächſiſche Regierungsrath von Witzleben in
inem Promemoria über die Vertretung der deutſchen
Bundesregierungen in der Preſſe ſchon hervorgehoben
atte, war die ganze deutſche Journaliſtik in ihren
em heutigen Zeitungsweſen ja abſolut nothwendigen
Telegrammen, welche von vornherein jede Frage durch
hre erſte Faſſung in eine gewiſſe Richtung drängten,
on dem Wolff'ſchen Telegraphen-Bureau in Berlin ab-
ängig. Der Beſitzer dieſes Bureau ſtand, den localen
xiſtenzbedingungen ſeines Inſtituts entſprechend, unter
em ſehr deutlich fühlbaren Einfluß der preußiſchen Re-
ierung und war als gleichzeitiger Beſitzer der „National-
Zeitung" zugleich eng liirt mit denjenigen politiſchen
Parteien, welche ganz beſonders der hannoveriſchen Re-
ierung immer und überall feindlich gegenüberſtanden.

Hannover war auf dieſe Weiſe in dem für die öffentliche Meinung ſo bedeutungsvollen Telegraphenverkehr vollkommen abhängig von feindlichen Elementen und befand ſich um ſo mehr in einer bedenklichen Iſolirung, als die kurheſſiſche Regierung durch einen Vertrag ihr Telegraphenſyſtem an Preußen abgetreten hatte. Dieſer Vertrag war damals ſeinem Ablaufe nahe und dadurch bot ſich eine beſonders günſtige Gelegenheit, jene ungünſtigen Verhältniſſe zu verbeſſern.

Ich ſtand in perſönlichen Beziehungen zu Julius Reuter, dem Gründer und Director der nach ſeinem Namen genannten Telegraphen-Compagnie in London.

Julius Reuter war ein Mann von weitblickendem Geiſt, unermüdlicher Unternehmungskraft und unerſchöpflich in der Auffindung von Hülfsquellen. Aermlichen Familienverhältniſſen entwachſen, hatte er frühzeitig ſchon ſich mit der Idee einer ſchnellen und zuverläſſigen Vermittelung politiſcher Nachrichten getragen und hatte zu dieſem Zweck ſchon einmal, wenn ich nicht irre in Belgien, eine Taubenpoſt zur ſchnellen Vermittelung der pariſer Nachrichten eingerichtet. Während des Krimkrieges fand er bei Lord Palmerſton Verſtändniß und Unterſtützung für ſeine Ideen, und in unglaublich kurzer Zeit ſchuf er ſein umfaſſendes Bureau in London, welches ſämmtliche engliſche

eitungen mit telegraphiſchen Nachrichten verſorgte
ıd insbeſondere im Verkehre mit überſeeiſchen Plätzen
ıs Außerordentlichſte an Schnelligkeit und Zuverläſſig-
it in Uebermittelung der telegraphiſchen Nachrichten
ſtete.

Julius Reuter wünſchte nun ſchon lange, auch in
eutſchland einen feſten Einfluß zu gewinnen. Er
tte früher mit Wolff ein beſtimmtes Vertragsver-
ltniß hergeſtellt, in welchem beide die Sphäre ihrer
hätigkeit gegeneinander abgrenzten; dieſer Vertrag
ſ ab und Reuter beabſichtigte, auf dem Continent
ıe ſelbſtändige Thätigkeit zu beginnen.

Ich ſchlug ihm vor, ein continentales Central-
reau in Hannover zu gründen. Hannover lag für
e große Linie Petersburg-Paris und ebenſo für die
ichtung über Wien nach Konſtantinopel und nach
alien hinab in einem ungemein günſtigen Kreuzungs-
nkte, von welchem aus erheblich ſchneller als von
erlin die Nachrichten nach London, reſpective Amerika
ıd von dort wieder zurück vermittelt werden konnten.
in in Hannover errichtetes Reuter'ſches Centralbureau
ire von allen Einflüſſen fremder Regierungen und
arteien unabhängig geweſen und hätte für die Wirk-
mkeit der hannoveriſchen Regierungspreſſe einen hoch-
ichtigen Stützpunkt geboten.

Julius Reuter erfaßte meinen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit, er kam ſelbſt nach Hannover, der König beſprach mit ihm den Plan, deſſen hohe Bedeutung er ſogleich im vollſten Maße erkannte, und der vollſtändig mit ſeinem ſtets feſtgehaltenen Grundſatz zuſammenſtimmte, in allen Fragen der großen Politik eine freundliche Verſtändigung mit Preußen zu ſuchen, dagegen aber den Einfluß und die Selbſtändigkeit Hannovers ſo ſtark und feſt als möglich auf deſſen geographiſche Lage und ſeine zur Vermittelung zwiſchen den nord- und ſüddeutſchen Intereſſen ſo beſonders geeignete Stellung zu begründen.

Julius Reuter erweiterte den urſprünglichen Plan indeß in ſehr umfaſſender Weiſe. Er wollte von Emden aus ein eigenes unterſeeiſches Kabel nach England legen, wodurch der, fremdem Einfluß zugängliche und zeitraubende Umweg über die belgiſchen Linien ausgeſchloſſen wurde. Er erbat daher vom Könige die Conceſſion zur Anlegung dieſes Kabels und Anlandung deſſelben in Emden, zugleich ſollten dann eigene Reuter'ſche Linien durch Hannover gezogen und womöglich über Kurheſſen bis Wien fortgeſetzt werden. Reuter erbat ferner für die Depeſchen ſeines Bureau gewiſſe Tarifermäßigungen auf jenen Linien, welche um ſo unbedenklicher gewährt werden konnten,

der ſchnellere Weg über das ſubmarine Kabel von den aus eine große Anzahl von Privatdepeſchen, che bisher über Belgien gingen, dorthin ziehen ßten.

Unter dieſen Bedingungen wollte er ſein Central- eau in Hannover errichten und damit einen hoch- ɔtigen Knotenpunkt des telegraphiſchen Verkehrs für ganzen Continent herſtellen.

Der König billigte dieſen Plan in ſeinen all- leinen Grundzügen durchaus, auch Graf Platen er- nte die Wichtigkeit deſſelben an, und ich erhielt den trag, mit Julius Reuter über die nähern Be- mungen eines abzuſchließenden Vertrages zu ver- ɒdeln, was während des Frühjahrs 1865 geſchah.

Zugleich erwuchs mir in jener Zeit neben meinen fältigen und ſo vielſeitig verſchiedenartigen Ge- iften, welche faſt alle Reſſorts der Regierung um- ten und mich vielfach bis zur Erſchöpfung in An- uch nahmen, noch eine eigenthümliche Thätigkeit, lche oft nicht zu den erfreulichſten gehörte.

Der König hatte ein lebhaftes Intereſſe für das ſtheater, welches er, ganz beſonders was die Oper raf, zu einer überall anerkannten künſtleriſchen Be- ɯtung emporgehoben hatte. Er war indeß häufig t den Leiſtungen deſſelben nicht zufrieden und ver-

mißte beſonders eine völlig unparteiiſche und wirklich kunſtverſtändige Kritik. Er trug mir deshalb auf, für die Herſtellung einer ſolchen Sorge zu tragen und zwar ſowol für das Schauſpiel als für die Oper. Der Redacteur der „Deutſchen Nordſee-Zeitung", Dr. Schladebach, war ein bedeutender und auch in künſtleriſchen Kreiſen anerkannter Muſikkenner, ich übertrug ihm daher die Kritik in Betreff der Oper und beauftragte zugleich ein junges und talentvolles Mitglied meines Bureau, Herrn Eugen Salinger, einen Neffen von Julius Reuter, mit der Kritik des Schauſpiels. Beide Herren erhielten von dem Generalintendanten ihre Plätze im Theater, und ihre Thätigkeit, mit welcher der König im ganzen zufrieden war, wurde bald auch in künſtleriſchen Kreiſen bemerkt. Dieſe Kritiken gewannen noch mehr Bedeutung dadurch, daß der König zuweilen ſein eigenes Urtheil über dieſe oder jene künſtleriſche Leiſtung in muſikaliſcher oder dramatiſcher Beziehung ausſprach und die Veröffentlichung ſeiner Urtheile wenn auch nicht befahl, ſo doch zu wünſchen ſchien. In den betreffenden Kreiſen wurde die Uebereinſtimmung der officiöſen Kritiken mit den ſonſt wol gelegentlich ausgeſprochenen Anſichten des Königs natürlich bemerkt. Von dem Generalintendanten wurde dieſe königliche Kritik, ob-

ich ich mich mit ihm democh auf beſtem Fuße hielt
o in keiner Weiſe jemals ſeine Intentionen zu durch-
uzen verſuchte, nicht gern geſehen. Der Graf Julius
i Platen-Hallermund hatte das ſchwierige Amt der
eaterleitung, und hätte ich nicht mit ſeinem Bruder,
i Miniſter, damals in beſten Beziehungen ge-
iden, ſo hätte ich vielleicht in ihm einen neuen
nd gefunden.

In den Künſtlerkreiſen wurde, wie ich bald be-
fte, mein Einfluß auf das Theaterweſen, das ich
im allgemeinen ſo fern als möglich zu halten
te, höher angeſchlagen, als er wirklich war, ins-
ndere nachdem ich einmal auf den Wunſch meines
undes Louis Schneider für das Engagement einer
hte deſſelben, der Tochter der ſo berühmten Maſchinka
neider, ſpätern Gemahlin des Kapellmeiſters
ubert, thätig geweſen war und die junge Dame
Protection des Königs empfohlen hatte. Die
ge davon war, daß man vielfach mein Fürwort in
jenen kleinen Intriguen, welche beſonders die Künſt-
nnen des Schauſpiels und der Oper gegeneinander
führen nicht müde werden, in Anſpruch nahm, und
: nur einmal der Couliſſenwelt nahe getreten iſt,
d ermeſſen können, wie peinlich ſolche Wünſche
den können, ſelbſt wenn ſie von den liebens-

würdigſten und ausgezeichnetſten Künſtlerinnen ausgeſprochen werden.

Mit jenem Fräulein Georgine Schubert erlebte ich noch einen eigenthümlichen und für den Charakter des Königs bezeichnenden Vorfall.

Sie war wol in den natürlichen Anlagen ihrer Stimme den Anforderungen, welche beim Engagement in Hannover an ſie geſtellt waren, nicht völlig gewachſen und der König pflegte von ihr zu ſagen, daß ſie alles gelernt habe, was man in muſikaliſcher Beziehung lernen könnte, die Natur ihr aber die Mittel verſagt habe, eine große Sängerin zu werden; ihr Beruf ſei eigentlich bei ihrer großen Liebenswürdigkeit und feinen Bildung, die Geſellſchafterin einer alten Lady Dovager zu werden. Fräulein Schubert hatte durch verſchiedene Unglücksfälle große Verluſte gehabt, von denen der König durch die Prinzeſſin Solms erfahren; er fragte ſie eines Tages nach der Summe dieſer Verluſte und ſie gab dieſelben auf 1900 Thaler an. Der König verſprach ihr, dieſelben zu erſetzen, fügte aber hinzu, daß er dieſe Summe augenblicklich nicht übrig habe, ſich aber vorbehalte, ſie ihr in einem geeigneten Moment zu erſtatten. Der König, welcher gewohnt war, bei Conferenzen mit ſeinen Miniſtern und insbeſondere mit ſeinem Hausminiſter und Hof-

arſchall über die größten Summen zu verfügen
ıd mit Leichtigkeit darüber hinwegzugehen, hatte merk-
ürdigerweiſe einen ſehr hohen Begriff von dem Werthe
s Geldes in kleinen Beträgen. Er ließ ſich in jedem
onat eine beſtimmte Summe für ſeine ganz perſön-
hen Bedürfniſſe auszahlen und rechnete innerhalb
eſes Privatetats ſehr genau und ſcharf mit den
inſten Poſten; hier erſchienen ihm hundert Thaler
el mehr als eine halbe Million in dem Etat der
egierung oder ſeines Hofhaltes. Er vergaß ſein
räulein Schubert gegebenes Verſprechen nicht und ließ
ſeiner kleinen Chatoullenkaſſe in jedem Monat
ındert Thaler für dieſelbe zurücklegen. Nach Ver-
uf von neunzehn Monaten, als wahrſcheinlich Fräu-
in Schubert ſelbſt die ihr gemachte Zuſage bereits
s vergeſſen betrachten mochte, ließ mich der König
nes Tages rufen, nahm ein Packet mit neunzehn
ıundert-Thalerſcheinen aus der Schublade ſeines
ecretärs und gab mir daſſelbe, um es an Fräulein
chubert zur Erfüllung ſeines Verſprechens zu ſenden.
ie freudige Ueberraſchung derſelben war natürlich
roß, aber ich konnte mich eines Lächelns nicht ent-
alten über dieſe ganz eigenthümliche Art von all-
ählicher Anſammlung einer verhältnißmäßig ſo un-
edeutenden Summe, welche der König jeden Augenblick

ohne alle Schwierigkeiten und Verlegenheiten aus seinen Hofhaltskassen hätte entnehmen können, die er nun aber von seiner kleinen Privatkasse eigenhändig allmonatlich zurückgelegt hatte.

Fräulein Schubert kam später nach Strelitz und genoß dort die ganz besondere Gunst der Großherzogin. Sie starb wenige Tage nach ihrem Onkel, dem Hofrath Schneider, zu dessen Begräbniß sie im Jahre 1878 nach Potsdam gekommen war.

X.

achsende Differenzen mit dem Ministerium über das Wahlsetz. — Verhandlungen und Abschluß mit Julius Reuter in orderney über ein unterseeisches Kabel und ein Central-Telephenbureau in Hannover. — Lebhafte Saison in Norderey. — Freundlicher Verkehr des Königs mit dem Prinzen brecht und der Prinzessin Alexandrine von Preußen und dem rzoge Wilhelm von Mecklenburg. — Projecte. — Ausbruch r Ministerkrisis. — Windthorst versucht vergeblich zu vertteln. — Die Minister von Hammerstein, Erxleben, Windtrst, Lichtenberg nehmen ihre Entlassung. — Eigenthümliche erhandlungen über die Bildung des neuen Cabinets. — Ernennung der neuen Minister.

Die Unzufriedenheit des Königs mit dem Ministerium begann schon Anfang des Jahres 1865 bemerkarer zu werden. Es hatte sich mehrfach gezeigt, daß sonders im Ministerium des Innern manche Intenonen des Königs, gegen welche der Minister in der llerhöchsten Gegenwart keine Einwendung erhob,

theils zögernd, theils gar nicht ausgeführt wurden. Vorzugsweise verstimmte den König auch das etwas gesuchte Festhalten einzelner Minister an den Formalitäten seiner Namensunterschrift bei gleichgültigen und kleinlichen Dingen.

Bei dem Regierungsantritt des Königs war gesetzlich festgestellt worden, daß seine Unterschrift seiner Blindheit wegen stets durch den Generalsecretär des Gesammtministeriums oder eines andern Ministeriums, nicht durch die Minister beglaubigt werden mußte, und zwar mit der Bezeugung, daß der Inhalt des betreffenden Schriftstückes Seiner Majestät in Gegenwart des Generalsecretärs vorgelesen und dann von allerhöchstdemselben eigenhändig unterzeichnet worden sei. Diese Form wurde bei allen wichtigen Erlassen von verfassungsmäßiger Bedeutung streng festgehalten, dagegen ließ der König kleine gleichgültige Befehle an die Minister oder andere Personen gewöhnlich in der Form ergehen, daß der Geheime Cabinetsrath in einem von ihm unterzeichneten Schreiben dem Betreffenden den Wunsch Seiner Majestät mittheilte. Es wurde nun von einzelnen Ministern auch für solche kleine Mittheilungen des Königs die verfassungsmäßige Beglaubigung der allerhöchsten Unterschrift durch einen Generalsecretär verlangt, und es kam zum Beispiel

ter anderm einmal der Fall vor, daß der König
m Finanzminiſter durch den Cabinetsrath ſchreiben
ß, er habe irgendeinen Großinduſtriellen zum Com-
erzienrath ernannt. Der Finanzminiſter führte dieſe
nweiſung nicht aus, da ſie ihm nicht in der ver-
ſſungsmäßig gültigen Form zugegangen ſei. Die
iniſter hatten hierbei kaum formell Recht, denn die
orſchrift über die Namensunterzeichnung des Königs
zog ſich ihrem ganzen Sinne nach ganz entſchieden
ur auf Erlaſſe mit Geſetzeskraft und auf wirkliche
egierungsacte. Jene kleinen Mittheilungen konnten,
lbſt wenn die Miniſter an der über allem Zweifel
habenen Zuverläſſigkeit des Geheimen Cabinetsraths
ätten Bedenken finden wollen, ja bei dem nächſten
ortrage mit Leichtigkeit durch mündliche Erklärung ve-
ificirt werden, und außerdem hatten ſie immer nur
uf ſolche Dinge Bezug, bei denen der König ebenſo
ut dem Miniſter ſeinen Willen mündlich hätte mit-
heilen können, wenn er denſelben bei einer jeden ſol-
en Kleinigkeit hätte den weiten Weg nach Herren-
auſen machen laſſen wollen.

Die Schwierigkeiten, welche mehrfach bei ähnlich
leichgültigen Sachen, wie es eine Ernennung zum
ommerzienrath war, erhoben wurden, hatten alſo kaum
inen verfaſſungsmäßigen Grund und waren für den

König ohne alle Veranlaſſung verletzend, um ſo mehr, als er überall eine gewiſſe Gegenſtrömung gegen ſeinen Willen in der Thätigkeit der Miniſterien bemerkte.

Zu einer ernſtern Differenz gab aber eine Modification des Wahlgeſetzes für die Zweite Kammer Veranlaſſung, welche das Miniſterium vorgeſchlagen und der König auch genehmigt hatte. Es handelte ſich dabei um eine Ausdehnung des Wahlrechts über die Grenzen des bisher ziemlich eng gezogenen Cenſus. Von ſeiten des Miniſteriums des Innern hatte man dem Könige dieſe Maßregel als eine Erleichterung und Vereinfachung des Wahlverfahrens dargeſtellt, der König hatte ſie genehmigt, ohne ihr eine principielle Bedeutung beizulegen.

Die Stände hatten die betreffende Vorlage angenommen, den drängenden liberalen Parteien gegenüber war indeß dieſer Geſetzentwurf als eine liberale Conceſſion dargeſtellt und von dieſen auch ſo aufgenommen worden. Die Miniſter wollten endlich auf die von ihnen erwarteten und fortwährend geforderten liberalen Reformen eine Art von Abſchlagszahlung leiſten, und namentlich mochte wol das Miniſterium des Innern ganz entſchieden dazu beitragen, der Sache eine ſolche Bedeu-

ung beizulegen, welche ich meinerseits in derselben
icht zu finden vermochte. Denn ob der Census bei
er Wahl einige Stufen höher oder tiefer gelegt wird,
heint mir vollkommen gleichgültig; eine kräftige Ein-
irkung der Regierung auf die Wahl ist nach meiner
eberzeugung nur bei einem allgemeinen und directen
Wahlrechte nachhaltig möglich. Gerade diejenigen
lassen, welche ein beschränkter Census zur Wahlurne
läßt, sind immer, solange es ihnen nicht selbst an
ie Existenz geht, zu liberaler Opposition geneigt und
innen dieselbe am wohlfeilsten gerade bei den Wah-
n bethätigen. Bei der geringen politischen Voraus-
cht, welche gerade in diesen Kreisen herrscht, ist man
ch dort niemals klar über die abschüssige Bahn, auf
elcher eine systematische Opposition sich fortbewegt,
nd man erwacht aus der selbstgefälligen Verblendung
rst dann, wenn es zu spät ist, das rollende Verhäng-
iß aufzuhalten. Eine verständige, die wirkliche öffent-
iche Meinung wohl beachtende Regierung wird meiner
Insicht nach bei einem allgemeinen und directen Wahl-
echte fast immer der Majorität sicher sein können,
enn sie sich die Mühe gibt, die zahlreichen in ihrer
Hand liegenden gesetzlichen Mittel zur Aufklärung und
Leitung des Volkes wirksam und kräftig zu benutzen.

Es waren nun aber durch den frühern General-

polizeidirector, Landdroſten Wermuth, welcher noch die alte polizeiliche Furcht vor den eigentlichen Volks- und Arbeiterklaſſen hegte und weſentlich in den beſitzenden Ständen eine Stütze der conſervativen Intereſſen und der Monarchie erblickte, ganz erhebliche Zweifel über das Wahlgeſetz angeregt worden. Der König war ganz beſonders unzufrieden, daß die Miniſter ihm daſſelbe lediglich als eine principiell bedeutungsloſe und nur zur Erleichterung des Wahlverfahrens dienende Modification dargeſtellt hatten, und noch tiefer misfiel es ihm, daß umgekehrt der Oppoſition gegenüber die Maßregel als eine politiſch liberale dargeſtellt wurde. Sein Mistrauen war dadurch in hohem Grade angeregt, und er verweigerte, als das mit den Ständen durchberathene und feſtgeſtellte Geſetz ihm mit der Publicationsclauſel vorgelegt wurde, die Vollziehung deſſelben. Er war dazu verfaſſungsmäßig vollkommen berechtigt, indeß war es nicht zu leugnen, daß die Miniſter durch dieſe Weigerung in eine nicht geringe Verlegenheit geriethen und in ihrer Stellung den Ständen gegenüber einigermaßen compromittirt wurden. Die Situation wurde dadurch immer geſpannter, und der König vermied es, die Miniſter ohne dringende Veranlaſſung zu ſehen. Er ſtudirte indeß das Geſetz eifrig. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, mit ihm ein-

ehend über daſſelbe zu ſprechen und ihm auch meine
Inſicht zu entwickeln, nach welcher es mir in der That
edeutungslos erſchien. Er verwarf dieſe Anſicht auch
icht, äußerte ſogar einigemal, daß er kaum etwas
Bedenkliches in der ziemlich unbedeutenden Erweiterung
es Cenſus finden könne; doch wurde von anderer
Seite ſeine Beſorgniß wieder ſehr angeregt, und
amentlich wurden die Argumente des Landdroſten
Bermuth über die Gefährlichkeit der Erweiterung des
Bahlrechts durch die Oppoſition ſelbſt unterſtützt,
elche wiederholt und immer ſtürmiſcher auf die
ublication des Geſetzes drang. Die Miniſter ſelbſt
ählten dem Könige gegenüber den unrichtigſten Weg;
e hatten dem Grafen Platen erklärt, daß ſie ihre
ntlaſſung nehmen müßten, wenn der König das
Bahlgeſetz nicht vollzöge. Graf Platen hatte dies na-
irlich dem Könige mittheilen müſſen, und dieſer war
ußerſt ungehalten darüber, daß ſeine Miniſter, wie
r ſagte, einen Zwang gegen ihn ausüben und ihn in
er Ausübung ſeines unzweifelhaft verfaſſungsmäßigen
Rechtes der Beſtätigung oder Nichtbeſtätigung berathe-
ner Geſetze durch die Drohung beſchränken wollten,
hn durch ihre Entlaſſungsgeſuche in Verlegenheit zu
etzen.

Windthorſt ſuchte auch hier zu vermitteln; von

jedem einseitigen Parteistandpunkte fern, sah er persönlich wol in der Bestätigung des Wahlgesetzes seitens des Königs nicht eine Frage, die einer Cabinetskrisis werth sein möchte; aber seine vermittelnde Thätigkeit blieb erfolglos. Graf Platen behauptete, als der König sich wunderte, daß ein so geistvoller und conservativer Mann wie Windthorst sich den eigensinnigen Forderungen seiner Collegen anschließen könne, es sei zwischen den Ministern Hammerstein, Erxleben, Lichtenberg und Windthorst ein festes Abkommen geschlossen, nach welchem sie alle miteinander gemeinschaftlich stehen und fallen wollten, wodurch dann Windthorst an die Entschlüsse der übrigen gebunden sei.

Der König wurde dadurch indeß noch mehr verstimmt und erkannte die Gültigkeit eines solchen Abkommens nicht an, da die Minister nicht nach vorgängigen Abmachungen, sondern nach ihrer eigenen persönlichen Ueberzeugung in den einzelnen Angelegenheiten ihren Rath zu geben hätten. Diese von dem Grafen Platen behauptete Solidarität der vier neuen Cabinetsmitglieder bestärkte den König in seinem Widerstande noch mehr, und die Spannung dauerte fort, als die Sommersaison in Norderney begann, welche im Jahre 1865 ganz besonders glänzend und lebhaft war.

Die rendsburger Vorgänge waren durch beruhigende
nd versöhnliche Erklärungen der preußischen Regie-
ng beseitigt; Prinz Albrecht und die Prinzessin
lexandrine von Preußen waren in Norderney und
st täglich bei dem Könige zur Tafel, ebenso die Grä-
n Adlerberg und eine Zeit lang auch der damals
it der Prinzessin Alexandrine von Preußen verlobte
erzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. Eine
serlesene und glänzende Gesellschaft aus allen Län-
rn vereinigte sich auf der kleinen Nordseeinsel, unter
r sich auch Friedrich Bodenstedt und Oskar von
edwitz befanden. Der König war ungemein heiter
d von der ausgezeichnetsten Liebenswürdigkeit gegen
ine preußischen Gäste, die er mit der verwandtschaft-
chsten Herzlichkeit behandelte. Er brachte, als der
erzog Wilhelm angekommen war, bei der Tafel in
n wärmsten Worten die Gesundheit des erlauchten
rautpaares aus und forderte uns alle auf, nach han-
overischer Sitte diesen Toast durch ein dreimaliges
Hip, hip, hurrah!" zu bekräftigen.

Abends versammelte sich ein kleiner, in diesem
ahre besonders anziehender Kreis an seinem Thee-
sche, bei dem Friedrich Bodenstedt und Oskar von Red-
itz häufig anwesend waren und in welchem musikalische
Vorträge des Hofpianisten Labor mit Vorlesungen des

Hofschauspielers Sontag und der Schauspielerin Fräulein Preßburg abwechselten.

Ich hatte inzwischen die Verhandlungen über das projectirte Telegraphenbureau bis zum Abschluß geführt, und Julius Reuter erschien nun in Norderney, um dem Könige das völlig fertige Project vorzulegen. Nach demselben sollte die hannoversche Regierung der Reuter'schen Telegraphen-Compagnie die Concession zur Anlegung eines unterseeischen Kabels von Emden nach Hull ertheilen, die Compagnie sollte dann das Recht erhalten, neben allen hannoverischen Telegraphenlinien eine bestimmte Anzahl von Drähten auf ihre Kosten zu ziehen, welche zwar unter der Oberaufsicht der hannoverischen Telegraphendirection stehen, aber vorzugsweise für den Dienst der Compagnie bestimmt sein sollten. Die Depeschen der Compagnie sollten ferner unmittelbar nach den Staatsdepeschen und vor allen übrigen Depeschen befördert werden und endlich eine bestimmte Gebührenermäßigung genießen.

Dagegen verpflichtete sich die Reuter'sche Gesellschaft, das Centralbureau für ihren Continentaldienst nach Hannover zu verlegen, von ihrem dortigen Sitze Leitungen nach dem auswärtigen Ministerium und nach Herrenhausen zu führen und dem auswärtigen Minister sowie dem Könige unmittelbar von allen

einlaufenden wichtigen Nachrichten Mittheilung zu machen.

Die hannoverische Regierung versprach ferner, bei der kurhessischen Regierung dahin zu wirken, daß auch auf den hessischen Linien der Reuter'schen Gesellschaft die gleiche Vergünstigung gewährt würde, und ebenso auch in Baiern und Oesterreich den Bemühungen der Reuter'schen Gesellschaft um Begünstigung und Erleichterung des Telegraphenverkehrs ihre diplomatische Unterstützung zu gewähren. Um der hannoverischen Regierung jede Garantie für die allseitige Wahrung ihrer Interessen zu geben, erklärte sich die Compagnie bereit, mich zu ihrem Generalbevollmächtigten für den Betrieb der submarinen Telegraphenleitung und der hannoverischen Linien zu ernennen, sodaß also die ganze Vermittelung zwischen der Regierung und der Compagnie in meinen Händen liegen sollte.

Der König war mit diesem Plane, der in der That Hannover ganz außerordentliche politische und auch finanzielle Vortheile bot, da ja alle Depeschen aus Deutschland nach England künftig statt des Umweges über Belgien direct nach Hannover gegangen wären, einverstanden, und ließ sogleich den Grafen Platen und den Minister von Hammerstein, zu dessen Ressort die Telegraphenangelegenheiten ge-

hörten, nach Norderney kommen, um den Abſchluß zu vollziehen.

Es fanden ſich natürlich bei der Sache wieder die üblichen bureaukratiſchen Referentenſchwierigkeiten, da ja hier etwas ſo ganz Neues und von dem gewohnten Geſchäftsgange Abweichendes geſchaffen werden ſollte.

Diesmal aber griff der König energiſch durch — Herr von Hammerſtein ſelbſt konnte die Nützlichkeit und die großartige Bedeutung des Projects nicht verkennen, und die Conceſſion wurde Julius Reuter für ſeine Compagnie ertheilt. Die Herſtellung des Kabels wurde noch im Herbſt 1865 in Angriff genommen und ich erhielt von der Compagnie die Ernennung zu ihrem Generalbevollmächtigten für die Ausführung und ſpätere Verwaltung des Unternehmens. Dadurch erwuchs mir freilich abermals eine neue Arbeitslaſt, welche ich indeß mit Freuden übernahm, da gerade die Ausführung dieſes Planes nach meiner feſten Ueberzeugung ganz ungemein zur Erhöhung der Bedeutung Hannovers beitragen und ganz beſonders zahlreiche, feſte und ſichere Fäden des Einfluſſes auf die öffentliche Meinung von ganz Europa in den Händen der hannoveriſchen Regierung vereinigen mußte.

Die Cabinetskriſis wegen des Wahlgeſetzes dauerte

eß auch in Norderney fort — Herr von Hammer-
n und auch der Miniſter Windthorſt, der eine Zeit
g dort war, verſuchten die Sache anzuregen, der
ig wies aber jede Mahnung daran entſchieden
ück und wurde noch mehr verſtimmt darüber, daß
ı während ſeiner Sommerferien, wie er die Zeit
Aufenthalts in Norderney nannte, ihn mit dieſer
gelegenheit behelligte.

Die Saiſon in Norderney hätte vielleicht nach
r ganz beſondern Richtung hoch bedeutungsvoll
den können, wenn nicht gerade in der letzten Zeit
Exiſtenz des Königreichs ein verhängnißvoller Un-
ı über allem gewaltet hätte, was unternommen
de, um die unglückliche Kataſtrophe von 1866 ab-
enden.

Eines Tages arbeitete ich mit dem Könige in
em Zimmer, nachdem zum Diner wieder die
ißiſchen Herrſchaften anweſend geweſen waren.
König ſprach ſich ſehr lebhaft über die Liebens-
digkeit und die ausgezeichneten Eigenſchaften des
nzen Albrecht von Preußen aus und fügte dann
u:

„Ich habe den Prinzen auch gebeten, auf der
reiſe von hier in der Marienburg vorzuſprechen
die Königin zu beſuchen.“

Ich ſprach meine Freude über die Anknüpfung ſo freundlicher Beziehungen aus und bemerkte dann, daß der Beſuch des Prinzen in der Marienburg mir doppelt erfreulich erſchiene, weil ſich dort vielleicht noch neue Anknüpfungen bilden könnten, die für Preußen wie für Hannover gleich bedeutungsvoll ſein müßten.

„Was meinen Sie?“ fragte der König.

Ich erwiderte, daß, wenn ein ſo liebenswürdiger und ausgezeichneter junger Prinz und zwei ebenſo liebenswürdige und ſchöne Prinzeſſinnen ſich begegneten, es mir nicht ausgeſchloſſen ſchiene, daß zwiſchen dem hohenzollern'ſchen und welfiſchen Hauſe ſich abermals eine jener Verbindungen knüpfen könnte, von denen die Geſchichte ſo ruhmvolle Beiſpiele aufweiſe.

Der König ſagte, daß er daran nicht gedacht habe, doch ſchien mir ſein Ton und ſeine Miene zu beweiſen, daß ihm meine Bemerkung durchaus nicht misfallen habe.

Prinz Albrecht reiſte ab.

Nach einiger Zeit traf ein Brief der Königin ein, in welchem ſie von dem Beſuche des Prinzen auf der Marienburg ſprach; ſie rühmte ebenfalls in den wärmſten Ausdrücken deſſen Liebenswürdigkeit, erzählte, daß ſie und die Prinzeſſinnen mit ihm viel

icirt hätten und daß die Tage ſeines Aufenthalts
ungemein angenehme geweſen ſeien.

Da der König gerade nach dem vorausgegangenen
präch mir dieſen Brief mittheilte, ſo glaubte ich
n um ſo mehr eine Billigung meiner frühern
eutungen zu ſehen, und unterließ nicht, dieſelben
mals zu wiederholen; abermals nahm der König
ie Bemerkung in einer Weiſe auf, welche ich in
ſo delicaten Angelegenheit nur für eine ganz
hiedene Zuſtimmung halten konnte.

Kurze Zeit nach der Rückkehr nach Hannover bat
den Hofrath Schneider, dort vorzuſprechen, und
te ihm den eben erzählten Vorgang mit; ich
ite ihn, der eine hohe Verehrung für den König
rg hegte, darauf aufmerkſam, wie hochwichtig in
damaligen ſich immer kritiſcher geſtaltenden Zeiten
Familienverbindung zwiſchen dem preußiſchen und
noveriſchen Hauſe ſein müſſe, und wie durch die
einer ſolchen Verbindung unerläßliche, ſo lange
inſchte und erſtrebte Annäherung der beiden Höfe
Misverſtändniſſe und Differenzen die leichteſte
freundlichſte Aufklärung und Erledigung finden
ten.

Schneider begriff dies vollkommen, war über meine
theilung hocherfreut und übernahm es ſeinerſeits,

in der allervorſichtigſten Weiſe die Sache in Berlin anzuregen und die maßgebende Stimmung in Betreff derſelben zu ſondiren.

Nach einiger Zeit ſchon konnte er mir mittheilen, daß die gemachten Andeutungen die herzlichſte und freudigſte Aufnahme gefunden hatten.

In froher Hoffnung ſah ich der weitern Entwickelung dieſer Angelegenheit entgegen, und ich bin heute noch überzeugt, daß die Kataſtrophe von 1866 nicht erfolgt ſein würde, wenn jenes nach jeder Richtung hin ſo ſchöne Project zur Ausführung gekommen wäre und dadurch die beiden hohen Herren, welche ſo viele Berührungspunkte miteinander hatten und ſowol durch die Bande des Blutes wie durch die hiſtoriſche Tradition miteinander verbunden waren, Gelegenheit zu unmittelbar perſönlichem Ideenaustauſch gefunden hätten.

Ich werde ſpäter erzählen, wie auch dieſe Idee, welche ich damals für den Talisman einer glücklichen Zukunft anſah, in unglückſelig verhängnißvoller Weiſe ſcheiterte.

Der König wünſchte zu jener Zeit mehr als je ein freundliches Verhältniß mit Preußen herzuſtellen, da er der Ueberzeugung war, daß alle Differenzen zwiſchen den deutſchen Regierungen nur den Be-

bungen der antimonarchiſchen Parteien zur Fördung dienten und daß eine gemeinſame Abwehr und gemeinſame Verſtändigung über die Mittel, die ren Bedürfniſſe des eigentlichen, arbeitenden Volkes befriedigen, die ſicherſte Garantie des monarchiſchen htsbeſtandes in Deutſchland und Europa ſeien.

Gleich nachdem der Vertrag mit Julius Reuter eſchloſſen war, ging ich deshalb nach Berlin, um ächſt auf dem Gebiete der Preſſe die Wege freundn Zuſammenwirkens zu ebnen und jede ſcharfe emik auszuſchließen, denn es lag weder in meiner in des Königs Abſicht, die durch das Reuter'ſche ommen zu gewinnende ſelbſtändige Ausdehnung hannoveriſchen Einfluſſes feindlich gegen Preußen gebrauchen. Des Königs Princip war, wie ich wiederholen muß, immer das, zwar die völlige bhängigkeit zu bewahren und die eigene Bedeutung erhöhen, aber auf Grund jener Unabhängigkeit mit preußiſchen Regierung ein freundliches Verhältniß erhalten und gemeinſame Intereſſen auch gemeinzu verfolgen. Der König beauftragte mich ausklich, als ich von Norderney nach Berlin ging, in ſichtiger und nichtofficieller Weiſe eine Unterredung dem Grafen Bismarck zu ſuchen, und wenn ich zu ſelben Gelegenheit fände, dem preußiſchen Miniſter-

präſidenten ganz unumwunden des Königs Anſchauung über das Verhältniß von Hannover und Preußen mitzutheilen, ihm den aufrichtigen Wunſch des Königs zu erklären, über alle politiſchen Fragen eine definitive und gründliche Verſtändigung herzuſtellen, und ausdrücklich hinzuzufügen, daß der König beſonders erfreut ſein werde, wenn der Graf Bismarck eine Gelegenheit ergreifen wollte, um einmal nach Hannover zu kommen und ſich mit ihm perſönlich in aller Offenheit und Vertraulichkeit auszuſprechen.

In Berlin war inzwiſchen an die Stelle des verſtorbenen Oberſten von Reitzenſtein der bisher in Wien accreditirte Herr von Stockhauſen zum hannoveriſchen Geſandten ernannt, während Herr von dem Kneſebeck, bisher in München, den Poſten in Wien erhalten hatte. Graf Platen war bei dem Vorſchlage zu dieſen Ernennungen von dem an ſich ganz richtigen Grundſatze ausgegangen, daß man es vermeiden müſſe, den fremden Höfen ſolche diplomatiſche Vertreter zu ſenden, welche in ihren politiſchen Geſinnungen ihnen ganz beſonders nahe ſtehen, da man ſonſt der Gefahr ausgeſetzt werde, in dem eigenen Geſandten nur einen Vertreter der Anſchauungen derjenigen Regierung zu beſitzen, bei welcher er accreditirt iſt.

Herr von dem Kneſebeck, der mannichfache verwandt-

ſtliche Beziehungen in Preußen hatte und über-
pt innige freundliche Beziehungen zu der preußiſchen
hbarmacht für Hannover wünſchte, wurde deshalb
 Wien geſchickt, und Herr von Stockhauſen, der
; von den öſterreichiſchen Anſchauungen durch-
igen und von tiefer Abneigung gegen Preußen
llt war, erhielt den Poſten in Berlin.

In Betreff des Herrn von dem Kneſebeck war die
hl vortrefflich, in Berlin aber war Herr von Stock-
ſen gewiß nicht an ſeinem Platze, da er das gerade
jener Zeit ſo nothwendige und für die Exiſtenz
novers ſo bedeutungsvolle freundliche Einvernehmen
Preußen in keiner Weiſe zu fördern geneigt und
verſtändniſſe und Spannungen zu beſeitigen nicht
rebt war. Er vertrat in Berlin weſentlich das
rreichiſche Intereſſe und ſuchte noch in den letzten
cheidenden Augenblicken die Verſtändigung mit
ußen durch eigenthümlich dunkle Intriguen zu ver-
dern, welche ſich zum Theil gegen meine Perſon
teten und auf welche ich hier nicht näher eingehen
, zu denen er jedoch gerade mir gegenüber um ſo
iger Grund hatte, als ich ſeinen mir befreundeten
hn durch mein Fürwort von einer nicht unver-
nten Ungnade des Königs befreit und deſſen Er-

nennung zum Legationssecretär bei der Gesandtschaft seines Vaters bewirkt hatte.

Herr von Stockhausen erhielt die erforderliche Mittheilung über meine Sendung in Betreff der Verständigung in den Preßangelegenheiten, natürlich blieb ihm aber der besondere und ganz vertrauliche Auftrag, den der König mir ertheilt, unbekannt.

Ich überzeugte mich in Berlin sogleich, daß der Gesandte meiner dortigen Thätigkeit durchaus feindlich sei; er hatte denn auch auf der Stelle eine dringende Warnung an den Grafen Platen gerichtet, sich mit Preußen auf dem Gebiete der Presse nicht einzulassen, da Hannover nur ausgebeutet und überlistet werden würde. Ich befand mich daher in Berlin ersichtlich und fühlbar mit dem Gesandten der eigenen Regierung in Conflict, was ohnehin eine sehr wenig angenehme Lage ist, auf mich aber ganz besonders widerwärtig und entmuthigend wirkte, da ich es gewohnt war, daß gewisse hannoversche Kreise gegen mich wegen meiner preußischen Geburt und meines frühern Dienstes in Preußen allerhand Verdächtigungen zu erheben nicht müde wurden.

Die Beziehungen zu Preußen waren daher für mich ein besonders delicates Gebiet und es war demnach wol erklärlich, daß ich in meiner Verstimmung

eine Thätigkeit ausschließlich auf das rein officielle ebiet meiner Sendung begrenzte, mit dem Geheimen egierungsrath Zitelmann, bei dem ich freilich Em- änglichkeit für weitere politische Ideen in keiner eise vorfand, die Grundlage gegenseitiger Ver- indigung und eventuellen gemeinsamen Wirkens be- rach und mich im übrigen darauf beschränkte, bei m Ministerpräsidenten ohne weitere Bemerkung eine irte abzugeben.

Herr von Keudell, welcher damals besonders das ertrauen des Grafen Bismarck besaß, war mir zu ier Zeit nicht bekannt, und obwol ich vielleicht noch irch andere Personen Gelegenheiten hätte finden nnen, den Grafen Bismarck von den ganz ver- aulichen Aufträgen, die mir der König ertheilt, in enntniß setzen zu lassen, so unterließ ich dies doch is den vorher angeführten Gründen, um neuen Ver- chtigungen über meine Beziehungen zu Preußen rzubeugen.

Der König billigte meine Zurückhaltung unter den erhältnissen, die ich ihm mittheilte, wenn er es auch ohaft bedauerte, daß die Anregung eines persönlichen deenaustausches, den er so lebhaft wünschte, nicht ittgefunden hätte.

Ich meinerseits habe mir später oft über diese

meine Zurückhaltung Vorwürfe gemacht, ich hätte vielleicht die Empfindlichkeit meines persönlichen Gefühls hinter die Interessen des Königs und Hannovers zurückstellen sollen und würde dies auch unbedingt gethan haben, wenn ich hätte voraussehen können, wie nahe bereits die verhängnißvolle Katastrophe drohte. Es war dies jedoch zu jener Zeit noch nicht ersichtlich, der Vertrag von Gastein war abgeschlossen und dadurch eine neue Grundlage gütlicher Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen geschaffen, und daß so schnell, wie es nachher geschah, die lange schon gärende Frage zur kriegerischen Krisis getrieben werden würde, war damals noch kaum vorauszusetzen.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Hofes von Norderney spitzte sich die Ministerkrisis zur Entscheidung zu. Die Minister verlangten vom Könige die Vollziehung und Publication des Wahlgesetzes und die Herren von Hammerstein, Erxleben, Lichtenberg und Windthorst erklärten dabei, daß, wenn Seine Majestät die Vollziehung verweigere, sie gezwungen seien, ihre Entlassung zu nehmen.

Der König blieb bei seiner Weigerung und die Entlassungsgesuche der genannten Herren wurden übergeben.

Graf Platen, den ich in dieser Beziehung nach

räften unterſtützte, ſuchte Windthorſt für ein neu-
bildetes Cabinet zu retten, indem er dem Könige
rſtellte, daß jener zwar wegen ſeiner Verpflichtungen
gen ſeine drei andern Collegen ſich dem Entlaſſungs-
ſuche derſelben anſchließen müſſe, daß er aber per-
ulich, wie Graf Platen meinte, dem Wahlgeſetz eine
hohe Bedeutung nicht beilege und wol geneigt ſein
rde, demnächſt in ein anderes Cabinet wieder ein-
reten.

Der König, ſo ſehr er die Bedeutung der eminenten
äfte Windthorſt's anerkannte, wies jedoch dieſen Vor-
ag auf das entſchiedenſte zurück. Denn gerade die
lidarität, in welche Windthorſt mit ſeinen Collegen
h der Mittheilung des Grafen Platen getreten ſein
te und welche dieſer ſcherzhaft den Rütliſchwur
mte, misfiel dem Könige auf das höchſte; er er-
kte in derſelben die Abſicht eines gegen ihn auszu-
nden Zwanges und hielt an der Anſchauung feſt,
jeder Miniſter nur nach ſeiner eigenen Ueber-
jung handeln müſſe und nur für ſeine eigenen
ritte verantwortlich ſei. Er wies deshalb wieder-
die Wiederverwendung Windthorſt's in einem
en Cabinet zurück und erklärte den Vorſchlag des
ſen Platen für ein conſtitutionelles Spiel, welchem
niemals in den Verhältniſſen der hannoveriſchen

Regierung einen Platz einräumen wolle. Er ſprach den Miniſtern den Wunſch aus, daß dieſelben ihre Reſſorts bis zur Ernennung ihrer Nachfolger weiter verwalten möchten, und beauftragte den Grafen Platen, ihm Vorſchläge für die vacant werdenden Portefeuilles zu machen.

Zu dieſer Zeit fand ein Manöver in der Gegend von Hildesheim ſtatt. Nach Beendigung deſſelben begab ſich der König mit dem militäriſchen Gefolge nach dem Jagdſchloß Springe bei Hannover, und hier vorzugsweiſe wurden die Verhandlungen über die Neubeſetzung der vier Miniſterpoſten geführt. Der König wollte ſich völlig freie und ruhige Ueberlegung wahren, um die ihm gemachten Vorſchläge ganz unbefangen prüfen zu können, er wünſchte deshalb keine perſönliche Beſprechung mit dem Grafen Platen, und mir fiel die Aufgabe zu, die Vorſchläge des letztern dem Könige nach Springe zu überbringen, was, da die ziemlich lange Fahrt zu Wagen gemacht werden mußte, keine beſonders angenehme Beſchäftigung war.

Der König ſelbſt hatte gleich von vornherein für das Miniſterium des Innern den früher ſchon erwähnten Landdroſten Bacmeiſter in Aurich in Ausſicht genommen. Er ſchätzte deſſen Geiſt und ſeine Bildung ſehr hoch, und ich konnte ihn aus vollſter Ueberzeugung nur in der Anſicht beſtärken, daß er

ür die einigermaßen verwirrten Verhältniſſe, welche ie aufeinanderfolgenden ſo heterogenen Verwaltungen es Grafen Borries und des Herrn von Hammerſtein interlaſſen hatten, keine geſchicktere und kräftigere and finden könne als diejenige Bacmeiſter's. Der- lbe war durch und durch Royaliſt, dabei aber ganz ei von engherzig beſchränktem conſervativen Vor- theil, in ſeiner Perſon lag keine Provocation der eralen Partei, daher war er ganz der Mann, um eiſinnige Reformen, welche namentlich auf dem Ge- ete der Gewerbegeſetzgebung dringend erforderlich ren, durchzuführen, ohne die feſte monarchiſche torität zu gefährden.

Auch Graf Platen war ganz mit der Wahl Bac- iſter's einverſtanden und ſo ſtand denn deſſen Er- nnung zum Miniſter des Innern zunächſt feſt; freilich r Bacmeiſter's Geſundheit angegriffen und er er- rte ſich denn auch auf die erſte vertrauliche Anfrage ar bereit, das Miniſterium des Innern zu über- hmen, jedoch nur verſuchsweiſe und unter der Be- gung, daß der König ihn unverzüglich ſeiner Stellung heben wolle, ſobald er fühlen würde, daß ſeine perlichen Kräfte der Arbeitslaſt nicht gewachſen n ſollten.

Für das Cultusminiſterium nahm Graf Platen

den Legationsrath Freiherrn von Hodenberg, welcher Miniſterreſident im Haag war, in Ausſicht. Dieſe eigenthümlich erſcheinende Wahl war dadurch gerechtfertigt, daß Herr von Hodenberg, ein ebenſo geiſtvoller wie nach allen Richtungen fein gebildeter Mann, der ſtrengen kirchlichen Richtung angehörte, allen kirchlichen Fragen ein lebhaftes Intereſſe zuwendete und über die Verhältniſſe der proteſtantiſchen Kirche in Holland ſehr eingehende und ausführliche Berichte erſtattet hatte, welche vom Könige mit großem Intereſſe aufgenommen worden waren.

Für die Juſtiz und für die Finanzen hatte Graf Platen zwei Perſönlichkeiten aus dem alten hannoveriſchen Adel vorgeſchlagen, deren Fähigkeit für dieſe Stellung freilich einigermaßen zweifelhaft erſcheinen mochte. Graf Platen hatte jedoch den Wunſch, gerade in den Adelskreiſen für das neuzubildende Cabinet Stützen zu gewinnen, und wünſchte deshalb Vertreter jener Kreiſe in daſſelbe hineinzuziehen; als Generalſecretäre für die Juſtiz hatte er den Oberjuſtizrath Leonhardt, für die Finanzen den Finanzrath Dietrichs vorgeſchlagen, welche beide in ihren Fächern ungemein tüchtig waren und die mangelhafte Befähigung der adeligen Träger der Portefeuilles erſetzen ſollten. Er trug mir auf, in dieſem Sinne dem Könige ſeine

Vorſchläge zu erläutern, und ich fuhr mit der aufgeſtellten Liſte nach Springe.

Der König genehmigte ſogleich die Ernennung des Herrn von Hodenberg. Als ich ihm die vom Grafen Platen für die Juſtiz und die Finanzen proponirten Namen vorlas, ſtutzte er und ſagte:

„Dieſe Herren ſind ja aber vollkommen unfähig, die ihnen zugedachten Poſten auszufüllen.“

Ich wies ihn auf die vorgeſchlagenen Generalſecretäre hin und theilte ihm die Gründe mit, welche den Grafen Platen bewogen hätten, gerade jene Perſönlichkeiten für die beiden Miniſterien zu wählen.

Der König ſtützte einige Augenblicke den Kopf in die Hände und ſagte dann:

„Der Graf Platen glaubt alſo, daß Leonhardt und Dietrichs der Führung der Geſchäfte des Juſtiz- und Finanzminiſteriums vollkommen gewachſen ſeien?“

„Gewiß, Majeſtät“, erwiderte ich, „und Graf Platen hat meiner Ueberzeugung nach in dieſer Vorausſetzung vollkommen recht.“

„Nun“, ſagte der König, indem er ſich ganz vergnügt die Hände rieb, „nehmen Sie einen Bleiſtift und ſtreichen Sie die Miniſtercandidaten aus; wenn Leonhardt und Dietrichs die Arbeiten machen können, ſollen ſie auch Miniſter ſein, ich habe keine Stroh-

männer nöthig — wer die Arbeitslaſt des Amtes trägt, ſoll auch deſſen Ehre haben!“

Die Entſcheidung war beſtimmt und unwiderruflich, ich ſtrich die vorgeſchlagenen Namen aus und überbrachte dem Grafen Platen die Willensmeinung des Königs. Er war zwar ein wenig betroffen, konnte aber nach ſeiner eigenen Erklärung keine Einwendung machen und begriff auch leicht, daß er perſönlich auf die beiden vom Könige beſtimmten Miniſter mehr Einfluß würde ausüben können als auf die ſchwerfälligen und eigenſinnigen Herren, welche er zuerſt ins Auge gefaßt hatte.

Charakteriſtiſch für die Auffaſſung des Königs iſt ein kurzer Artikel, den er mir während der Zeit der geſpannten Erwartung, welche die Kriſis im Publikum hervorrief, zur Veröffentlichung dictirte, und welcher deshalb hier eine Stelle finden mag:

„Hannover, 21. October 1865.

Es iſt natürlich, daß ein ſich vollziehender Wechſel in den Perſonen der oberſten königlichen Diener das öffentliche Intereſſe erregt, und wenn der politiſche Zeitungs-Dilettantismus darüber ſeine Combinationen und Raiſonnements macht, ſo iſt das für das kanne-

eßernde Publikum der Bierſtuben erbauend, für die litiſchen Kreiſe erheiternd.

So iſt denn auch in den letzten Tagen eine unaubliche Menge hochkomiſcher Dinge mit pythiſchem nſte geſchrieben und geſprochen, die wir uns haben r Kurzweil dienen laſſen, ſelbſtverſtändlich ohne von weitere Notiz zu nehmen.

Zwei tiefe Irrthümer haben wir jedoch in faſt en jenen Auslaſſungen gefunden, über welche wir ige aufklärende Bemerkungen nicht zurückhalten men.

Einmal hat man fortwährend von «Verhandigen» geſprochen, welche mit dieſen oder jenen Perien gepflogen würden, von «Beauftragungen» zur ldung eines Cabinets.

Sodann hat man in den verſchiedenen Zeitungen chrieben, daß Verlegenheiten beſtänden, um genete Perſonen für die zu erledigenden Portefeuilles finden.

Beides iſt zunächſt thatſächlich unwahr. Es ſind, wir beſtimmt verſichern können, keine Verhandigen gepflogen, auch iſt niemand beauftragt geweſen, Cabinet zu bilden.

Verlegenheiten haben bei der nicht geringen Zahl htiger und in den Reſſortverwaltungen bewährter

Männer im königlichen Dienſte nicht beſtehen können, auch haben die zur Erſetzung der ausſcheidenden Miniſter beſtimmten Perſonen vom erſten Augenblick der Erwägung dieſer Frage an feſtgeſtanden, ohne daß irgendeine Schwankung oder Aenderung hierin eingetreten wäre.

Alle die Gerüchte, die man ausſprengte, beruhen auf der von einem Theile unſerer Journaliſtik gefliſſentlich genährten Sucht, unſer ſtändiſches Verfaſſungsleben den Muſtern des modernen Conſtitutionalismus nachzubilden, während doch beide ſo grundverſchieden voneinander ſind. Unter einem monarchiſchen Regiment mit ſtändiſcher Verfaſſung, wie wir uns deſſen erfreuen, ſind die Miniſter nicht abhängig von dieſen oder jenen Parteibildungen, dieſen oder jenen Majoritäten, ſondern ſie führen die Regierung, geſtützt auf die königliche Macht und Autorität, die ſtändiſchen Rechte ebenſo gewiſſenhaft achtend als das königliche Recht feſt vertretend und erhaltend. Von Verhandlungen, Programmen und conſtitutionellen Cabinetsbildungen kann dabei natürlich keine Rede ſein.

Nicht die Anſichten politiſcher Parteien und Parteiführer, ſondern die wahren Bedürfniſſe des Volkes in allen ſeinen Klaſſen müſſen die Richtſchnur für ein kräftiges und fruchtbringendes monarchiſches Regiment

, das, gerecht und milde nach allen Seiten, ruhig
en Weg verfolgt, unbeirrt durch der Tagesmeinung
)ſelnde Strömungen.
Wo aber nicht die Anſichten von politiſchen Partei-
oritäten die Regierung beſtimmen, ſondern die
gliche Sorge für das Wohl der Unterthanen, da
ı weiter ſelbſtverſtändlich auch von «Syſtemwechſel»
ıals die Rede ſein."

Die Ernennungen wurden vollzogen und am
October publicirt. Man war allgemein betroffen
das Miniſterium, doch machte daſſelbe im ganzen
ı allſeitig günſtigen Eindruck, da die unbedingte
)tigkeit der einzelnen Cabinetsmitglieder für ihre
orts von niemand bezweifelt werden konnte. Ihre
önlichkeiten waren hochehrenwerth und allgemein
)tet, und trotz des ſcharfen conſervativen Charakters
neuen Cabinets konnte ſelbſt die Oppoſition den
ſo geläufigen Vorwurf der Reaction nicht erheben,
einer der neuernannten Miniſter in ſeinem Leben
ocirend antiliberal aufgetreten war. Man war
gezwungen, Thaten zu erwarten, um ein Urtheil
ilden und zu begründen, und es galt nun, dieſem
iſterium eine fruchtbare, alle Parteien ver-
)ende, große und gemeinnützige Arbeit zuzuweiſen.

Diese Arbeit begann denn auch unter der geistigen Führung Bacmeister's, mit dem ich seit langer Zeit auf dem Fuße freundschaftlicher Beziehungen stand, und ich war zu meiner Freude in der Lage, diesmal insbesondere mit dem Minister des Innern ohne Verstimmung und Mistrauen eifrig und nachdrücklich gemeinsam wirken zu können.

Die großen Erfolge, welche dieses Ministerium in der kurzen Zeit seiner Thätigkeit errang und welche die innern Zustände Hannovers immer sicherer und befriedigender hätten gestalten müssen, fielen indeß mit den verhängnißvollen Ereignissen zusammen, welche zu der großen Katastrophe von 1866 führten. Denn mit Abschluß des Jahres 1865 begann das große welterschütternde Drama, welches eine neue Phase der Weltgeschichte einzuleiten bestimmt war.

Nachwort.

Während des Erſcheinens der vorſtehenden Er-
ungsblätter in verſchiedenen Zeitſchriften haben
ben bereits, ehe ſie in ihrer Vollſtändigkeit dem
ikum vorgelegen, eine theilweiſe ſehr gehäſſige
k erfahren. Ich bin nicht geſonnen, darauf irgend-
zu reagiren, am allerwenigſten auf manche plumpe
niedrige Angriffe etwas zu erwidern, die ſich in
Augen desjenigen Publikums, für welches meine
eichnungen beſtimmt ſind, ſelbſt richten.

Ich habe das, was ich erlebt und gethan, ſoweit
ohne Verletzung der Pietät und der Rückſichten des
ſchen Anſtandes überhaupt möglich iſt, klar und
umenhängend erzählt. Das Urtheil darüber ſteht
t frei, und ich kann natürlich nicht erwarten, daß
tigen Kreiſe, welche zu jener Zeit zu meinen politi-
Gegnern gehörten, meine Handlungen billigen
loben ſollen. Mein Urtheil über Perſonen und

Verhältniſſe gehört mir und bin ich weit entfernt, daſſelbe für unfehlbar zu halten. Perſönlich nach irgendeiner Richtung hin zu verletzen, war nicht meine Abſicht, und ich glaube auch, bei nochmaliger Durchleſung der vorſtehenden Blätter, in dieſer Beziehung zu keinem Vorwurf Anlaß gegeben zu haben.

Thatſächliche Irrthümer, namentlich in Betreff von Vorgängen, welche vor meiner Zeit ſtattgehabt, mögen hier und da untergelaufen ſein; eine Berichtigung derſelben werde ich ſtets mit Intereſſe als eine nützliche Belehrung aufnehmen, ſofern ſie nachgewieſen iſt.

So iſt mir unter anderm zur Kenntniß gekommen, daß die in meiner Charakteriſtik des Königs Georg (S. 3) enthaltene Bemerkung, der ältere Doctor von Gräfe habe dem damaligen Kronprinzen in der unglücklich verlaufenen Operation den Sehnerv durchſchnitten, als thatſächlicher Irrthum bezeichnet worden iſt. Wer meine kurze Erwähnung dieſes Vorgangs geleſen, wird überzeugt ſein, daß dieſelbe durchaus nicht eine Verkleinerung des großen Augenarztes bezweckte. Der Doctor Ferdinand von Gräfe, der Vater des noch berühmtern Albrecht von Gräfe, iſt ſeit vierzig Jahren todt. Sein Ruf ſteht in den Kreiſen der Wiſſenſchaft unerſchütterlich feſt und könnte ſelbſt durch eine unglückliche Operation nicht verkleinert werden. Ich habe

Sache überhaupt nur deshalb erwähnt, um auf unheilvolle Verhängniß hinzuweisen, welches wäh-) seines ganzen Lebens bei allen wichtigen Gelegen- :n auf dem Haupte des Königs Georg V. ruhte. Ich nehme daher gern von der berichtigenden Er- ung des Herrn Dr. Neuber Act, welche in den ıtlichen Blättern erschienen ist und nach welcher letzte entscheidende Operation, zu welcher Dr. von se nach Hannover gerufen war, nicht von diesem, ern von dem Dr. Jäger vorgenommen sei. Der ;sch verhängnißvolle Zusammenhang zwischen dem : des großen Augenarztes und der Erfolglosigkeit der :ation des Kronprinzen wird ja durch jene Berich- ıg, wenn auch in anderer Weise, constatirt, indem Neuber besonders hervorhebt, daß der Schmerz den unglücklichen Ausgang Herrn von Gräfe für tödliche Krankheit besonders empfänglich gemacht . Das unheilvolle Verhängniß, welches dem un- lichen Könige anhaftete, zeigt sich also auch nach Darstellung des Herrn Dr. Neuber darin, daß der ın, welcher zur Rettung seines Augenlichtes her- eilt war, durch die schmerzliche Erschütterung über ıach seiner Ueberzeugung voraussichtlich hoffnungs- Ausgang des Versuches, den Keim des Todes in ufnahm. Der König selbst sprach stets mit größter

Anerkennung und Hochachtung von Herrn von Gräfe, und ich habe ſelbſt auf ſeinen Befehl einen Lehrer des Kronprinzen Ernſt Auguſt, der ſchwer an den Augen erkrankte und der Gefahr der Erblindung ausgeſetzt war, perſönlich zu dem Doctor Albrecht von Gräfe gebracht, in deſſen Klinik derſelbe längere Zeit auf Koſten des Königs behandelt und auch geheilt wurde.

Es iſt ebenfalls infolge einer beiläufigen Bemerkung in meinen Aufzeichnungen berichtigt worden, daß nicht der Graf von Borries, ſondern der Miniſter Stüve bereits 1848 das alte Verhältniß aufgehoben habe, nach welchem die hannoveriſchen Droſten und Amtshauptmänner ſtatt des Gehaltes die Nutznießung größerer Domänen erhielten. Dies iſt mir ſehr wohl bekannt, und meine Bemerkung an jener Stelle hatte nur den Sinn, daß die Veränderung der Verwaltung, welche durch die, unter Herrn von Borries vorgenommenen Verlegungen der Amtsſitze abgeſchloſſen wurde, zu mannichfacher Unzufriedenheit im Lande Veranlaſſung gegeben habe, was ich, um jedes Misverſtändniß der betreffenden Stellen auszuſchließen, nachträglich bemerke.

In weitere Discuſſionen werde ich nicht eintreten.

Ich habe es in dem Vorwort bereits ausgeſprochen, daß niemand, der die Pflicht erfüllt, ſeine politiſchen

ebnisse und Verhandlungen öffentlich darzulegen, im
ınde sei, sich zu völliger Objectivität zu erheben, so
: er auch danach streben mag. Dies gilt natürlich
h für mich. Ich habe meine Erinnerungen zusam-
ıgestellt, wie ich sie in mir trage; natürlich zeigen
die Farbe der Ueberzeugung, der ich in meinem
zen politischen Leben treu geblieben bin.

Die Aufgabe und Pflicht des spätern Geschicht-
eibers wird es sein, sie als historisches Material zu
fen, und wenn sie zur Vervollständigung eines treuen
lebensfarbigen Zeitbildes beizutragen im Stande
, so wird ihr Zweck erfüllt sein.

Wohldenberg, im Februar 1881.

O. Meding.

Berichtigung.

Seite 49, Zeile 5 v. o. statt: provisorische Regierung,
lies: preußische Regierung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

Neun Theile.

8. Geh. 31 M. Geb. (in 5 Bände) 36 M.

Der verstorbene Verfasser, Obergerichtsanwalt in Hannover und Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, veröffentlichte in diesem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Werke eine zusammenhängende Reihe culturhistorischer Gemälde, die in ihrer Gesammtheit das Zeitbild eines ganzen Jahrhunderts entrollen. Besonderes Interesse nehmen auch die meist nach seinen eigenen Erlebnissen mitgetheilten Illustrationen zur Geschichte des Welfenreichs in Anspruch.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Dieser neueste Roman des berühmten englischen Staatsmanns, eine pikante Mischung von Wahrheit und Dichtung, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in graziöser, geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der jüngsten Decennien bewegt worden ist. Die deutsche Uebertragung gibt die Feinheiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich fast ganz wie das Originalwerk liest.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Zweite Abtheilung.

Das Jahr 1866.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

240

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Zweite Abtheilung.

Das Jahr 1866.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1881.

Das Jahr 1866.

Von

Oskar Meding.

(Gregor Samarow.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1881.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Indem ich die zweite Abtheilung meiner Erinne-
gen der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich im
emeinen nur auf die Bemerkungen zurückzuweiſen,
he ich dem erſten Bande vorausſchickte.
Die nachfolgenden Aufzeichnungen ſtammen aus
r Zeit gewaltiger Bewegung und heißer Kämpfe.
s damals die Zeit bewegte und erfüllte in
htigem Ringen, das wird und ſoll in den Blättern
ner Erinnerungen deutlich und lebendig zu Tage
:n zur Feſtſtellung der hiſtoriſchen Wahrheit über
che Vorgänge, welche bisher nicht vollſtändig
: nicht richtig bekannt waren.
Alles aber, was jene Zeit an Erbitterung und
dlichem Zwieſpalt in ſich trug, das möge verſöhnt
den in der gemeinſamen nationalen Arbeit für
große neu geeinigte Vaterland. Dieſe Einigung
:ebten und erſehnten alle Gegner in jenen

Kämpfen — jeder auf ſeine Weiſe und nach ſeiner Ueberzeugung. Die Weltgeſchichte hat ihr Urtheil geſprochen — dieſem Urtheil ſich zu beugen iſt für Jeden Pflicht gegen das große Vaterland und Pflicht gegen ſich ſelbſt, und wenn dabei vieles Theuere verſank, ſo darf die Pietät wehmüthiger Erinnerung den klaren Blick für die Gegenwart nicht trüben, die Kraft der Arbeit für die Zukunft nicht lähmen.

So mögen denn auch meine Erinnerungen an ihrem geringen Theile dazu beitragen, die Sieger und die Beſiegten in jenen großen Kämpfen mit dem Geiſte des Friedens zu erfüllen — des Friedens, der ja das letzte und höchſte Ziel der ringenden Menſchheit auf Erden iſt.

Wohldenberg, im Mai 1881.

Oskar Meding.

Inhalt.

Seite

:wort V

I.

meiſter als Miniſter des Innern. — Die Reform der Gewerbegeſetzgebung. — Aufhebung des Zunftzwanges. — Zuſammenſetzung der Commiſſion zur Berathung des neuen Gewerbegeſetzes aus Vertretern der verſchiedenen Intereſſen und politiſchen Parteien. — Freundlicher perſönlicher Verkehr des Miniſters mit den Mitgliedern der Oppoſition. — Bürgermeiſter Miquel und Stadtſyndicus Albrecht. — Vollendung der Organiſation der Preßleitung und wirkſame Thätigkeit derſelben. — Verſtimmung der Bureaukratie. — Verbiſſenheit und Intriguen in bureaukratiſchen Kreiſen. — Funfzigjährige Gedenktage der auf dem Wiener Congreß mit der Krone Hannover vereinigten Provinzen. — Reiſe des Königs in das Wendland und nach Oſtfriesland. — Staatsrechtliche Erziehung des Kronprinzen. — Profeſſor Maxen. 1

Seite

II.

Schärfere Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich. — König Georg beschließt unbedingte Zurückhaltung. — Verstimmung des Königs und des Grafen Platen über die österreichische Politik. — Oesterreichische und preußische Werbungen um Hannover. — Das diplomatische Corps in Hannover. — Graf Ingelheim. — Prinz Ysenburg. — Graf Reiset. — Herr von Persiani. — Die englische Gesandtschaft. — Sir Charles Wyke. — Graf Quadt. — Herr von Middelburgh. — Diplomatische Bewegung. — Zur Vorbereitung in den entscheidenden Ereignissen. — Die Stellung Frankreichs. — Verhandlungen des Kaisers Napoleon und des französischen Ministeriums mit Preußen und Oesterreich. — Doppelspiel der französischen Politik. — Geheimer Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich vom 12. Juni 1866. — Zusammenkunft des Kaisers Napoleon und des Grafen Bismarck in Biarritz. — Die italienisch-preußische Allianz. — Drouyn de l'Huys über den Grafen Bismarck und dessen rückhaltslose Offenheit. — Französische Bedingungen für den bevorstehenden Krieg. — Die Entschädigung Hannovers von Preußen angeregt. — Der Kaiser Napoleon drängt zum Kriege. 30

III.

Erneutes Drängen der preußischen Regierung, die Beziehungen zu Hannover klar zu stellen. — Oesterreichische Propositionen. — Das wiener Cabinet will die Brigade Kalik und den General von Gablenz zur Verfügung Hannovers stellen. — Ablehnung dieser Propositionen von seiten des Königs Georg. — Einwirkung der englischen Diplomatie, um Hannover zum Anschluß an

Seite

Oesterreich zu bewegen. — Reise des Grafen Platen nach Berlin. Resultatloser Verlauf derselben. — Das Vermählungsproject des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prinzessin Friederike von Hannover. Verhängnißvolle Verzögerung desselben. — Meine Sendung nach Kassel, um den Kurfürsten von Hessen zu einer gemeinsamen Neutralität mit Hannover zu bestimmen. — Strömung am hessischen Hofe. — Besorgnisse des Ministers Abée. — Sendung des Grafen von Wimpffen nach Kassel und des Prinzen Karl Solms nach Hannover. — Erneute Bündnißanträge des Kaisers Franz Joseph. — Erneute Abweisung derselben durch den König. — Oesterreichischer Mibilmachungsantrag am Bunde. — Die Abstimmung Hannovers. — Preußens Austritt aus dem Bunde. — Preußische Sommation an Hannover 65

IV.

15. Juni 1866. — Der Beschluß des Gesammtministeriums über die preußische Sommation. — Antrag des Herrn von Bennigsen in der Zweiten Kammer. — Der Entwurf der Antwort auf die preußische Note. — Unterzeichnung desselben durch den König in Herrenhausen. — Deputation der Residenzstadt. — Preußische Kriegserklärung. — Abreise des Königs. — Ankunft in Göttingen. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarsches. — Aenderung in dem Armeecommando. — General Gebser, General von Tschirschnitz, General von Arentschildt, Oberst Dammers. — Abmarsch von Göttingen. — Sendung des Kanzlisten Duve und des Dr. Klopp, um die hessischen und bairischen Truppen

Seite

zur Vereinigung mit der hannoverischen Armee zu bewegen. — Planlose Märsche. — Uebertritt der Armee auf preußisches Gebiet bei Heiligenstadt. — Ankunft vor Langensalza 104

V.

Hauptmann von Zielberg als Parlamentär des Herzogs von Sachsen-Koburg. — Anerbieten des Herzogs zur Vermittelung. — Sendung des Majors von Jacobi an den Herzog. — Vormarsch auf Eisenach. — Verhandlungen des Herzogs von Sachsen-Koburg mit dem Major von Jacobi. — Hauptquartier zu Langensalza. — Erscheinen des russischen Gesandten Herrn von Persiani im Hauptquartier. — Wiederabreise desselben. — Generaladjutant Oberst Dammers nach Gotha gesendet. — Telegramm des Grafen Bismarck an den Herzog von Koburg dem Könige gesendet. — Antwort des Königs. — Einnahme von Eisenach durch die Avantgarde. — Rückzug der Brigade aus dem Gefecht auf ein Telegramm des Majors von Jacobi. — Stockung des Vormarsches. — Preußische Besetzung von Eisenach. — Hauptquartier Großbehringen. — — Der Generaladjutant von Alvensleben im Auftrag des Königs von Preußen. — Waffenstillstand. — Verhängnißvolle Misverständnisse über den Waffenstillstand. — Letztes preußisches Ultimatum durch den Obersten von Döring überbracht. — Preußischer Angriff durch den General Flies. — Schlacht bei Langensalza. — Kriegsrath nach derselben. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarsches nach Gotha. — Capitulation der Armee. — Der König beschließt, nach Wien zu

Seite

gehen. Verzögerung der Reise durch eine Etikettenfrage. — Der König nimmt seinen Aufenthalt auf dem Schlosse Fröhlich Wiederkunft. — Meine Abreise nach Linz, um mit dem Grafen Platen den König dort zu erwarten 154

VI.

e über Suhl und Regensburg nach Linz. — Die baierische Armee. — Siegeshoffnung der österreichischen Bevölkerung. — Zögerung des Königs mit seiner Abreise. — Die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz. — Unsere Abreise nach Wien. — Pessimistische Stimmung in Wien. — Spionenriecherei. — Audienz des Grafen Platen bei dem Kaiser Franz Joseph. — Muth und Fassung des Kaisers. — Bemühungen des Grafen Münster, den König von der Reise nach Wien abzuhalten und zum Frieden mit Preußen zu bestimmen. — Sendung des Grafen Bremer nach Wien. — Brief des Königs an den Grafen Platen. — Antwort des Grafen Platen. — Der König entschließt sich zur Abreise. — Inzwischen erfolgte Veränderung der Situation in Wien. — Ankunft des Königs. — Zurückhaltung der österreichischen Politik 197

VII.

lung des Königs zu Oesterreich. — Thätigkeit zur Vertretung der Interessen des Welfenhauses. — Stellung der europäischen Höfe zur hannoverischen Frage. — Die hannoverischen Beziehungen zu England. — Der Welfenorden. — Prinzeß Mary von Cambridge und der Herzog von Teck. — Vergeblicher Versuch, England zu einer Intervention zu Gunsten des Königs

Seite

zu bestimmen. — Die Reise des Herrn von Beust nach Paris. — Erhaltung Sachsens. — Herr von Beust der österreichische Zukunftsminister. — Der Staatsrath Klindworth, seine Vergangenheit, sein Einfluß. — Sendung des Generals von dem Knesebeck an den Kaiser Alexander II. — Stellung Rußlands. — Theilnahme des Kaisers für den König. — Sendung des Generals von Manteuffel nach Petersburg. — Brief des Königs Georg an den König von Preußen nach Nikolsburg. — Verweigerung der Annahme desselben. — Finanzielle Lage des Königs. — Vorschlag des Kaisers von Rußland, dem Kronprinzen Ernst August Braunschweig zu sichern gegen den Verzicht auf Hannover. — Bestimmte Ablehnung dieses Vorschlags. — Pläne, die Annexion von Hannover durch die Abdankung des Königs abzuwenden. — Graf Münster. — Bereitwilligkeit des Königs, abzudanken. — Sendung des Freiherrn von Hodenberg nach Berlin, um die Stellung der preußischen Regierung klarzustellen. — Bericht des Herrn von Hodenberg über seine Unterredung mit dem Grafen Bismarck 242

VIII.

Entschluß des Königs Georg über seine Haltung der Annexion gegenüber. — Entscheidung desselben für die Fortsetzung des Kampfes um seine Rechte. — Die braunschweigische Erbfolge. — Meine persönliche Stellung in der Krisis jener Zeit und mein Entschluß. — Die politische Lage Deutschlands und Europas. — Die Möglichkeiten der Zukunft. — Napoleon's Groll und die Nothwendigkeit eines künftigen Krieges zwischen

Seite

rankreich und Preußen. — Plan für die Action des önigs in dem bevorstehenden Kampfe. — Herstellung ner eigenen diplomatischen und militärischen Thätig- it. — Verbindung mit der demokratischen Idee zur räftigung des legitimen Rechts 285

IX.

htung des Königs zu dauerndem Aufenthalt in Oester- ch. — Die Villa Braunschweig in Hietzing. — Der f und die Umgebung des Königs in Hietzing. — ie Königin auf der Marienburg. — Sendung der au von Knesebeck nach der Marienburg, um die inzessin Friederike nach Hietzing zu geleiten. — Kleine ntriguen und Damenpolitik. — Graf Alfred Wedel ernimmt die Leitung des Hofhalts, der frühere Le- tionskanzlist Elster die Finanzgeschäfte. — Die Prin- sin Friederike kommt nach Hietzing in Begleitung der au von Heimbruch. — Der Feldmarschallieutenant eiherr von Reischach. — Andeutungen über den unsch des österreichischen Hofes, daß der König nach nglaud gehen möge. — Entschluß des Königs, in ien zu bleiben. — Abschied des Königs Johann von achsen vom König Georg. — Der König als Chef s preußischen Regiments der Zietenhusaren. — Herr n Beust wird österreichischer Minister des kaiserlichen uses und des Aeußern. Die Schwierigkeiten seiner ufgabe. Seine Stellung dem altösterreichischen Adel nd dem katholischen Klerus gegenüber. — Die öster- chische Bureaukratie. — Herr von Beust und König eorg. — Erweiterung der Umgebung des Königs. — uptmann von Düring, der letzte hannoverische Trup-

Seite

pencommandant im Felde. — Der letzte Vermittelungsversuch durch die Königin-Witwe Elisabeth von Preußen 314

X.

Die diplomatische und militärische Frage nach der Annexion. — Abberufung der hannoverischen Gesandten. — Die Consulate. — Die englische Regierung übernimmt die Vermittelung zur Regelung der Vermögensangelegenheiten des Welfenhauses. — Rechtsverhältnisse und Schwierigkeiten der Regulirung. — Der König weist die Pfandnahme der nach England geführten Staatsgelder zurück. — Die Verhältnisse der hannoverischen Armee. — Die Frage der Entbindung vom Fahneneide. — Verhandlungen darüber mit der preußischen Regierung durch eine Commission von hannoverischen Offizieren. — Gründe des Königs, die generelle Entbindung vom Fahneneide zu verweigern und nur den einzelnen Offizieren den Abschied zu ertheilen. — Erklärung darüber an die englische Regierung und an die hannoverischen Offiziere. — Eine Anzahl derselben stellt sich dem Könige zur Verfügung. — Bestimmung des Königs hierüber. — Die geheimen Comités in Hannover und Organisation des Widerstandes. — Protest des Königs vor den europäischen Mächten und Proclamation an die Hannoveraner. — Falsche Maßregeln der untern preußischen Behörden. — Polizei. — Die Bureaukratie in partibus in Hietzing. — Bestimmung des Königs über meine Mission nach Paris 346

I.

ıeiſter als Miniſter des Innern. — Die Reform der Ge-
:geſetzgebung. — Aufhebung des Zunftzwanges. — Zu-
enſetzung der Commiſſion zur Berathung des neuen Ge-
:geſetzes aus Vertretern der verſchiedenen Intereſſen und
ſchen Parteien. — Freundlicher perſönlicher Verkehr des
ſters mit den Mitgliedern der Oppoſition. — Bürger-
:r Miquel und Stadtſyndicus Albrecht. — Vollendung der
niſation der Preßleitung und wirkſame Thätigkeit der-
ı. — Verſtimmung der Bureaukratie. — Verbiſſenheit und
gueu in bureaukratiſchen Kreiſen. — Funfzigjährige Ge-
ıge der auf dem Wiener Congreß mit der Krone Hanno-
ereinigten Provinzen. — Reiſe des Königs in das Wend-
und nach Oſtfriesland. — Staatsrechtliche Erziehung des
Kronprinzen. — Profeſſor Maxen.

Der Winter 1865 begann unter günſtigen Auſpi-
für die innern Verhältniſſe und unter ſcheinbarer
rer Ruhe, ſodaß man glauben konnte, es werde
eine Aera glücklicher und fruchtbringender Ent-
ılung für Hannover anbrechen.

Das Ministerium war in sich einig und besaß, soweit das überhaupt bei dem Charakter des Königs, der stets so eifersüchtig über seine monarchische Autorität wachte, nur immer möglich war, das volle Vertrauen des Königs. Die leitende Kraft des neugebildeten Cabinets war Bacmeister, der Minister des Innern. Sein weitumfassender Geist gab ihm große politische Gesichtspunkte, seine allseitige, feine und gründliche Bildung ließ ihn diese Gesichtspunkte zu systematischer Ordnung zusammenfassen, und seine lange Erfahrung in der praktischen Beamtencarrière lieferte ihm die Mittel zur Ausführung seiner Pläne und zur Ueberwindung der bureaukratischen Schwierigkeiten. Seine hohe geistige Ueberlegenheit, der eine seltene Beherrschung der Sprache und des Ausdrucks zur Seite stand, sowie sein fester Charakter, der bei aller klugen Zurückhaltung doch stets wahr und aufrichtig blieb und nie vom gegebenen Worte wich, sicherten ihm die vollkommenste Herrschaft über den Grafen Platen, der Bacmeister's hervorragende Eigenschaften um so mehr bewunderte, je weniger er davon besaß, und der, wie er selbst häufig sagte, sich stets sous le charme seines Collegen befand. Die Minister Dietrichs und Leonhardt wollten nichts weiter sein als Chefs ihrer Ressorts, deren Leitung sie mit meisterhafter Sicherheit

rten; Herr von Hodenberg war so viel jünger als
f Platen und Bacmeister, daß er sich diesen willig
rordnete und sich darauf beschränkte, mit vorsich-
r und sicherer Hand die noch immer fortdauernde
wirrung auf kirchlichem Gebiete — eine Folge der
echismusbewegung — allmählich zu ordnen. Bac-
ter selbst, ein Mann von den liebenswürdigsten
men, ließ seine Collegen niemals seine Ueberlegen-
fühlen und war gerade dadurch seiner unbestrit-
n Führung um so sicherer.

So war denn seit lange, und seit meinem Eintritt
en hannoverischen Dienst zum ersten mal, ein völlig
ogenes und einiges Ministerium vorhanden, das
unten hinab alle bureaukratischen Intriguen un-
lich machte und nach oben, dem Könige gegenüber,
rn Rückhalt hatte. Bacmeister begriff den Charak-
des Königs vollkommen und hatte auch sympathi-
s Verständniß für denselben. Er war strenger
alist, nach seiner Ueberzeugung bedurfte jedes Staats-
n einer mächtigen monarchischen Concentration, und
sprach er es aus, daß der schlimmste Fehler eines
enskräftigen Herrschers weniger Schaden anrichte
leichter zu verbessern sei als die schwankende Un-
rheit, welche der Wettkampf zwischen bureaukrati-
n und parlamentarischem Eigensinn in dem mo-

bernen constitutionellen Staat entstehen lasse. Dabei aber war er mit klarem Blick den Bedürfnissen der neuen Zeitentwickelung zugewendet; er erkannte die Nothwendigkeit freisinnigen Fortschreitens auf allen Gebieten des politischen Lebens und war stets bereit, nothwendige Reformen ebenso furchtlos als fest anzugreifen.

Eins der wichtigsten und dringendsten Reformbedürfnisse trat ihm nun auf dem nationalökonomischen Gebiete in den Gewerbeverhältnissen des Königreichs Hannover entgegen. Es bestand noch fast völlig unverändert, wie ein Stück starrer Vergangenheit in die neue Zeit hineinragend, die alte Zunftverfassung mit all ihrem einengenden Zwang, der freilich dem Handwerk einen sichern festen Boden gab, aber zugleich jede freie Bewegung in lähmender Weise einengte. Hier that Abhülfe noth und die wirthschaftliche Gesundheit des öffentlichen Lebens erheischte dringend eine Aenderung.

Auf der andern Seite mußten diese Verhältnisse mit ungemein vorsichtiger Hand angefaßt werden, denn die Zünfte bildeten den Kern des ganzen hannoverischen Bürgerthums, das bürgerliche Handwerk aber war zugleich politisch die festeste Stütze der Regierung und der monarchischen Ordnung, und gerade durch die

ganiſation der Zünfte war es zu verhindern mög-
, daß die Kreiſe der kleinern Bürger vollſtändig
liberalen Agitation in die Hände fielen. Es konnte
r — und dies lag auch den rein wirthſchaftlichen
rzeugungen des Miniſters fern — nicht daran ge-
t werden, eine vollſtändige Gewerbefreiheit nach
liberalen Schablone einzuführen. Die Aufgabe
te vielmehr ſein, die Zünfte in ihren geſunden
tenzbedingungen zu erhalten und zu kräftigen, da-
n aber die ſtarren Feſſeln zu löſen, in welche ſie
er das gewerbliche Leben eingeengt hatte, und die
glichkeit eines Gewerbebetriebes auch außerhalb der
ſte herzuſtellen.

Der Miniſter beſprach mit mir ſehr eingehend die
elegenheit, und ich konnte nach allen Richtungen mit
ter Ueberzeugung ſowol ſeine Ziele als die Wege,
er zur Erreichung derſelben einſchlug, nur durch-
billigen und ihm dabei meine rückhaltloſeſte Unter-
ung zur Verfügung ſtellen. Ich hatte auch bei
r Gelegenheit wieder Veranlaſſung, Bacmeiſter's
en politiſchen Blick ebenſo zu bewundern als ſeine
in die kleinſten Details eingehende Geſchäftskennt-
und die Feinheit und gewandte Sicherheit, mit
her er Perſonen und Verhältniſſe zur Erreichung
r Ziele zu behandeln verſtand.

Es kam zunächſt darauf an, den König zur Genehmigung der von ihm beabſichtigten Reform zu beſtimmen, und um dahin zu gelangen, ſchlug Bacmeiſter den ganz entgegengeſetzten Weg ein, als dies Herr von Hammerſtein gethan hatte. Er ſtellte dem Könige die beabſichtigte Aenderung der Gewerbegeſetzgebung nicht als eine gleichgültige und nicht nur äußerliche Maßregel dar, wie dies Herr von Hammerſtein mit ſeinem Wahlgeſetze gethan hatte, ſondern er erklärte ſogleich bei der erſten Anregung ſeines Planes, daß es ſich um eine tiefeingreifende, das ganze wirthſchaftliche Leben des Landes berührende Maßregel handle, und bat den König, derſelben ſeine höchſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden und die einſchlagenden Fragen nach allen Seiten auf das unparteiiſchſte und ſorgfältigſte prüfen zu laſſen. Er wies auf das dem Könige ſo nahe liegende und ſo klar verſtändliche Beiſpiel Englands hin, wo die Zünfte und Gilden in freier Selbſtthätigkeit aus eigener Kraft blühen und mächtig ſind, obgleich ihnen kein das ſämmtliche gewerbliche Leben lähmender Zwang zur Seite ſteht. An vielen Beiſpielen führte er die Verderblichkeit eines ſolchen Zwanges in Hannover aus, und der König ſchloß ſich nach ernſter Prüfung den Gründen des Miniſters durchaus an.

Um nun nach allen Seiten gerecht zu ſein und

ol die Intereſſen der bisher privilegirten zünftigen
verbe als diejenigen des allgemeinen wirthſchaft-
en Lebens vollkommen zu würdigen, ſchlug der Mini-
die Zuſammenſetzung einer vorberathenden Com-
ſion vor, in welcher alle verſchiedenen Anſichten und
:ereſſen Vertretung finden ſollten. Denn wenn die
:treter aller ſo verſchiedenen Standpunkte, nament-
auch Vertreter der ſtändiſchen Oppoſition, an der
rcharbeitung der neuen Geſetzgebung nicht theilge-
nmen haben würden, ſo wäre gar keine Ausſicht vor-
ıden geweſen, ein betreffendes Geſetz in der Kam-
: zur Annahme zu bringen.

Mit großem Geſchick wählte der Miniſter die Mit-
der dieſer Commiſſion aus. Es wurden in die-
e auch der inzwiſchen zum Bürgermeiſter von Osna-
ck gewählte Miquel und der hannoveriſche Stadt-
dicus Albrecht, zwei ſehr entſchiedene Oppoſitions-
glieder, aufgenommen.

Die Zünfte ihrerſeits thaten alles Mögliche, um
beabſichtigte Reform zu verhindern. Sie wende-
ſich in Petitionen an den König und fanden in
ı Hofkreiſen Vertreter, welche das ganze Reform-
rk als einen gefährlichen Eingriff in die conſerva-
e Staats- und Geſellſchaftsordnung darzuſtellen ge-
gt waren.

Der König, den ich unausgesetzt über die öffentliche Stimmung unterrichtete, blieb fest.

Bacmeister selbst befürwortete die Aufnahme zweier zünftiger Handwerksmeister in die Commission zur Berathung des Gewerbegesetzes, und obgleich die Verschiedenheit der Meinungen und Interessen in dieser Commission dadurch noch bunter wurde, so gelang es doch der geschickten und energischen Leitung des Ministers, alle diese so heterogenen Elemente in der Zustimmung zu seinen Principien und auch zu den von ihm vorgeschlagenen formellen Bestimmungen zu vereinigen.

Es kam ein Gesetzentwurf zu Stande, welcher den Zunftzwang aufhob, dagegen aber den Zünften, indem er ihnen einerseits die freie Concurrenz entgegenstellte, andererseits in ihren Ehrenrechten, in der Vertretung des Handwerks, in den Kranken-, Witwen- und Unterstützungskassen und den gewerblichen Bildungsanstalten, die in ihre Hand gelegt wurden, eine so mächtige Anziehungskraft gab, daß jeder einzelne immerhin den Drang fühlen mußte, sich den Zünften anzuschließen. Der auf diese Weise zu Stande gekommene Gesetzentwurf, an welchem der König trotz immer und immer wieder versuchter Einwirkungen festhielt, wurde denn auch von den Ständen angenommen und wäre, wenn

› ſchnell hereinbrechende Kataſtrophe nicht das
reich Hannover unter dem Zuſammenſturze des
chen Bundeslebens begraben hätte, für lange
ationen hin ein ſegensreiches Denkmal der ſtaats-
ſchen Thätigkeit des Miniſters Bacmeiſter ge-
ı.

ie dieſer in der einen ſpeciellen Frage die ver-
nſten und bisher ſich ſo feindlich gegenüber-
›en Elemente zu gemeinnütziger und fruchtbarer
ɜkeit vereinigt hatte, ſo war er auch im allge-
ı politiſchen Leben mit Erfolg beſtrebt, die ſcharfe
:häſſige Erbitterung verſchwinden zu laſſen, welche
die politiſchen Parteien und insbeſondere die
cung und die parlamentariſche Oppoſition von-
›er getrennt hatte.

acmeiſter hatte, wie früher ſchon erwähnt, das
terium des Innern nur unter der Bedingung
›mmen, daß der König ihm jederzeit ſeine Ent-
g geben würde, wenn er fühlen ſollte, daß ſeine
›dheit den Anſtrengungen ſeiner Amtsthätigkeit
nehr gewachſen ſei. Er mochte dabei, obwol ſeine
›dheit zart und ſchwankend war, wol den Hinter-
ken gehabt haben, ſich den Rückzug offen zu halten,
er nicht im Stande ſein ſollte, ſeine Ideen zur
›führung zu bringen. Infolge dieſes Vorbehalts

hatte er auch ſeine Familie noch nicht nach Hannover kommen laſſen und lebte in einer proviſoriſchen Wohnung als Garçon. Er konnte daher in ſeinem Hauſe noch keinen geſelligen Mittelpunkt für den Ideenaustauſch und die perſönliche Annäherung der verſchiedenen Parteien bilden, obwol er mit mir die Wichtigkeit eines derartigen Mittelpunktes, der bisher in Hannover vollſtändig gefehlt hatte, durchaus anerkannte. Indeſſen that er in dieſer Beziehung dennoch das Mögliche, und ſeine Bemühungen hatten auch den ausgezeichnetſten Erfolg.

Ich erinnere mich, bei den Diners, die er im Britiſh-Hotel zu geben pflegte, die lebhafteſten politiſchen Gegner verſammelt und auch den Grafen Borries im freundlichen Verkehre mit den Mitgliedern der Oppoſition geſehen zu haben, denen er früher nur in erbitterten parlamentariſchen Kämpfen gegenübergeſtanden hatte. Aber auch im täglichen Verkehre war Bacmeiſter für die Ausgleichung der politiſchen Gegenſätze thätig. Der Miniſter pflegte, da er eben als Garçon lebte, häufig den Abend in einem beſonders für ihn reſervirten Zimmer des damals ſehr eleganten und beſuchten Armſter'ſchen Reſtaurants zuzubringen, wohin ich ihn faſt regelmäßig begleitete.

Der Miniſter ließ nun die Führer der Oppoſition,

ndere Miquel und Albrecht, wiſſen, daß es ihm
hm wäre, wenn er dort am Abend mit ihnen
nenträfe, und ich führte ebenſo häufig diejenigen
ien, mit welchen der Miniſter zu verkehren
te, in das reſervirte Zimmer.

s entwickelte ſich dort ein ungemein anregen-
id intereſſanter Verkehr, bei welchem die bis-
o ſchroff voneinander geſchiedenen Perſönlich-
aus den verſchiedenen politiſchen Parteien ſich
und auch anerkennen lernten, und bei welchem
iſter ſelbſt durch ſeine hinreißende Liebenswürdig-
id ſeine große geiſtige Ueberlegenheit alles be-
te.

ieſe ungezwungenen Abendzuſammenkünfte gehören
i meinen angenehmſten und lehrreichſten Erinne-
n, und ſie trugen weſentlich dazu bei, aus den
chen Parteikämpfen alle Bitterkeit und perſön-
Gehäſſigkeit zu entfernen. Hier hatte ich beſon-
Gelegenheit, Miquel und Albrecht näher kennen
hätzen zu lernen. Miquel, der damalige Bürger-
r von Osnabrück, war auch äußerlich eine über-
ntereſſante Erſcheinung. Sein bleiches und etwas
iches Geſicht war von Geiſt durchleuchtet, ſeine
blickenden dunkeln Augen ſprühten von Feuer und
i und ſchienen, wenn man ſich mit ihm unterhielt,

die Gedanken, bevor man sie in Worte gekleidet, schon erfaßt zu haben. Er besaß ein außerordentlich ausgedehntes, dabei ebenso tiefes und gründliches Wissen auf allen Gebieten, und trotz seiner berufsmäßigen Beschäftigung mit der Jurisprudenz, welche so häufig alles geistige Leben zu absorbiren pflegt, verfolgte er mit dem lebhaftesten Eifer auch die weiten Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Dabei besaß er die angenehmsten Formen der besten Gesellschaft und die Unterhaltung mit ihm war ebenso erfreulich und wohlthuend als anregend und belehrend. Er war im eminentesten Sinne das, was man einen Realpolitiker nennt, und weit entfernt von liberaler Einseitigkeit. Bacmeister hatte den lebhaften Wunsch, ihn in die Regierung zu ziehen; er sprach oft mit mir darüber, und ich bin überzeugt, daß auch der König, wenn er Miquel persönlich kennen gelernt hätte, nicht nur Gefallen an ihm gefunden, sondern auch Vertrauen zu ihm gefaßt haben würde. Denn Miquel war ein Mann, der seiner ganzen Natur nach nicht danach strebte, die Autorität zu untergraben; er würde sie kräftig und nachdrücklich zur Ausführung seiner freisinnigen Ideen gehandhabt haben, welche durchaus nicht überall mit der landläufigen liberalen Schablone übereinstimmen.

Weniger genial als Miquel, stand der Stadtsyndi-

brecht mehr auf dem Boden der engern hanno-
n Verhältnisse; aber auch er besaß einen klar
arf blickenden Geist, große Rechtlichkeit und Un-
chkeit, und gerade ihm gegenüber war die per-
Annäherung an den Leiter der Regierung von
Wichtigkeit, da er durch dieselbe von vielen in
itischen Parteiisolirung vorgefaßten Meinungen
ebracht wurde.

r Verkehr in diesem vertraulichen Kreise, welcher
ungezwungenster geselliger Heiterkeit um den
r bildete, war von hoher politischer Bedeutung
ıb Bacmeister einen größern Einfluß, als ihn
ein Minister vor ihm und selbst der Graf
s in der Periode seiner unbestrittenen Herrschaft
e Majorität der Zweiten Kammer ausgeübt hatte.
e Kreise des verbissenen Liberalismus, denen es
n die Opposition quand même zu thun war,
ı darüber freilich sehr verstimmt. Sie misgönn-
n Minister den großen Erfolg, den er durch die
ı der Gewerbegesetzgebung, welche Herr von
erstein gar nicht anzurühren gewagt, fast spie-
rungen hatte, indem er ein nach allen Richtun-
friedigendes und von den Führern der Oppo-
mit vertheidigtes Gesetz zu Stande gebracht

Man ſtreute dann böswillig das Gerücht aus, die Vollziehung des Gewerbegeſetzes durch den König werde endlich doch dieſelben Schwierigkeiten finden wie diejenige der Wahlgeſetz-Novelle unter dem frühern Miniſterium. Auch die bureaukratiſchen Kreiſe unterſtützten bereitwillig ſolche leiſe geflüſterte Gerüchte, da ſie in Bacmeiſter trotz ſeiner feinen Form einen noch ſchärfern und ſtrengern Meiſter fanden als in dem Grafen Borries, und alle ihre kleinen, eigenſinnigen Intriguen ſogleich erkannt und zerſtört ſahen.

Dieſe peſſimiſtiſchen Vorherſagungen zerfielen ſelbſtverſtändlich bald, da der König keinen Augenblick zögerte, das neue Gewerbegeſetz zu vollziehen. Er hatte daſſelbe ja vom erſten Augenblicke an als eine hochwichtige und tiefeinſchneidende Reform erkannt; er hatte die commiſſariſche wie auch die ſtändiſche Berathung über daſſelbe auf das eingehendſte verfolgen laſſen und ſowol den maßgebenden Grundſätzen des Geſetzes als den einzelnen Beſtimmungen deſſelben aus voller und freier Ueberzeugung ſeine Zuſtimmung gegeben. Bacmeiſter hatte in einer ungemein kurzen Zeit eine der wichtigſten Fragen des hannoveriſchen Staatslebens gelöſt und den Boden zu neuer Entwickelung des wirthſchaftlichen Lebens im Königreiche Hannover geſchaffen.

Beſonders peinlich empfand Herr von Bennigſen

Erfolge des Miniſters des Innern, welche ihm
Boden perſönlicher Angriffe entzogen, während er
fühlte, daß ein Mann wie Bacmeiſter ihm ein
gefährlicherer Gegner war als Graf Borries;
ebrohte die immer markanter hervortretende Stel-
Miquel's in ſehr bedenklicher Weiſe die bisherige
herrſchaft des Präſidenten des Nationalvereins
ie parlamentariſche Oppoſition.
iquel beſaß im hohen Grade die poſitive Kraft
ſchöpferiſcher Gedanken, welche Herrn von Bennig-
ging. Ohne die Kataſtrophe von 1866 hätte es
fehlen können, daß Miquel binnen kurzer Zeit
rlamentariſche Führung übernommen und Herrn
ennigſen in die zweite Stelle zurückgedrängt oder
h eklipſirt hätte. Bemühte man ſich auch äußer-
ieſe Verhältniſſe zu verdecken, ſo war doch das
ıa in der liberalen Partei deutlich wahr-
ar.
e von dem überzeugungstreuen Dr. Eichholz
e „Zeitung für Norddeutſchland" ſchlug einen
ich andern Ton an und die hämiſchen, verdäch-
n Ausfälle gegen die Regierung fanden nur
n „Hannoverſchen Courier", dem Organ der nie-
ocale, einen Platz.
ch mit dem Grafen Platen ſtand Bacmeiſter in

dem vortrefflichſten Verkehr. Er ſuchte und bedurfte deſſen Vermittelung, der Graf Platen während des vorigen Miniſteriums ſo gern den Schein herablaſſender Protection gegeben hatte, nicht, da er das Vertrauen des Königs beſaß und völlig auf eigenen Füßen ſtand. Daneben imponirte Bacmeiſter's geiſtige Ueberlegenheit, die er dennoch niemals fühlen ließ, dem Grafen Platen fortdauernd, und dieſer zog ihn auch in den auswärtigen Angelegenheiten ſtets zu Rathe, freilich ohne ſeine Meinung ſo zu befolgen, wie es für das Wohl Hannovers wünſchenswerth geweſen wäre.

Zum erſten mal, ſeit ich in den hannoveriſchen Dienſt getreten, beſtand zu jener Zeit dauernd eine ungetrübte Einigkeit in dem Miniſterium, ebenſo wie zwiſchen dem Könige und ſeinen Miniſtern das vollſtändige und offene Vertrauen ohne Unterbrechung herrſchte, und unter dieſen Verhältniſſen entwickelte ſich auch meine unmittelbare Dienſtthätigkeit, die Leitung der Preſſe und der öffentlichen Meinung, immer erfreulicher und fruchtbarer.

Die „Neue Hannoveriſche Zeitung", der officielle Staatsanzeiger, ſprach, ſo oft es nöthig war, mit voller anerkannter Autorität und ohne jemals in irgendwelche Polemik einzugehen, die Anſichten der Regierung, über welche das geſammte Miniſterium einig war, aus.

)ie „Nordſee-Zeitung", das von der Regierung ge-
: und geführte, aber in ſeiner unmittelbaren Re-
n unabhängige Blatt, erhob ſich zu einem be-
men, namentlich auch im Auslande anerkannten
)eachteten Organ. Die tüchtigen und wohlunter-
:en Correſpondenten und Mitarbeiter — zu denen
andern in Wien der damalige Redacteur der
ner Zeitung", ſpätere Geheimrath von Teſchen-
gehörte — ſchafften dem Blatte einen reichen und
ſſanten Inhalt, und ich ſetzte daſſelbe ſtets in die
von der Höhe wirklich politiſcher und ſtaatsrecht-
Sachkenntniß herab über die Tagesfragen ur-
ı zu können.

)ie kleine Provinzialpreſſe verbreitete die An-
ıngen und Gründe der Regierung wie einen feinen
ı über das Land, und meine Correſpondenten in
uropäiſchen Hauptſtädten hielten mich durch ihre
ufenden ausführlichen Berichte über die dort
hende Stimmung unterrichtet, indem ſie zugleich
meinen Inſtructionen ihre Correſpondenzen, ohne
Spur der hannoveriſchen Inſpiration, den ver-
:nſten großen Zeitungen zugehen ließen.

ie täglichen Zeitungsauszüge für den König und
Miniſter wurden mit einer ſtets ſteigenden Präci-
ınd Schnelligkeit angefertigt und ſetzten alle Mit-

glieder der Regierung in den Stand, mit kleiner Mühe und geringem Zeitaufwand jederzeit auf der Höhe der öffentlichen Meinung zu stehen.

Auch zog ich die Wissenschaft und Kunst in den Bereich der Thätigkeit meines Bureau. Ich ließ in jeder Woche einen ausführlichen Bericht über die neuesten Erscheinungen auf diesen Gebieten anfertigen, der besonders bei Ihrer Majestät der Königin lebhaftes Interesse erregte. Da ich auch die verschiedenen Witzblätter für besonders bemerkenswerthe Organe der öffentlichen Tagesmeinung erachtete, so ließ ich durch ein besonderes typographisches Verfahren, welches unmittelbare Abdrücke von den Blättern selbst ermöglichte, aus allen Witzblättern Deutschlands, Englands und Frankreichs in jeder Woche die besten Bilder und die geistreichsten Bemerkungen auf einem Bogen zusammenstellen, eine Sammlung von hohem Interesse, welche besonders den König ungemein amusirte und von der ich heute noch einen Theil besitze, der gewissermaßen ein Bouquet der pikantesten Blüten bildet, welche die satirische Kritik der Zeitereignisse in diesen Tagen trieb. Es war in dieser Beziehung so ziemlich alles erreicht, was mir als Ziel einer richtig organisirten Preßleitung vorgeschwebt hatte. Die Regierung war stets wahrheitsgetreu, ausführlich und schnell über

ıtereſſen und Anſichten der verſchiedenen Cabi-
ıd politiſchen Parteien unterrichtet, wie ſich die-
in den Organen der öffentlichen Meinung ab-
en, und umgekehrt drang der leitende Gedanke
egierung einheitlich und gleichzeitig nach den
denſten Richtungen, klar entwickelt und ausführ-
ɔtivirt, in die Oeffentlichkeit.

e kleinere Bureaukratie freilich wurde über eine
Preßleitung täglich mehr erbittert, da dieſelbe
re Intriguen aufrollte und alle Dunkelheiten er-
ıd zerſtreute. Der zähe bureaukratiſche Wider-
machte ſich beſonders in Betreff der gleichmäßigen
ilung der Regierungsdruckarbeiten geltend. Es
eſtimmt worden, daß dieſe Vertheilung in jedem
nach meinem Vorſchlage von dem Geſammt-
rium vorgenommen werden ſollte, doch waren
hwierigkeiten und Verzögerungen in der Auf-
ɔ der Verzeichniſſe der bei den einzelnen Be-
zur Vergebung kommenden Druckarbeiten faſt
windlich, und es wurde endlich einem der tüch-
Rechnungsbeamten, dem Commiſſar Sengſtock,
ɔllmacht ertheilt, ſich die betreffenden Acten in
Bureaux der Regierung vorlegen zu laſſen, um
ten anzufertigen.

ɔtz des Eifers und der Geſchäftskenntniß dieſes

Beamten war doch der Widerstand der bureaukratischen Kreise so groß, daß derselbe bei Ausbruch des Krieges von 1866 sein Commissorium noch nicht hatte vollständig durchführen können.

Daneben wurden die Vorarbeiten für die Ausführung der mit der Reuter'schen Telegraphencompagnie in London getroffenen Abmachungen eifrig weiter geführt. Das submarine Kabel von Hull nach Emden sollte im Anfange des Sommers 1866 gelegt werden. Es kam darauf an, die in Aussicht genommenen Verhandlungen mit den verschiedenen deutschen Regierungen zur Begünstigung des Reuter'schen Telegraphenverkehrs in Angriff zu nehmen, und daraus erwuchsen mir zahlreiche neue Arbeiten, die indessen ebenso interessant waren, als sie mir im Hinblick auf den großen zu erreichenden Zweck Freude und Befriedigung verursachten.

Von der Verbissenheit, welche in den bureaukratischen Kreisen herrschte und aus welcher die Agitation des Nationalvereins fortwährend Nahrung zog, möge hier nur ein besonders eigenthümliches Beispiel angeführt werden.

In der berliner „Kreuzzeitung" erschien eine kleine Correspondenz aus Hannover, in welcher über eine kleine kirchliche Feier bei Gelegenheit irgendeines Familienereignisses im königlichen Hause berichtet und

anderm der Bibeltext der bei dieſer Gelegenheit
tenen Predigt citirt wurde. Man hatte die citirte
ſtelle nachgeſchlagen, und in derſelben hieß es un=
r: „Wehe dem Lande, deſſen König blind iſt!“
)ie ganze Sache war natürlich erfunden, und ich
)chte nicht zu begreifen, wie gerade die „Kreuz=
g“ zu einem ſo plumpen Ausfalle habe die Hand
können. Zugleich aber hörte ich, daß von ge=
Seite bis in die Hofkreiſe hinein mit boshaftem
hütteln Bemerkungen darüber gemacht wurden,
olche hämiſche Angriffe gegen die Perſon des
s gerade von der Partei in Preußen ausgingen,
r ich gehörte und mit der ich ſtets in Verbin=
geſtanden hatte.
:ber ſolche Verdächtigungen empört, beſchloß ich,
;ache auf den Grund zu gehen. Der damalige
teur der „Kreuzzeitung“, Dr. Beutner, war
)pfer einer Myſtification geworden, indem er die
ſpondenz, welche er trotz der ihm unbekannten
chrift von ſeinem gewöhnlichen Correſpondenten
et glaubte, als ganz harmlos aufgenommen hatte,
die Bibelſtelle nachzuſchlagen. Er war tief ent=
, entſchuldigte ſich ſogleich, als der Sachverhalt
)ekannt wurde, und ſendete mir das Manuſcript
:rforſchung des Urhebers ein.

Ich ließ mir nun von dem Bureau, welches den verſchiedenen Miniſterialbeamten die Schreibmaterialien zu liefern hatte, die ſämmtlichen dort ausgeſtellten Quittungen vorlegen und dieſelben durch vereidigte Schriftkundige mit dem Manuſcript der geheimnißvollen Correſpondenz vergleichen.

Die Schriftkundigen erklärten denn auch ſehr bald, daß die Handſchrift eines Bureaubeamten des Finanzminiſteriums mit dem fraglichen Artikel übereinſtimmte. Die Unterſuchung wurde eingeleitet. Nach einigen Tagen erklärte ein höherer Finanzbeamter, unter welchem jener Secretär arbeitete und den wol niemand einer ſolchen That für fähig gehalten hätte, ſich als den Schuldigen, indem er zugleich flüchtig wurde und ſein Bekenntniß in einem zurückgelaſſenen Briefe niederſchrieb.

Der König war ſchmerzlich bewegt, verzieh aber großmüthig die Beleidigung und unterſtützte die Familie des Schuldigen in ihrer bedrängten Lage.

Es ſchien, als ob das Jahr 1865 wie im ſinkenden Abendlicht noch zum letzen mal das hannoveriſche Königthum mit beſonders hellem Glanze überſtrahlen und dem Stolze des Königs auf ſein Land und Volk eine beſonders freudige Genugthuung bereiten ſollte. Gerade in dieſem Jahre unternahm der König mehrere Reiſen in die Provinzen, bei denen ihm große

gungen entgegengebracht wurden und seine per-
je Liebenswürdigkeit ihm alle Herzen gewann.
egleitete Se. Majestät im Hochsommer auf einer
in das Wendland, bei welcher der König die
iedenen Städte der Provinz Lüneburg und meh-
Großgrundbesitzer, wie z. B. den Grafen Grote
reese, den Grafen Bernstorff in Gartow und den
chaftsdirector von Knesebeck in Corvin besuchte.
iese Reise bot hochinteressante Momente und zeigte
igenthümliche Leben des Wendenvolkes in an-
gen und lehrreichen Bildern; war aber auch nicht
schwierig und anstrengend, da man häufig den
1 Tag über bei 30 Grad Réaumur in gestickter
rm auf den sandigen Landstraßen umherfahren
ann abends wieder nach so viel Staub und Hitze
bei den großen Diners erscheinen mußte, zu denen
önig die Vertreter der ganzen Gegend versammelte.
icht minder anstrengend, aber auch nicht minder
ssant und anregend war die Reise, welche der
im December, mitten im strengsten Winter, nach
h machte, um dort die funfzigjährige Gedenkfeier
Vereinigung der Provinz Ostfriesland mit der
Hannover zu begehen. Auch diese Reise fand
des ungünstigen Wetters unter fortwährenden Re-
ntationen statt, und wir waren häufig gezwungen,

im Wagen Toilette zu machen. Der Aufenthalt in Aurich selbst, wo die ostfriesischen Stände versammelt waren, verlief unter fortwährenden anstrengenden Festen.

In jene Zeit fielen überhaupt die funfzigjährigen Gedenktage für alle jene Provinzen und Gebietstheile, welche der Wiener Congreß mit der Krone Hannover vereinigt hatte. Aus allen diesen Ortschaften erschienen dann Ende 1865 und Anfang 1866 zahlreiche Deputationen in Hannover, welche der König jedesmal in besonders feierlicher Weise empfing und denen er stets den aus der Tiefe seines Herzens emporsteigenden Wunsch wiederholte, daß das Welfenhaus mit seinen Unterthanen „bis zum Ende aller Dinge" verbunden bleiben möge.

Man hat über diese von dem Könige häufig wiederholte Redewendung viel gespottet; dieselbe ging indeß aus seiner innigen Liebe für sein Land, die all sein Denken und Fühlen erfüllte, und aus seiner Ueberzeugung von der göttlichen Unverletzbarkeit des monarchischen Rechts hervor. Jene Worte waren kein anmaßendes Pochen auf seine Macht, sondern nur ein frommer Herzenswunsch, und der edle, unglückliche Fürst ahnte damals nicht, wie schnell dieser aus seinem innersten Wesen hervorquellende Wunsch von dem daherbrausenden Strome der Weltgeschichte fortgespült werden würde.

u jener Zeit hatte der König noch eine Entschei-
zu treffen, welche für ihn von hoher Wichtigkeit
ınd ihn ganz besonders beschäftigte.
)ie erste, um mich so auszudrücken, die Schul-
ung des Kronprinzen Ernst August war voll-

Der Prinz hatte statt der Gouverneure und
)er in der Person des Rittmeisters von Klenck
)er Garde-du-Corps einen Adjutanten und einen
n Hofhalt erhalten.
s kam nun darauf an, demselben auch die für
künftigen Regenten so bedeutungsvolle staats-
che Ausbildung zu geben.
)er König war dagegen, den Kronprinzen behufs
Studien nach der Landesuniversität zu senden,
ies im preußischen Königshause Sitte ist. Ich weiß
aus welchem Grunde — ob er darin eine Schmä-
ı der unnahbaren Würde des königlichen Hauses
te, oder ob die Königin ihren erlauchten Sohn
zu voller Selbständigkeit von sich lassen wollte,
, der Besuch der Universität Göttingen seitens
kronprinzen war von vornherein ausgeschlossen.
:s wurde nun vorgeschlagen, die bedeutendsten
tsrechtslehrer von Göttingen nach Hannover kom-
zu lassen, um dem Kronprinzen dort Vorträge
alten. Dies wäre immerhin mit großen Schwie-

rigkeiten verknüpft gewesen, da diese Herren ja durch ihre Berufsthätigkeit an den Aufenthalt in Göttingen gebunden waren und in Rücksicht auf ihre dort zu lesenden Collegien nur schwer die Zeit zu solchen regelmäßig wiederholten Reisen hätten finden können.

Als der König mit mir über die Sache sprach, erlaubte ich mir, ihn auf diese Schwierigkeit aufmerksam zu machen, und fügte hinzu, daß, auch von derselben abgesehen, derartige vereinzelte Vorträge nicht dem zu erreichenden Zwecke zu entsprechen schienen. Es sei, um eine gründliche und allseitige Durchbildung des Kronprinzen auf den staatsrechtlichen Gebieten zu erreichen, meiner Ansicht nach nothwendig, daß ein tüchtiger Jurist einer so hohen Aufgabe seine volle Kraft ganz und ausschließlich widme und im täglichen Verkehre mit dem jungen Prinzen, im Anschluß an dessen Individualität, das juristische Wissen eröffne und sozusagen in succum et sanguinem führe.

Ich hatte bei einer frühern Gelegenheit einen jungen, in Göttingen habilitirten Privatdocenten, den Dr. jur. Maxen, kennen gelernt. Derselbe war ein ungemein kenntnißreicher junger Mann, der sich, aus armer Familie stammend, ganz aus eigener Kraft emporgearbeitet hatte. Er war ein gediegener und feiner Jurist und schien mir vollständig die geeignete Persönlichkeit zu

m ſich mit voller und ganzer Kraft der ſtaats-
ıen Erziehung des Kronprinzen zu widmen.
ſchlug dem Könige vor, dieſen in jeder Weiſe
n und befähigten Mann, deſſen ehrenhafter
:er ihm die allgemeinſte Achtung erworben hatte,
taatsrechtslehrer des Kronprinzen zu beſtimmen
nſelben in dieſer Eigenſchaft dem Hofſtaat Sr.
hen Hoheit beizugeben, damit er außer den regel-
n Vorträgen auch durch ſteten Umgang und Ver-
n der juriſtiſchen Erziehung ſeines erlauchten
:s wirken könne.
r König billigte meine Anſicht; auch die vor-
ıene Perſönlichkeit ſchien ihm den an die Er-
des großen Zweckes zu ſtellenden Anforderungen
prechen. Er ließ durch den Juſtizminiſter Leon-
ganz vertrauliche Erkundigungen über den Dr.
ı einziehen; er ernannte ihn zum Profeſſor der
chen Facultät und berief ihn dann, als der Be-
:s Juſtizminiſters, ganz meinen vorläufigen Mit-
ıgen entſprechend, auf das vortheilhafteſte ſowol
e perſönlichen als die juriſtiſchen Eigenſchaften
r. Maxen ausfiel, an den Hof, um die Stellung
taatsrechtslehrer des Kronprinzen zu übernehmen.
ieſe Wahl erregte großes Aufſehen, da Dr. Maxen
: in Göttingen vielfach zurückgedrängt und von

den namhaften Professoren von oben herab behandelt worden war, um so mehr, als er sich zur katholischen Religion bekannte und bei jeder Gelegenheit eine der herrschenden Strömung in den Professorenkreisen scharf entgegengesetzte streng conservative Gesinnung an den Tag legte. Die Wahl war indessen nach meiner Ueberzeugung eine vortreffliche, und ich glaube durch die Anregung derselben dem Kronprinzen einen wirklichen Dienst für sein ganzes Leben erwiesen zu haben.

Professor Maxen erwarb sich schnell das wohlverdiente Vertrauen seines fürstlichen Schülers. Durch seine liebenswürdigen Umgangsformen wußte er das Interesse desselben auch für die trockenern Materien des Studiums anzuregen, und ich erinnere mich, daß später in Wien die österreichischen Erzherzoge über die gediegenen Kenntnisse des Prinzen auf den verschiedenen Gebieten des Staatsrechts häufig ihre Verwunderung ausdrückten. Der Prinz hat seinem Lehrer durch alle Wechsel der Verhältnisse seine Zuneigung und sein Vertrauen bewahrt. Professor Maxen ist noch heute im Dienste des Herzogs von Cumberland und steht an der Spitze der herzoglichen Vermögensverwaltung.

Wäre es dem Prinzen vom Schicksal bestimmt gewesen, die Regierung des Königreichs Hannover anzutreten, so würde der juristische Unterricht des Pro-

feſſors Maxen allgemeine und verdiente Anerkennung gefunden haben.

Ich habe früher im Laufe dieſer Aufzeichnungen Gelegenheit gehabt, von der im politiſchen Leben ſo gewöhnlichen Undankbarkeit zu ſprechen, welche geneigt iſt, geleiſtete Dienſte durch eifrige und bittere Feindſchaft zu vergelten. Bei dem Profeſſor Maxen war dies nicht der Fall. Er iſt mir zu allen Zeiten, bis die Verhältniſſe uns auseinanderführten, ein treuer und zuverläſſiger Freund geweſen.

Während ſo das innere Leben in dem Königreiche Hannover ſich immer freundlicher und hoffnungsvoller geſtaltete, ballten ſich an dem großen politiſchen Horizont immer feſter die finſtern Wolken zuſammen, welche die drohenden Wetter in ihrem Schoſe bargen, und einem von oben herab auf die Welt niederſchauenden Blicke hätte das Leben und Treiben in den einzelnen deutſchen Staaten wie das Spiel der Mücken im flüchtigen Sonnenſtrahl erſcheinen müſſen, der eben noch über den Rand des aufſteigenden Gewitters hervorblitzt.

II.

Schärfere Differenzen zwiſchen Preußen und Oeſterreich. — König Georg beſchließt unbedingte Zurückhaltung. — Verſtimmung des Königs und des Grafen Platen über die öſterreichiſche Politik. — Oeſterreichiſche und preußiſche Werbungen um Hannover. — Das diplomatiſche Corps in Hannover. — Graf Ingelheim. — Prinz Yſenburg. — Graf Reiſet. — Herr von Perſiani. — Die engliſche Geſandtſchaft. — Sir Charles Wyke. — Graf Quadt. — Herr von Middelburgh. — Diplomatiſche Bewegung. — Zur Vorbereitung in den entſcheidenden Ereigniſſen. — Die Stellung Frankreichs. — Verhandlungen des Kaiſers Napoleon und des franzöſiſchen Miniſteriums mit Preußen und Oeſterreich. — Doppelſpiel der franzöſiſchen Politik. — Geheimer Vertrag zwiſchen Frankreich und Oeſterreich vom 12. Juni 1866. — Zuſammenkunft des Kaiſers Napoleon und des Grafen Bismarck in Biarritz. — Die italieniſch-preußiſche Allianz. — Drouyn de l'Huys über den Grafen Bismarck und deſſen rückhaltloſe Offenheit. — Franzöſiſche Bedingungen für den bevorſtehenden Krieg. — Die Entſchädigung Hannovers von Preußen angeregt. — Der Kaiſer Napoleon drängt zum Kriege.

Mit dem Ende des Jahres 1865 begannen die kaum beſchwichtigten Differenzen zwiſchen Oeſterreich

und Preußen, welche das ganze deutsche Bundesleben in Mitleidenschaft zogen, eine ernstere Schärfe anzunehmen.

Preußen trat immer deutlicher mit den Bestrebungen einer Bundesreform im Sinne der preußischen Führung in Norddeutschland hervor, und Oesterreich suchte entschiedener noch als bisher die Bundesregierungen an sich zu fesseln, um zunächst auf negativem Boden in der Vertheidigung gegen die preußischen Bestrebungen die deutschen Cabinete im Sinne der bei dem Fürstentage in Frankfurt gescheiterten Bestrebungen an die wiener Politik zu fesseln.

Der König, welcher, wie mehrfach erwähnt, stets das Heil und die Sicherheit Deutschlands in der freundlichen Einigkeit der beiden Großmächte des Bundes begründet erachtete, war über diese wachsende Entfremdung tief betrübt, wenn er auch freilich noch lange nicht an die nahe drohende Möglichkeit eines kriegerischen Ausbruchs glaubte; denn es war damals fast ein politisches Axiom, daß die europäischen Mächte einen das Gleichgewicht des Welttheils erschütternden Krieg in Deutschland nicht dulden würden. Er beschloß gleich beim Beginn der schärfern Verstimmung eine unbedingte Zurückhaltung. Seiner Ueberzeugung zufolge konnte er den preußischen Bundesreformvorschlägen

nicht zustimmen; ebenso wenig aber billigte er es andererseits, daß Oesterreich über die Rechtsprüfung der schleswig-holsteinischen Erbansprüche hinweg immer entschiedener die Prätensionen des Herzogs von Augustenburg begünstigte und der demokratisch gefärbten Bewegung zu Gunsten dieses Prätendenten sichtlichen Vorschub leistete. Die absoluteste Zurückhaltung von den Differenzen zwischen den beiden Großmächten schien ihm daher ebenso sehr der politischen Klugheit in Rücksicht auf die Machtstellung Hannovers als den Bundespflichten zu entsprechen. Er sprach es sogleich auf das bestimmteste aus, daß nach seiner Ueberzeugung ein Streit zwischen zwei Mitgliedern des Deutschen Bundes nur am Bunde selbst geführt und ausgetragen werden dürfte; ein Krieg zwischen zwei Bundesgliedern sei ein Verbrechen gegen das Grundprincip des Bundes, und wenn je eine so beklagenswerthe Eventualität eintrete, so sei es Pflicht einer jeden deutschen Regierung, sich daran in keiner Weise weder auf der einen noch auf der andern Seite zu betheiligen.

Im allgemeinen stand, abgesehen von den preußischen Bundesreformvorschlägen, der König bei dem Beginne des Conflicts mit seinen Sympathien mehr auf preußischer als auf österreichischer Seite.

Die feste Entschiedenheit, mit welcher der preußische

Minister-Präsident Graf Bismarck die monarchische Autorität gegen die parlamentarischen Uebergriffe vertheidigte, die sich damals bis zu Ungeheuerlichkeiten steigerten, welche heute kaum glaublich erscheinen, fand des Königs lebhaftesten Beifall, und die Hinneigung der österreichischen und sächsischen Politik zu der demokratischen Bewegung erfüllte ihn mit ernsten Besorgnissen. Mehrfach habe ich auf des Königs unmittelbare Veranlassung in der hannoverischen Presse sehr entschieden für die preußische Regierung in den Conflicten mit dem Abgeordnetenhause Partei genommen, und als z. B. das preußische Abgeordnetenhaus sich gegen einen Beschluß des Obertribunals erhob, welcher angeblich die Redefreiheit der Abgeordneten einschränken sollte, ließ der König einen Artikel in der „Nordsee-Zeitung" abdrucken, welcher an den Fall des Müllers von Sanssouci und an das alte Wort: „Es gibt noch Richter in Berlin", erinnerte und darauf hinwies, wie sich der absolute Monarch in der Fülle seiner unumschränkten Macht dem Gesetze und dem Richterspruche gebeugt habe, während der Parlamentarismus rechtsgültige Beschlüsse der Gerichtshöfe für null und nichtig zu erklären bereit sei.

Graf Platen theilte vollkommen die politischen Anschauungen des Königs, wenn er auch noch weniger

als dieſer an die Möglichkeit eines wirklichen Kriegsfalles glaubte.

Auch er war über die öſterreichiſche Politik tief verſtimmt, und dies um ſo mehr, als der früher ſchon erwähnte Dr. Bärens, welcher in der perſönlich gegen ihn gerichteten verdächtigenden Agitation in Betreff der Veröffentlichungen des engliſchen Blaubuches hervorragend verwendet worden war, bei der öſterreichiſchen Statthalterſchaft angeſtellt wurde, worin der Graf, und auch mit Recht, eine rückſichtsloſe perſönliche Verletzung erblickte. Dennoch aber konnte er ſich von der eigenthümlichen Abhängigkeit, in welcher ſeine perſönlichen Erinnerungen, vielleicht auch die Traditionen ſeiner Familie ihn ſtets Oeſterreich gegenüber hielten, nicht völlig freimachen, wodurch in Wien ſtets von neuem die Hoffnung erregt wurde, daß es doch endlich gelingen werde, Hannover auf die öſterreichiſche Seite hinüberzuziehen.

Die von dem Könige befohlene abſolute Zurückhaltung in den Differenzen zwiſchen den beiden Großmächten ſtimmte, abgeſehen von ſeiner politiſchen Ueberzeugung, auch durchaus mit der jeder feſten Entſcheidung nach irgendeiner Seite hin abgeneigten Charaktereigenthümlichkeit des Grafen Platen überein; freilich

faßte er die daraus hervorgehende Situation fortwährend zu optimistisch auf.

Während des Winters 1865 und des Frühjahrs 1866 fanden sowol von preußischer als von österreichischer Seite unausgesetzt die eifrigsten Bestrebungen statt, um Hannover zu gewinnen. Graf Platen fühlte sich ungemein wohl in dieser lebhaft umworbenen Position, welche zugleich seiner persönlichen Eitelkeit schmeichelte, und dachte nicht daran, daß die schmeichelhaften Werbungen von beiden Seiten eben nur so lange dauern könnten, bis ein wirklicher Conflict zum Ausbruch käme.

Gerade in jener Zeit entwickelte sich an dem hannoverischen Hofe ein so lebhafter diplomatischer Verkehr wie selten zuvor, und es erscheint daher nothwendig, auch die Persönlichkeiten des damals in Hannover accreditirten diplomatischen Corps näher zu charakterisiren.

Oesterreich wurde vertreten durch den Grafen von Ingelheim. Dieser Diplomat, früher Gesandter in Athen und damals fast 60 Jahre alt, war ein österreichischer Aristokrat von altem Schlage mit allen vorzüglichen Eigenschaften, aber mit vielen der Schwächen, welche dem österreichischen Adel eigenthümlich sind. Er besaß eine feine allgemeine Bildung, viel Weltkenntniß und Weltsitte, verbunden mit jener gutmüthig wohl-

wollenden Treuherzigkeit, welche die Formen der wiener Gesellschaft so angenehm machen. Sein politischer Blick, sonst klar und scharf, war befangen durch den unbedingten Glauben an den Beruf Oesterreichs, die erste Rolle in der Welt zu spielen, und auch an die Macht des Kaiserstaates, diese Rolle in Anspruch zu nehmen und zu behaupten; in dem Grunde seines Herzens war der alte stolze Spruch tief eingegraben: „Austria est imperatura orbi universo.“

Graf Ingelheim kannte den Grafen Platen in allen seinen Eigenthümlichkeiten ganz genau und wußte dessen Deferenz gegen den wiener Hof und gegen die wiener Gesellschaft mit großer Geschicklichkeit zu benutzen. Er erkannte klar, daß es bei der Festigkeit der Anschauungen des Königs unmöglich sein würde, Hannover zu einer bestimmten Parteinahme für Oesterreich zu bewegen; er war deshalb bemüht, durch seinen Einfluß auf den Grafen Platen jede Annäherung an Preußen und jede Verständigung mit dem berliner Cabinet zu verhindern, wol in der Ueberzeugung, daß die Verhältnisse dann endlich doch Hannover auf die österreichische Seite drängen würden.

Graf Ingelheim war Garçon, machte aber dessenungeachtet ein seiner Stellung und seinem persönlichen Reichthum entsprechend großes und angenehmes Haus.

Wegen seiner ungemein liebenswürdigen Eigenschaften war er bei der hannoverischen Gesellschaft besonders gern gesehen und benutzte seinen Einfluß auf dieselbe, um die Stimmung der Hofkreise, welche ohnehin vielfach mit der österreichischen Armee und Gesellschaft zusammenhingen, immer mehr für die wiener Politik zu gewinnen und so den König mit einer durchaus österreichischen Atmosphäre zu umgeben.

Preußen wurde vertreten durch den Prinzen Gustav zu Ysenburg und Büdingen, einen Mann von den feinsten und liebenswürdigsten Formen und von der wohlwollendsten Gesinnung. Er gehörte, schon als Mitglied einer reichsfürstlichen Familie, nicht zu denjenigen Kreisen, welche in der preußischen Bureaukratie und Armee vielfach verbreitet und geneigt sind, auf alles Außerpreußische und namentlich auf die übrigen deutschen Staaten mit verletzendem Hochmuth herabzublicken. Er hatte eine hohe persönliche Verehrung für den König Georg und das königliche Haus, und so sehr er auch von der Mission Preußens in Deutschland und von der durch dieselbe bedingten Nothwendigkeit der preußischen Politik überzeugt war, so war er doch von dem innigen Wunsche beseelt, diese Nothwendigkeit mit den Rechten der deutschen Bundesgenossen seines Herrn in Einklang zu bringen.

Lange ſchon erfüllte ihn die Beſorgniß, daß die unſichere und dadurch unzuverläſſig ſcheinende Haltung der hannoveriſchen Politik zu einer verhängnißvollen Kataſtrophe führen würde, und an ſeinen Bemühungen lag es wahrlich nicht, wenn ein innigeres Vertrauensverhältniß zwiſchen Berlin und Hannover und eine Annäherung der beiden Höfe immer und immer wieder Hinderniſſe fand.

Seine Stellung war ſchwierig und nicht angenehm. Der größte Theil der hannoveriſchen Hofgeſellſchaft, auch der mit der Regierung frondirende Adel trug eine große Preußenfeindlichkeit zur Schau oder zeigte wenigſtens eine kühle Zurückhaltung, welche faſt zu einer Sache der Mode geworden war, die auch diejenigen mitmachten, bei denen ſie nicht Ueberzeugung war, oder die überhaupt zu politiſchen Ueberzeugungen nicht die Fähigkeiten beſaßen. Es war dem Prinzen daher ſehr ſchwer, einen außergeſchäftlichen Einfluß in der Geſellſchaft auszuüben; auch lebte er, abgeſehen von dem ſpeciellen Verkehre mit dem Hofe, ſehr zurückgezogen, wozu ihn ein ſchmerzlicher Familienverluſt noch mehr veranlaßte. Mit dem Grafen Platen ſtand er perſönlich auf dem beſten Fuße und ließ es auch außerhalb ſeiner unmittelbaren diplomatiſchen Erklärungen an freundlichen und wohlmeinenden Warnungen

nicht fehlen. Dieſelben fanden indeß nicht den Glauben und die Beachtung, die ſie verdienten, und Graf Platen ſcheute es, intimere Beziehungen zu einem preußiſchen Geſandten zu zeigen, um den Bemerkungen zu entgehen, die ihm darüber jedesmal von öſterreichiſcher Seite gemacht wurden.

Der Geſandte Napoleon's war der Graf von Reiſet; ein Mann mit allen liebenswürdigen Eigenſchaften des vornehmen Franzoſen, von vieler diplomatiſcher Feinheit und einer tiefen künſtleriſchen, namentlich muſikaliſchen Bildung, durch welche er dem Könige ganz beſonders ſympathiſch wurde.

Seine Aufgabe in jener Zeit war indeß nur eine vorſichtige, vollſtändig zurückhaltende Beobachtung ſowie die Aufrechthaltung der freundlichen Beziehungen, welche ſich zwiſchen Napoleon III. und Georg V. in Baden-Baden gebildet hatten. Er machte ein angenehmes Haus, das der König beſuchte. So erinnere ich mich noch einer Soirée im Winter 1865, bei welcher die königliche Familie und der ganze Hof erſchien. Es wurde eine muſikaliſche Compoſition des Grafen aufgeführt, und während die Geſellſchaft verſammelt war, traf ein Telegramm des Kaiſers ein, in welchem er den König im Hauſe ſeines Vertreters begrüßte.

Der ruſſiſche Geſandte Herr von Perſiani war ein

sehr bejahrter kränklicher Mann aus der alten diplomatischen Schule, welcher meist wenig diplomatische Geschäfte hatte, da ja außer dem Hafenverkehre in gewöhnlichen Zeiten kaum völkerrechtliche Beziehungen zwischen Hannover und Rußland bestanden. Er pflegte indeß mit Takt und Geschick das persönliche Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältniß zwischen dem kaiserlich russischen und königlich hannoverischen Hause.

Die englische Gesandtschaft hatte in Hannover eine ganz besondere Stellung, indem sie nicht nur die englischen Staatsinteressen vertrat, sondern auch die rein persönlichen Beziehungen unterhielt, welche zwischen der Königin von England und dem Könige Georg als dem Chef des braunschweig-lüneburgischen Gesammthauses bestanden. Nach der Abberufung des Sir Howard, welcher durch seine im englischen Blaubuche veröffentlichten einseitigen Berichte über misverstandene Aeußerungen des Grafen Platen unmöglich geworden war, bekleidete Sir Charles Wyke den besonders ehrenvollen und von der englischen Diplomatie sehr gesuchten Posten in Hannover.

Er stand von alters her zu dem königlichen Hause in persönlichen Beziehungen und war wol von allen Diplomaten derjenige, der den meisten Einfluß auf den König ausüben konnte, da ihm in seiner Eigenschaft als Haus-

gesandter stets der Zutritt zu Sr. Majestät offen stand und der König auch von seiner Geburt und ersten Erziehung her stets eine Vorliebe für den Umgang mit den Mitgliedern der englischen Gesellschaft behalten hatte.

Der Gesandte des Königs von Baiern, Graf von Quadt-Wykradt-Isny, bairischer Standesherr und durch seine Gemahlin Verwandter des Grafen Rechberg, unterstützte, soweit er seinen Einfluß geltend machen konnte, den Grafen Ingelheim, um Hannover von jeder Annäherung an Preußen zurückzuhalten.

Der holländische Ministerresident van Middelburgh blieb der eigentlichen Politik ganz fern und beschäftigte sich nur mit den zahlreichen Beziehungen, welche sich aus der Grenzberührung zwischen Hannover und Holland und aus dem Handelsverkehre ergaben.

Die übrigen diplomatischen Vertreter der deutschen und auswärtigen Staaten residirten in Berlin und erschienen nur bei besondern Familienfesten des königlichen Hauses am hannoverischen Hofe.

Mit dem Winter 1865 war nun in das diplomatische Stillleben, welches sonst wie natürlich am hannoverischen Hofe zu herrschen pflegte, eine größere Bewegung gekommen. Die bekannten Aeußerungen Napoleon's über die unnatürliche Einengung der preußischen Grenzen hatten den König unangenehm berührt und

es waren auch in ganz vorsichtiger Weise darüber Andeutungen gemacht worden, welche freilich nur zu allgemeinen Erklärungen geführt hatten, die in der Form sehr freundlich und beruhigend, in der Sache indeß wenig aufklärend waren. Hätte der König in Paris eine Vertretung gehabt, welche auch nur annähernd im Stande gewesen wäre, den dunkeln und verborgenen Wegen der Napoleonischen Politik zu folgen, so wäre er vielleicht wachsamer geworden und hätte sich schneller zu entschiedenem Handeln entschlossen; aber seit Jahren war die hannoverische Diplomatie im Auslande, eingewiegt durch die Sicherheit, welche der Deutsche Bund gewährte, daran gewöhnt, sich vorzugsweise mit den angenehmen Seiten der diplomatischen Stellung und mit den laufenden Bureauarbeiten derselben zu beschäftigen, in den politischen Berichten aber nur die officiellen Erklärungen der Minister oder gelegentliche Bemerkungen der Gesandten der Großmächte zu referiren.

Durch meine verschiedenen Correspondenten kamen mir zwar mehrfach Andeutungen zu über das, was damals insbesondere zwischen Frankreich, Preußen und Italien vorging; allein diese Andeutungen, so sehr sie auch die Aufmerksamkeit des Königs erregten, konnten nicht die Basis für eine diplomatische Thätigkeit bilden, und so kam es, daß zu der Zeit, in welcher schon

überall die Vorbereitungen für den großen Kampf des Jahres 1866 getroffen wurden, Hannover in ruhiger Sicherheit lebte und Graf Platen sich immer mehr in seiner allseitig umworbenen Stellung gefiel.

Um die Entwickelung der Ereignisse besser zu verstehen, mag hier gleich eine Darstellung der vorbereitenden, zu jener Zeit noch mit völligem Dunkel bedeckten Vorgänge eingefügt werden, wie ich sie später nach den Mittheilungen, die mir in Paris von eingeweihter Seite gemacht worden, zusammengestellt habe. Diese Darstellung von französischer Seite, — obgleich sie, wie ich später festzustellen in der Lage war, den wirklichen Vorgängen nur theilweise entspricht, — ist insofern hochinteressant, als sie die Illusionen erkennen läßt, welche man sich in Frankreich machte, ebenso wie das Doppelspiel, das Napoleon III. nach allen Seiten hin auch mit seinen Ministern trieb, und endlich den Wunsch der kaiserlichen Regierung, ihr Prestige als leitende Macht Europas auch in dem Augenblick noch scheinbar festzuhalten, in welchem ihr alle Fäden der wirklichen Leitung der Ereignisse entschlüpften.

Unzweifelhaft war man schon seit längerer Zeit in Wien sowol wie in Berlin von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt und entschlossen, diesen Krieg aufzunehmen; denn die tiefe Misstimmung, welche der

demüthigende Ausgang des frankfurter Fürstentages in Wien erregt und welche einen Augenblick die österreichische Politik zum Anschlusse an Preußen gedrängt, hatte dem erneuten und lebhaften Wunsche Platz gemacht, um jeden Preis die alte Suprematie des Hauses Habsburg wiederzugewinnen und die preußische Führung in Norddeutschland nicht zuzulassen. Umgekehrt war Graf Bismarck fest entschlossen, die Herzogthümer Schleswig und Holstein dem preußischen Einflusse nicht wieder entziehen zu lassen und überhaupt die getheilte und eingezwängte Macht Preußens in Norddeutschland abzurunden und zu stärken und zugleich die Führung der norddeutschen Staaten und den Schutz ihrer Grenzen zu übernehmen.

Diese Gegensätze waren unversöhnlich. Der Vertrag von Gastein war wol unzweifelhaft in dem innern Gedanken beider Contrahenten nur ein Waffenstillstand, auf welchen später erst der definitive Friede oder, was bei den diametral sich gegenüberstehenden Ansprüchen wahrscheinlicher war, der Krieg folgen mußte. Sowol für Oesterreich als für Preußen war es aber von höchster Wichtigkeit in diesem Kriege, sich den Beistand Frankreichs zu sichern oder sich wenigstens die Gewißheit zu verschaffen, daß Frankreich sich nicht im entscheidenden Moment auf die Seite des Gegners stellen

werde. Es begannen daher schon von jenem Augenblicke an von Wien diplomatische Bemühungen, sich der Haltung Frankreichs zu vergewissern.

Von seiten Oesterreichs handelte man mit der dieser Macht eigenthümlichen Langsamkeit, während der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck mit seiner genialen Kühnheit und schnellen Entschlossenheit unmittelbar auf das Ziel losging.

Nach meiner Ueberzeugung wollte Napoleon den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich; er hoffte, die beiden Mächte würden sich in diesem gewaltigen Kampfe so sehr schwächen, daß er in die Lage kommen werde, als unbestrittener Schiedsrichter zwischen sie zu treten. Vielleicht mochte er auf den Sieg des einen Gegners rechnen, um dann als Retter der unterliegenden Macht des Bündnisses derselben für lange Zeit um so sicherer zu sein. Er fürchtete vor allem die österreichisch-preußische Einigkeit; die Convention von Gastein hatte in Paris sehr unangenehm berührt, und Drouyn de l'Huys hatte schon am 29. August 1865 eine Circulardepesche an die französischen Diplomaten gerichtet, in der er sich in einem außergewöhnlich scharfen Tone darüber aussprach, daß die beiden deutschen Großmächte ohne Mitwirkung der übrigen europäischen Cabinete über die Herzogthümer verfügten.

Um so bereitwilliger nahm man daher in Paris die Anzeichen der wieder schärfer ausbrechenden Differenzen zwischen Wien und Berlin auf; um so eifriger that man alles, um den drohenden Conflict zu schärfen und zur kriegerischen Entscheidung zu treiben. Hierbei fand wieder das unglückselige Doppelspiel statt, von welchem der Kaiser Napoleon niemals lassen konnte, das so lange Jahre hindurch die europäische Politik verwirrte und endlich für ihn selbst verhängnißvoll wurde. Er machte durch seinen auswärtigen Minister eine officielle Politik, indem er zugleich daneben persönlich in der entgegengesetzten Richtung thätig war, bereit, im gegebenen Augenblicke, wie er das so oft gethan, den Minister fallen zu lassen und das im Stillen Vorbereitete zum Erstaunen aller Welt sichtbar werden zu lassen.

Diesmal wendete sich die officielle Politik Oesterreich zu, welches sich ebenso wie Preußen für den bevorstehenden Kampf die feste und womöglich wohlwollende Neutralität Frankreichs zu sichern bestrebt war.

Der Kaiser, welcher die italienischen Verschwörer fürchtete, die ihn stets an sein Wort: „Frei bis zur Adria", erinnerten, und welcher außerdem die immer drohender auftretende italienische Actionspartei von Rom abwenden wollte, indem er den nationalen Aspirationen

Italiens eine andere Genugthuung gab, bezeichnete in den Verhandlungen mit Oesterreich sehr deutlich den Preis seiner Neutralität. Dieser Preis war Venetien.

Obwol nun damals bereits in Wien viele Stimmen auch in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers laut wurden, welche den Besitz italienischer Provinzen nicht als ein Glück für Oesterreich erklärten und dazu riethen, diese Besitzungen als eine Quelle steter Unruhe der deutschen Stellung des Kaiserstaates zu opfern, so zögerte doch der österreichische Stolz immer und immer wieder mit dieser Concession, durch welche er sich, wenn sie rechtzeitig gemacht worden wäre, vor der schweren Niederlage von 1866 hätte bewahren können.

Die Verhandlungen gingen indeß immer weiter, und endlich, am 12. Juni 1866, also unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, wurde in Wien zwischen dem Herzog von Gramont und dem Grafen Mensdorff eine geheime Convention abgeschlossen, welche eins der eigenthümlichsten diplomatischen Actenstücke ist und manches sonst Unerklärliche verstehen läßt.

In dieser geheimen Convention verpflichtete sich Frankreich im Falle eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen zu einer vollständigen Neutralität sowie auch dazu, alles aufzubieten, um gleiche Neutralität von Italien zu erlangen.

Oesterreich dagegen verpflichtete sich, Venetien an Frankreich beim Abschlusse des Friedens abzutreten für den Fall, daß die österreichischen Waffen gegen Preußen siegreich sein sollten, — sowie auch für den Fall eines österreichischen Sieges in Italien, wenn dennoch die italienische Neutralität nicht zu erlangen sein sollte, nichts an dem status quo ante bellum in Betreff der Lombardei ändern zu lassen. Endlich stipulirte noch dieser eigenthümliche Vertrag, daß, wenn der Ausgang des Krieges die gegenseitige Stellung der deutschen Mächte untereinander verändern sollte, Oesterreich sich verpflichte, die Zustimmung Frankreichs nachzusuchen, bevor es irgendeine territoriale Veränderung annehme, welche geeignet sei, eine Veränderung des europäischen Gleichgewichts herbeizuführen.

Dieser Vertrag, welcher abgeschlossen wurde unmittelbar bevor Oesterreich die letzten entscheidenden Schritte zur Herbeiführung des Krieges unternahm, gibt den Schlüssel zu den fast unerklärlichen Vorgängen nach der Schlacht von Königgrätz. Das Opfer Venetiens war schon vorher ins Auge gefaßt und beschlossen, freilich für den Fall eines Sieges in Deutschland; doch war es ja natürlich, daß dieses Opfer nach der so unerwarteten, zerschmetternden Niederlage zur Rettung angeboten wurde, und die Bestimmung, daß

Oesterreich keine durch den Ausgang des Krieges bedingte territoriale Veränderung in Deutschland annehmen solle ohne Frankreichs Zustimmung, rechtfertigt, wenigstens dem wiener Cabinet gegenüber, vollständig die Einmischung Napoleon's in die Friedensverhandlungen. Außerdem aber gab dieser Vertrag Frankreich allen Vortheil; der Kaiser kam in die Lage, Italien gegenüber als Geschenkgeber auftreten zu können, und erlangte für alle Fälle einen Rechtstitel zur Theilnahme am Friedensabschluß, denn Veränderungen in den Verhältnissen der deutschen Mächte untereinander mußten ja unter allen Umständen eintreten, mochte nun Oesterreich oder Preußen siegreich bleiben.

Diesem Vertrage waren noch einzelne Erläuterungen beigefügt worden. Frankreich verpflichtete sich für den Fall der Abtretung Venetiens an Italien, daß die weltliche Herrschaft des Papstes und das Gebiet der päpstlichen Staaten unter allen Umständen intact erhalten werden sollten, versprach auch, für die dann zu ziehende Grenze in Italien zu garantiren, sowie das Princip einer von Italien an Oesterreich zu zahlenden Entschädigung für die Festungen im venetianischen Gebiete zu vertreten.

Frankreich übernahm ferner die Verpflichtung, Italien gegenüber dafür einzutreten, daß der Hafen von Venc-

dig nicht in einer die österreichische Flotte und die österreichischen Häfen bedrohenden Weise befestigt werde.

Endlich versprach Frankreich noch in einer besondern Erklärung, sich im Falle eines österreichischen Sieges einer Vergrößerung des Kaiserstaates in Deutschland nicht zu widersetzen, wenn diese Vergrößerung nicht so bedeutend wäre, um das europäische Gleichgewicht zu alteriren, und wenn Oesterreich unter allen Umständen darauf verzichtete, ganz Deutschland unter seine Oberhoheit zu vereinigen.

Auch hier also erwarb Frankreich unter scheinbarer Concession wieder den Rechtstitel zur Ausübung einer Vermittelung bei den künftigen Friedensverhandlungen, welche fast zu einem Schiedsrichteramt werden mußte.

Dies war das Resultat der langen Verhandlungen mit Oesterreich, welche erst unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges zum Ziele führten und bei denen das wiener Cabinet um so mehr dupirt erscheint, wenn man in Betracht zieht, was inzwischen nach preußischer Seite hin vorgegangen war.

Graf Bismarck mußte natürlich vor dem Eintritt in einen so gewaltigen Kampf, der über die ganze Zukunft Preußens und Deutschlands entscheiden, ja das europäische Gleichgewicht in seinen Grundlagen verändern sollte, die möglichste Sicherheit des Erfolges

gewinnen; dazu gehörte vor allem die Neutralität Frankreichs für alle Fälle und außerdem ein Bündniß mit Italien, welches besonders im Hinblick auf das übrige Deutschland wichtig war.

Man täuschte sich in Berlin nicht darüber, daß der größte Theil der deutschen Bundesstaaten auf die Seite Oesterreichs treten würde; dadurch mußte ein nicht unbedeutender Theil der preußischen Streitkräfte absorbirt und von der Action gegen die österreichische Armee abgezogen werden. Der gleichzeitige italienische Krieg sollte nun das Gleichgewicht wiederherstellen und auch die österreichische Streitmacht theilen, sodaß zwischen den sich unmittelbar gegenüberstehenden österreichischen und preußischen Armeen die gleiche Verhältnißzahl wiederhergestellt würde.

Zwischen Deutschland und Italien hatte bis zu jener Zeit ein einigermaßen gespanntes Verhältniß bestanden. Den ersten italienischen Einheitsbewegungen war die preußische Regierung wenig freundlich, ja zum Theil entschieden feindlich gegenübergetreten, und lange hatte das berliner Cabinet mit der Anerkennung des Königreichs Italien gezögert. Es mußte also auch für die Verhandlungen zur Anbahnung eines preußisch-italienischen Bündnisses der Anknüpfungspunkt unter schwierigen Verhältnissen gesucht werden.

Man war damals in der politischen Welt überzeugt, daß der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck für die Ausführung seiner Ideen bei der preußischen Vertretung in Paris, wo damals der Graf von der Goltz preußischer Gesandter war, entweder nicht das volle Verständniß oder nicht die genügend entschiedene und rückhaltslose Unterstützung fände.

Die Kaiserin Eugenie, zu allen Zeiten trotz äußerlich freundlicher Beziehungen eine Gegnerin Preußens und eifrige Freundin Oesterreichs, übte, wie man zu bemerken glaubte, durch den in der That großen Zauber ihrer Persönlichkeit auf den preußischen Gesandten einen entscheidenden Einfluß aus, und man nahm in eingeweihten Kreisen an, daß sie sich mit dem Gedanken trage, den Grafen von der Goltz an die Stelle des Grafen Bismarck treten zu sehen.

Allen diesen verschiedenen Verhältnissen und Einflüssen mochte es zuzuschreiben sein, wenn zwischen Preußen und Frankreich auf dem diplomatischen Wege durch die preußische Gesandtschaft keine Verhandlungen eingeleitet wurden, da dieselben kaum im Stande gewesen wären, so klare Resultate herbeizuführen, wie es dem willenskräftigen Sinne des Grafen Bismarck entsprach, der, sobald er einmal eine politische Noth-

wendigkeit erkannt, derselben auch mit der vollen Energie seines Charakters entgegenschritt.

Graf Bismarck ging im November 1865 selbst nach Biarritz, wo sich damals der Kaiser Napoleon befand, um im persönlichen Ideenaustausche möglichste Klarheit zu gewinnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, wenn auch über die dort stattgefundenen Reden nur die Betheiligten allein Kenntniß haben können, daß Napoleon dem preußischen Ministerpräsidenten gegenüber sich günstig aussprach, während er durch seine officielle Politik Oesterreich zu unterstützen schien.

Daß Napoleon den Hintergedanken hatte, sich im Falle eines preußischen Sieges eine territoriale Compensation für Frankreich gewähren zu lassen, sei es durch ein Gebiet am linken Rheinufer, sei es in Belgien oder in Luxemburg, ist gewiß. So viel aber steht fest, daß der preußische Ministerpräsident es mit ungemeiner Geschicklichkeit verstand, jede eingehende Erörterung zu vermeiden, und der Klippe auswich, sich seinerseits zu engagiren. Er bekämpfte Napoleon mit dessen eigenen Waffen und erreichte ganz im Gegensatz zur österreichischen Diplomatie ohne eigene Verpflichtungen von dem Kaiser die Förderung seiner Zwecke. Napoleon versprach dem Grafen Bismarck mündlich

für den Krieg mit Oeſterreich ſeine „neutralité bienveillante“. Nähere Modalitäten über dieſelbe wurden nicht discutirt, auch über künftige Arrangements wurde nichts feſtgeſtellt. Obgleich der Kaiſer ſich über die Möglichkeiten der Zukunft nicht ausſprach, ſo machte er doch dem Grafen Bismarck den Eindruck, als hoffe er auf eine Niederlage Preußens und werde dann bereit ſein, gegen Entgelt Hülfe zu leiſten.

Dies alles ging neben und ohne den damaligen franzöſiſchen auswärtigen Miniſter Drouyn de l'Huys vor ſich, welcher fortwährend den Krieg in Deutſchland zu vermeiden, oder wenn derſelbe nicht mehr zurückzuhalten ſein ſollte, wenigſtens das Gewicht des franzöſiſchen Einfluſſes entſchieden für Oeſterreich geltend machen wollte. Drouyn de l'Huys ſprach ſich noch ſpäter mir gegenüber in dieſer Beziehung ſehr klar und beſtimmt aus.

Das alte Frankreich, ſagte er, habe überall in Deutſchland, in Italien und in den Niederlanden dem Hauſe Habsburg ſich gegenüber befunden und es ſei deshalb die Aufgabe der bourboniſchen Politik geweſen, Oeſterreich überall zu bekämpfen, ſeine Macht zu brechen und ſeinem Einfluſſe Hinderniſſe zu bereiten. Dies ſei jetzt nicht mehr der Fall; überall, wo früher der Einfluß des habsburgiſchen Kaiſerthums Frankreich

entgegengetreten ſei, ſtände demſelben jetzt Preußen gegenüber. Preußen ſtrebe nach der politiſchen und militäriſchen Einigung Deutſchlands, und deshalb ſei es für das Napoleoniſche Frankreich geboten, überall gegen Preußen für Deutſchland einzutreten. Die Politik des Miniſters Drouyn de l'Huys ging daher zu jener Zeit vollſtändig getrennt neben der des Kaiſers Napoleon her. Der Kaiſer mochte ſich vorbehalten, je nach dem Gange der Ereigniſſe entweder ſeine eigenen geheimen Fäden fallen zu laſſen oder aber ſeinen Miniſter zu desavouiren und ſeine perſönliche Politik auch officiell aufzunehmen.

Im auswärtigen Miniſterium in Paris galt damals die Abſicht, welche den Grafen Bismarck nach Biarritz geführt hatte, als im weſentlichen geſcheitert. Thatſächlich indeß trug der preußiſche Miniſterpräſident die Zuſicherung einer wohlwollenden Neutralität von ſeiten des Kaiſers mit ſich fort, und unmittelbar darauf begannen die Verhandlungen mit Italien, infolge deren ſich bald darauf der General Govone nach Berlin begab, um dort in aller Stille die Verabredung über die militäriſchen Operationen gegen Oeſterreich zu treffen. Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung eine Aeußerung, welche Drouyn de l'Huys mir gegenüber im Jahre 1869 über jene Epoche that und über

welche ich unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Worte eine Aufzeichnung notirte. Drouyn de l'Huys erzählte mir wörtlich Folgendes über ein Gespräch, das er mit dem Grafen Bismarck gehabt:

„Quelquefois cet homme d'État vous étonne par sa franchise. Dans un entretien que j'avais avec lui, il m'expliqua la nécessité politique pour la Prusse à prendre la domination sur l'Allemagne du Nord et de faire la guerre à l'Autriche pour y arriver. Après cela il m'a dit ceci:

„Je vous demande le consentiment à cette guerre fatalement nécessaire, et en même temps les conditions de votre consentiment. Si c'était une guerre de défense, je ne vous en parlerais pas; car vous comprenez, qu'étant attaqué on se défend sans demander la permission de personne.

„Je ne vous en parlerais non plus, si l'honneur de la Prusse était engagé, car je défendrais l'honneur de ma patrie, s'il le fallait, contre le monde entier.

„Mais la guerre dont il s'agit est purement et simplement une guerre d'ambition, c'est-à-dire d'une ambition qui est un devoir pour la Prusse, à laquelle elle ne saurait jamais renoncer sans manquer à la mission que l'histoire lui impose.

„Maintenant on est ambitieux ou on ne l'est pas selon les chances sur lesquelles on peut compter. Quand on ne voit pas de succès possible, on remet ses ambitions pour un moment plus favorable. J'aurai affaire à l'Autriche et à une grande partie de l'Allemagne et vous ne me croirez pas assez fou pour m'engager dans une lutte aussi sérieuse, sans être sûr et certain, que vous ne tomberez pas sur moi.

„Si vous ne la voulez pas — pas de guerre.

„Si vous la voulez, faites vos conditions."

Drouyn de l'Huys fügte hinzu, daß er ſich die größte Mühe gegeben habe, um vom Kaiſer Napoleon das einzige Wort zu erlangen: „Ich will den Krieg in Deutſchland nicht"; aber daß er denſelben niemals habe dazu beſtimmen können, dies Wort auszuſprechen.

Drouyn de l'Huys muß bei dieſer Mittheilung entweder eigene Erinnerungen mit Aeußerungen, an die ihn Napoleon glauben laſſen wollte, zuſammengeworfen oder die Abſicht gehabt haben, ſeine Politik vor derjenigen des Kaiſers als die richtige hervorzuheben, oder endlich auch der Macht Frankreichs ein ganz beſonderes Relief zu geben, indem er die Auffaſſung verbreitete, als habe es nur von der Befolgung ſeiner Rathſchläge von ſeiten des Kaiſers abgehangen, den Krieg von 1866 zu verbieten.

Da nun Aeußerungen in dem Sinne der oben angeführten mehrfach gemacht und auch in französische Journale und Broschüren übergegangen sind, so wird auch in der künftigen französischen Geschichtschreibung eine ähnliche Darstellung ihren Platz finden und vielleicht stereotyp werden.

Deshalb lege ich besondern Werth darauf, in dieser retrospectiven Zusammenstellung der dem Feldzuge von 1866 vorhergehenden Ereignisse ausdrücklich hervorzuheben, daß, wie ich später bestimmt festzustellen Gelegenheit hatte, Derartiges oder nur analog Aehnliches thatsächlich niemals vorgekommen ist. In all der verworrenen Dunkelheit, welche das wundersame Doppelspiel der Napoleonischen Politik über jene Zeit verbreitet, steht historisch nur fest, daß das französische Ministerium unter Drouyn de l'Huys nur mit Oesterreich verhandelte, während preußischerseits nur der Graf Bismarck persönlich und mündlich mit dem Kaiser Napoleon über den bevorstehenden Krieg sprach und von demselben ohne specielle Erörterungen der Eventualitäten der Zukunft die Zusage einer „neutralité bienveillante" erhielt.

Napoleon behielt seine eigentlichen Hintergedanken ausschließlich für sich. Er war mit seinem auswärtigen Ministerium nur darin völlig einig, um jeden Preis eine scharfe Trennung zwischen Oesterreich und

Preußen zu erreichen und womöglich Deutschland in zwei Theile zu spalten, wobei indeß Drouyn de l'Huys den Gesichtspunkt festhielt, wenn möglich den Krieg zu vermeiden oder ihn wenigstens für Oesterreich so günstig zu wenden, daß eine vollständige Niederlage desselben und die Herstellung der preußischen Hegemonie vermieden würde. Er würde dann nach seiner Hoffnung als Beschützer des geschlagenen Preußens seinen Lohn gefordert haben.

Endlich im Februar 1866 erklärte der Kaiser an Drouyn de l'Huys die Bedingungen, welche er für die Möglichkeiten der künftigen Entscheidung festgehalten wissen wolle. Dieselben waren die folgenden:

Für den Fall, daß der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich einen für Preußen siegreichen Ausgang nehmen sollte, genehmigt Frankreich die Annexion der Herzogthümer Schleswig und Holstein an Preußen unter der Bedingung der Zurückgabe der nördlichen Districte von Schleswig an Dänemark.

Frankreich genehmigt die territoriale Vereinigung der beiden Hälften der preußischen Monarchie durch die Erwerbung einzelner entsprechender Theile von Hannover und Kurhessen. Hannover soll für diese Gebietsabtretung entschädigt werden und dafür ein Territorialäquivalent in Lauenburg und Holstein erhalten.

Frankreich genehmigt den preußiſchen Oberbefehl über das neunte und zehnte Bundesarmeecorps, um in dem Norden von Deutſchland den preußiſchen Einfluß einheitlich herzuſtellen. Preußen dagegen wird ſich einem ähnlichen Arrangement, welches zwiſchen Oeſterreich und den ſüddeutſchen Staaten getroffen werden möchte, nicht widerſetzen.

In dem Falle, daß der Krieg einen für Preußen ungünſtigen Ausgang nehmen ſollte, verpflichtet ſich der Kaiſer, jede Schwächung Preußens zu verbieten und den status quo ante bellum aufrecht zu erhalten.

In dieſen Bedingungen war für keinen Fall von irgendwelchen Compenſationen für Frankreich die Rede, und man ſieht, daß auch hier der Kaiſer Napoleon ſich freie Hand für ſeine Hintergedanken zu erhalten bemüht war, von denen er glaubte, daß ſie erfolgreicher in beſtimmter Form ausgeſprochen werden könnten, wenn die beiden deutſchen Großmächte demnächſt durch den Krieg geſchwächt und kampfunfähig daſtehen würden.

Die vorſtehend formulirten Bedingungen waren indeß lediglich eine Inſtruction des Kaiſers zur Richtſchnur für ſeinen Miniſter. Sie wurden in Berlin weder mitgetheilt, noch bildeten ſie den Gegenſtand von Verhandlungen oder Abmachungen. Napoleon glaubte, indem er ſich in eine undurchdringliche Wolke hüllte, daß er im

entſcheidenden Augenblick dem Blitz werde gebieten können, der doch ſeiner Hand bereits entſchlüpft war.

Von dieſem Augenblicke an that Napoleon alles, um den Ausbruch des Krieges, welcher nach ſeiner Meinung Deutſchland ſpalten und unmächtig machen ſollte, zu beſchleunigen. Er erwartete wol unzweifelhaft, daß, auch wenn Preußen die Führung in Norddeutſchland bis zu den Grenzen des neunten und zehnten Bundesarmeecorps erlangen ſollte, die ſüddeutſchen Staaten, beſonders Baiern und Würtemberg, ſich nicht ohne weiteres der öſterreichiſchen Hegemonie unterwerfen, ſondern, wie dies zur Zeit des Rheinbundes geſchehen, eine Anlehnung an Frankreich ſuchen würden. Damit wäre dann das Ziel einer dauernden Zerklüftung Deutſchlands unter Befeſtigung des franzöſiſchen Einfluſſes in Deutſchland erreicht geweſen.

Als die Dinge dem franzöſiſchen Wunſche nach nicht ſchnell genug vorwärts gingen, wurde Napoleon ungeduldig. Er ſendete im April 1866 Agenten nach Köln, Koblenz, Trier, Aachen und Mainz an den Rhein, um ſich über die öffentliche Meinung in Deutſchland zu informiren.

Die Berichte, welche er erhielt, theilten übereinſtimmend mit, daß die öffentliche Stimme in Deutſchland ſich mehr und mehr für Oeſterreich ausſpreche

Frankreich genehmigt den preußischen Oberbefehl über das neunte und zehnte Bundesarmeecorps, um in dem Norden von Deutschland den preußischen Einfluß einheitlich herzustellen. Preußen dagegen wird sich einem ähnlichen Arrangement, welches zwischen Oesterreich und den süddeutschen Staaten getroffen werden möchte, nicht widersetzen.

In dem Falle, daß der Krieg einen für Preußen ungünstigen Ausgang nehmen sollte, verpflichtet sich der Kaiser, jede Schwächung Preußens zu verbieten und den status quo ante bellum aufrecht zu erhalten.

In diesen Bedingungen war für keinen Fall von irgendwelchen Compensationen für Frankreich die Rede, und man sieht, daß auch hier der Kaiser Napoleon sich freie Hand für seine Hintergedanken zu erhalten bemüht war, von denen er glaubte, daß sie erfolgreicher in bestimmter Form ausgesprochen werden könnten, wenn die beiden deutschen Großmächte demnächst durch den Krieg geschwächt und kampfunfähig dastehen würden.

Die vorstehend formulirten Bedingungen waren indeß lediglich eine Instruction des Kaisers zur Richtschnur für seinen Minister. Sie wurden in Berlin weder mitgetheilt, noch bildeten sie den Gegenstand von Verhandlungen oder Abmachungen. Napoleon glaubte, indem er sich in eine undurchdringliche Wolke hüllte, daß er im

ntſcheidenden Augenblick dem Blitz werde gebieten kön-
nen, der doch ſeiner Hand bereits entſchlüpft war.

Von dieſem Augenblicke an that Napoleon alles, um
en Ausbruch des Krieges, welcher nach ſeiner Mei-
nung Deutſchland ſpalten und unmächtig machen ſollte,
zu beſchleunigen. Er erwartete wol unzweifelhaft, daß,
auch wenn Preußen die Führung in Norddeutſchland bis
zu den Grenzen des neunten und zehnten Bundesarmee-
corps erlangen ſollte, die ſüddeutſchen Staaten, beſonders
Baiern und Würtemberg, ſich nicht ohne weiteres der
öſterreichiſchen Hegemonie unterwerfen, ſondern, wie
dies zur Zeit des Rheinbundes geſchehen, eine Anleh-
nung an Frankreich ſuchen würden. Damit wäre dann
das Ziel einer dauernden Zerklüftung Deutſchlands
unter Befeſtigung des franzöſiſchen Einfluſſes in
Deutſchland erreicht geweſen.

Als die Dinge dem franzöſiſchen Wunſche nach
nicht ſchnell genug vorwärts gingen, wurde Napoleon
ungeduldig. Er ſendete im April 1866 Agenten nach
Köln, Koblenz, Trier, Aachen und Mainz an den
Rhein, um ſich über die öffentliche Meinung in Deutſch-
land zu informiren.

Die Berichte, welche er erhielt, theilten übereinſtimmend mit, daß die öffentliche Stimme in Deutſchland ſich mehr und mehr für Oeſterreich ausſpreche

und daß die Politik des Grafen Bismarck und ein Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich von Tag zu Tag unpopulärer werde.

Aus Süddeutſchland liefen ähnliche Berichte ein. Aus Baiern wurde gemeldet, daß dort die öſterreichiſche Partei mächtig ſei, daß man vor allem Italien fürchte, und wenn das Bündniß zwiſchen Italien und Preußen bekannt werde, die bairiſche Regierung ſich unzweifelhaft auf die öſterreichiſche Seite ſtellen würde. Freilich, wurde hinzugefügt, würde von Baiern nur eine laue Kriegführung zu erwarten ſein.

Wie vorher erwähnt, gingen zu derſelben Zeit die Verhandlungen mit Oeſterreich weiter. Man that von öſterreichiſcher und ſächſiſcher Seite alles Mögliche, um Napoleon zu gewinnen. Man ſuchte von Paris aus unter der Hand in Berlin bekannt werden zu laſſen, eine hohe fürſtliche Dame habe an Napoleon einen Brief geſchrieben, der auf denſelben einen tiefen Eindruck gemacht, der Kaiſer werde immer ungeduldiger, und wenn der Ausbruch des Krieges ſich noch lange verzögere, ſo werde es nicht mehr möglich ſein, die Baſis der wohlwollenden Neutralität aufrecht zu erhalten.

Die Zögerungen in der Entwickelung der Dinge wurden vorzugsweiſe dem König Wilhelm zugeſchrieben, welcher die höchſte Abneigung gegen einen Krieg mit

inen deutſchen Bundesgenoſſen hegte und kein Mittel nverſucht laſſen wollte, um einen freundlichen Aus- ag der ſchwebenden Differenzen herbeizuführen. Ins- ſondere wollte der König einen feindlichen Zuſammen- oß mit Hannover vermeiden und eine Verſtändigung it ſeinem königlichen Vetter erreichen, — freilich zu- ächſt aus der Beſorgniß, eine feindliche oder drohende acht mitten in der preußiſchen Operationsbaſis zu ben, gewiß aber, wie es die Gerechtigkeit anzuerkennen rdert, ebenſo ſehr aus dem dringenden Wunſche, das nnoveriſche Königshaus vor den verhängnißvollen lgen zu bewahren, welche eine feindliche Stellung annovers gegen Preußen in einer ſo ernſten Kriſis nnächſt nach ſich ziehen mußte.

Endlich gab das Vorgehen Oeſterreichs den Aus- lag. Am 12. Juni wurde der öſterreichiſche Ge- ndte am preußiſchen Hofe telegraphiſch angewieſen, erlin zu verlaſſen; am 13. verließ der preußiſche eſandte, nachdem er ſeine Päſſe erhalten, Wien und am . wurde der provocirende öſterreichiſche Antrag auf die obiliſirung der nichtpreußiſchen Bundesarmeecorps Frankfurt geſtellt und von der Bundesverſammlung genommen, wodurch dann der Krieg entſchieden war.

Wenn man dieſe Data zuſammenhält mit dem rängen des Kaiſers Napoleon in Berlin und der

vorher erwähnten zwiſchen dem Herzog von Gramont und dem Grafen Mensdorff abgeſchloſſenen geheimen Convention, ſo erſcheint die letztere in einem noch eigenthümlichern Lichte, und man möchte kaum die Annahme zurückweiſen, daß das wunderſame Doppelſpiel der franzöſiſchen Politik keinen andern Zweck gehabt hat, als Oeſterreich zu einem provocatoriſchen Vorgehen zu drängen, um endlich den ungeduldig erwarteten Conflict zum Ausbruch zu bringen.

Wer damals in die Zukunft zu ſehen vermocht hätte, deſſen Lippen würden ſich unzweifelhaft zu den Worten geöffnet haben: Quos deus perdere vult dementat prius.

Die Darſtellung dieſer der großen Kataſtrophe von 1866 vorhergehenden, damals vom Schleier des Geheimniſſes bedeckten Vorgänge beruhen, wie ich nochmals beſonders hervorhebe, auf ſpäter mir von ſehr eingeweihter Seite gewordenen Mittheilungen. Ich habe es indeß für nöthig gehalten, dieſelbe hier einzufügen, weil ſie einmal manche Irrthümer berichtigt, beſonders intereſſante Lichter auf die Geſchichte jener Zeit wirft, und weil ſie mir auch zum vollen Verſtändniſſe deſſen nöthig erſcheint, was ſich zu jener Zeit in Hannover begab.

III.

neutes Drängen der preußiſchen Regierung, die Beziehungen Hannover klar zu ſtellen. — Oeſterreichiſche Propoſitionen. — ıs wiener Cabinet will die Brigade Kalik und den General n Gablenz zur Verfügung Hannovers ſtellen. — Ablehnung ſer Propoſitionen von ſeiten des Königs Georg. — Einwir- ıg der engliſchen Diplomatie, um Hannover zum Anſchluß Oeſterreich zu bewegen. — Reiſe des Grafen Platen nach rlin. Reſultatloſer Verlauf derſelben. — Das Vermäh- ıgsproject des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prin- ſin Friederike von Hannover. Verhängnißvolle Verzöge- ıg deſſelben. — Meine Sendung nach Kaſſel, um den Kur- ſten von Heſſen zu einer gemeinſamen Neutralität mit Han- ver zu beſtimmen. — Strömung am heſſiſchen Hofe. — ſorgniſſe des Miniſters Abée. — Sendung des Grafen von impffen nach Kaſſel und des Prinzen Karl Solms nach Han- ver. — Erneute Bündnißanträge des Kaiſers Franz Joſeph. Erneute Abweiſung derſelben durch den König. — Oeſter- chiſcher Mobilmachungsantrag am Bunde. — Die Abſtim- ıng Hannovers. — Preußens Austritt aus dem Bunde. — Preußiſche Sommation an Hannover.

Je näher der kriegeriſche Ausbruch des deutſchen onflicts drohte und je mehr man ſich in Wien und

Berlin darauf nach allen Richtungen hin vorbereitete, um so mehr mußte der preußischen Regierung daran gelegen sein, ihre Verhältnisse zu Hannover klar zu stellen und in befriedigender Weise zu ordnen. Das preußische Interesse an der Stellung Hannovers war fast noch größer als das österreichische. Für Oesterreich wäre ein thatkräftiges Offensiv- und Defensivbündniß mit Hannover allerdings eine sehr wesentliche Hülfe gewesen; für Preußen wog die Unterstützung Hannovers bei weitem nicht so viel, dagegen mußte ein feindliches Hannover eine große Gefahr für Preußen bilden, und eine solche Eventualität mußte daher um jeden Preis vermieden werden.

Das Augenmerk der preußischen Politik richtete sich also, sobald der Krieg dort als unvermeidlich erkannt worden war, weniger darauf, eine Theilnahme Hannovers am Kriege gegen Oesterreich auf preußischer Seite zu erreichen, als vielmehr die Sicherheit einer unbedingten und für Preußen wohlwollenden Neutralität zu erlangen, welche der preußischen Macht den Verkehr zwischen ihren beiden Hälften gestattete und ihr die Besorgniß vor einer auf eigenem Boden aufsliegenden feindlichen Mine nahm.

Eine drohende Pression in dieser Beziehung auszuüben, war nicht möglich, solange der Deutsche Bund

ſtand, widerſtrebte außerdem auch, wie ſchon erwähnt, em Könige von Preußen auf das äußerſte, der um den Preis eine freundliche Verſtändigung mit dem önige Georg erzielen wollte und ſogar im voraus en Gedanken feſtgehalten hatte, daß Hannover für waige demnächſtige Gebietsabtretungen zur Verbin- ung der beiden Theile der preußiſchen Monarchie nderweitig zu entſchädigen ſein würde. Es wurde ber zunächſt in vertraulichen Andeutungen, ſodann officieller Weiſe durch den Prinzen Yſenburg der bſchluß eines Neutralitätsvertrags mit Preußen be- ntragt, während von öſterreichiſcher Seite die Wer- ungen um ein hannoveriſches Bündniß immer eifriger trieben wurden, je mehr die Entſcheidung nahte.

Der zu jener Zeit von Preußen vorgeſchlagene eutralitätsvertrag iſt, wie hier ſchon zuvor bemerkt erden muß, nicht zu verwechſeln mit der ſpäter im tzten Augenblicke geſtellten Sommation auf Abſchluß nes Bündniſſes. Zu jener Zeit wurde eben nichts eiter verlangt als die unbedingte Neutralität mit der ewährung der freien Bewegung preußiſcher Truppen iſchen den beiden Gebietshälften; es war von keiner eſchränkung der hannoverſchen Souveränetät, von iner Unterordnung unter militäriſch preußiſche Füh- ung die Rede.

Oesterreich auf der andern Seite proponirte, seine Vorschläge in der Entwickelung der Verhandlungen immer mehr präcisirend, eine active Theilnahme Hannovers am Kriege gegen Preußen. Das wiener Cabinet erklärte sich bereit, zur Verstärkung der hannoverischen Armee die in Schleswig befindliche österreichische Brigade Kalik dem Könige von Hannover zur Disposition zu stellen und demselben zugleich den General von Gablenz, den bewährtesten österreichischen Feldherrn, behufs des Commandos der so combinirten Streitmacht abzutreten. Unter solchen Umständen wäre dann freilich die hannoverische Position für Preußen ganz außerordentlich gefährlich geworden und hätte jedenfalls eine sehr bedeutende preußische Truppenmacht von dem eigentlichen österreichischen Kriegsschauplatze zurückgehalten.

Der König stand fest auf seinem stets eingenommenen Standpunkte. Er erklärte einen Krieg zwischen zwei Mitgliedern des Deutschen Bundes für ein Verbrechen gegen die Bundespflichten, an dem kein deutscher Fürst, wenn es beklagenswertherweise stattfinden sollte, sich betheiligen dürfe. Er wies deshalb, wie ich so vielen gegentheiligen Behauptungen gegenüber nicht bestimmt genug versichern kann, die österreichischen Bündnißvorschläge vom ersten Augenblicke, in welchem

ieſelben an ihn herantraten, auf das allerentſchiedenſte urück. Umgekehrt erklärte er ſich ſogleich zu der von reußen gewünſchten Neutralität bereit, indem er be=erkte, daß dieſe Neutralität nur das von ihm ver=nge, was ohnehin ſeine Pflicht als Mitglied des eutſchen Bundes ſei, nämlich ſich von einem Kriege rn zu halten, an den er noch nicht glauben wolle und n er, wenn der Fall dennoch eintreten ſollte, tief klagen würde.

Graf Platen erklärte dann auch dem Prinzen Yſen=rg die Bereitwilligkeit, die gewünſchte Neutralität zunehmen, zögerte jedoch fortwährend mit dem Ab=luſſe des formellen Vertrags, auf welchen der Prinz iederholt drang. Er fürchtete ſich vor dem Lärm, n ein ſolcher Abſchluß, wenn er bekannt würde, in ankfurt und Wien hervorrufen müßte.

Er wies auch die öſterreichiſchen Anerbietungen zu=ck, vielleicht aber nicht mit der Entſchiedenheit, mit elcher der König ſeine Erklärung über dieſen Punkt gegeben hatte; denn Graf Platen gefiel ſich zu ſehr ſeiner von beiden Seiten ſo eifrig umworbenen Stel=ng und äußerte häufig ſehr befriedigt, daß Han=ver noch nie eine ſo einflußreiche und bedeutungs=lle Rolle geſpielt habe als gegenwärtig. Von Wien

aus wurden die Bemühungen, den Abschluß des Bündnisses zu erreichen, dennoch fortgesetzt.

Es ist nicht zu leugnen, daß Graf Platen, dessen klarer, scharf empfänglicher Geist die Nothwendigkeit der Situation und die Richtigkeit der vom Könige befohlenen politischen Haltung vollkommen erkannte, sich in einer sehr schwierigen Situation befand, deren Anforderungen die Festigkeit seines Charakters wol überstiegen.

Fast ohne Ausnahme war die ganze hannoverische Gesellschaft, der Hof und die Umgebung des Königs prononcirt österreichisch gesinnt, und sie stimmten damals mit der liberalen Partei überein, welche, wie man sich erinnert, zu jener Zeit durchweg gegen Preußen agirte und in ihrer Presse unermüdlich für Oesterreich eintrat. Diesen verschiedenen Strömungen scharf und rücksichtslos entgegenzutreten und zwischen ihnen fest und ruhig dahinzuschreiten, lag nicht in der schmiegsamen Natur des Grafen Platen.

Der Staatsrath Zimmermann war einer der wenigen, welche die Gefahr einer österreichischen Politik Hannovers klar erkannten; aber auch er war zu sehr an das Princip des Lavirens gewöhnt, als daß er dazu beigetragen hätte, den Grafen Platen zu entschiedenerm Auftreten zu bestimmen.

Sein Grundſatz war: die Ohren anzulegen und ch unſichtbar zu machen, bis der Sturm vorüber- gangen ſei.

Graf Platen tröſtete ſich damit, daß er ja mit reußen ganz vortrefflich ſtände, und daß zum wirk- chen Abſchluſſe des Neutralitätsvertrags immer noch eit ſein werde.

Ich unterließ es meinerſeits niemals, ſo oft ſich elegenheit dazu bot, den König auf die Nothwendig- it der Gewinnung eines feſten vertragsmäßigen Bo- ens für die Eventualitäten der Zukunft aufmerkſam u machen.

Der Hauptgrund, den die Freunde Oeſterreichs für en Anſchluß an die wiener Politik anführten, war er, daß Hannover im Falle eines öſterreichiſchen Sie- es, an den ſie glaubten, ſeine Zögerungen oder gar ine Hinneigung zu Preußen ſchwer werde büßen müſſen. ch glaubte darauf erwidern zu ſollen, daß Oeſter- eich, ſo ſehr es vielleicht auch durch einen hannove- iſchen Neutralitätsvertrag mit Preußen verſtimmt wer- en möchte, doch im Falle eines entſcheidenden Sieges, n den ich nicht glaubte, unmöglich dem überwundenen reußen Hannover ausliefern könnte; daß es im Gegen- heil trotz aller Verſtimmung dennoch im Falle eines ieges in Deutſchland die hannoveriſche Macht im

Norden eher verstärken als verringern müsse; daß aber umgekehrt Preußen, wenn es siegreich bleiben sollte, mit dem zweifelhaften oder feindlichen Hannover sehr übel verfahren würde. Der Neutralitätsvertrag sichere also für den Fall des preußischen Sieges die Zukunft Hannovers vollkommen, während dieselbe umgekehrt bei einem Siege Oesterreichs ohnehin niemals gefährdet sein könne.

Der König erkannte die Richtigkeit dieser Gründe durchaus an und blieb unerschütterlich fest auf seinem Standpunkte. Freilich glaubte er auch damals noch immer nicht an den wirklichen Ausbruch des Conflicts und drang deshalb auch nicht entschieden genug auf den formellen Abschluß des Neutralitätsvertrags, für dessen Verzögerung Graf Platen fortwährend anführte, daß es nicht klug sei, die vortheilhafte, nach beiden Seiten günstige Stellung aufzugeben und Oesterreich bitter zu verletzen, solange nicht die Ereignisse den unbedingt zwingenden Moment dafür herbeigeführt haben würden.

Die Neutralität war beschlossen und die Gewißheit dieses Beschlusses beruhigte den König; sein Festhalten an dem als richtig erkannten Beschlusse war übrigens um so höher anzuschlagen, als auch andere diplomatische Einflüsse sehr entschieden auf ihn einzuwirken versuchten.

Der französische Gesandte hielt sich von jeder Aeußerung über den Gang der deutschen Angelegenheiten mit der äußersten Vorsicht vollständig fern, was bei dem Spiele, welches Napoleon während jener Zeit trieb, ja durchaus erklärlich war.

Dagegen entwickelte die englische Diplomatie eine sehr lebhafte, gegen Preußen gerichtete Thätigkeit. Mehrfach theilte mir der König mit, daß Lord Clarendon in persönlich an Se. Majestät gerichteten Briefen ihn zum entschiedenen Anschlusse an Oesterreich zu bewegen suchte, und Sir Charles Wyke wiederholte unausgesetzt die dringendsten Vorstellungen in demselben Sinne.

Ich konnte nicht umhin, bei einer solchen Gelegenheit an den bösen Dämon zu erinnern, welcher die Gestalt des Deiphobus annahm, um den Hektor gegen Achill zu reizen, und der dann, als der unglückliche Sohn des Priamus seinen Speer verschleudert hatte und sich nach einer neuen Waffe umsah, verschwunden war. Die spätere Haltung Englands sollte diesem Vergleiche völlig recht geben.

Die Mahnungen des Lord Clarendon und des Sir Charles Wyke gaben dem Grafen Platen einen Grund mehr, immer weiter den Abschluß eines Vertrages zu verzögern, der außer dem Deutschen Bunde und Oester-

reich auch noch die Hannover am nächsten stehende europäische Großmacht verletzen mußte.

Auch der Minister Bacmeister war entschieden für den Anschluß an Preußen in Form des geforderten Neutralitätsvertrags. Es läge, so äußerte er sich mehrfach, eine große Versuchung darin, durch die Annahme der österreichischen Vorschläge einen Weg zu betreten, der bei glücklichem Ausgange Hannover zu einer hoch bedeutungsvollen norddeutschen Macht erheben könne. Eine solche Versuchung würde im Stande sein, ihn zu reizen, wenn sich auf dem offen stehenden Wege eine begründete Aussicht auf Erfolg zeige; aber eine solche vermöge er nicht zu erblicken. Denn er traue Oesterreich nicht zu, daß es gegen die scharf concentrirte, wohlorganisirte und vortrefflich geleitete preußische Militärmacht siegreich in die Schranken treten werde, „und" — so fügte er dann gewöhnlich kopfschüttelnd hinzu — „für eine kühne Politik, welche mit hohem Einsatze um hohen Gewinn spielt, ist der König nicht gemacht; er müßte dazu sein eigener Minister und vor allem auch sein eigener General sein, und er müßte nicht bei all seiner Festigkeit in den Grundsätzen so viel Neigung zum Hinausschieben entscheidender Maßregeln haben". Die kühne Politik biete also keinerlei Aussicht auf Erfolg, und deshalb müsse man sich so

zeitig als möglich auf die sichere Stellung zurückziehen, welche durch den Neutralitätsvertrag mit Preußen geboten wäre.

So zogen sich die Dinge hin, bis es, wie vorher erwähnt, den preußischen Verhandlungen gelungen war, eine feste Rückendeckung nach Frankreich hin zu gewinnen, und es mußte nun dem berliner Cabinet vor allem darauf ankommen, auch in Deutschland die Basis für seine Action klar zu stellen und ganz besonders in Betreff der Haltung Hannovers eine feste Sicherheit zu gewinnen.

Anfang des Jahres 1866 erging die Aufforderung an den Grafen Platen, nach Berlin zu kommen, um in persönlicher Besprechung die eingeleiteten Verhandlungen zu erledigen. Graf Platen leistete dieser Einladung bereitwillig Folge.

Ich sah dieselbe ein wenig bedenklich an, denn ich fürchtete, daß dabei wenig Faßbares herauskommen würde. Was nothgethan und zu richtigen Zielen geführt hätte, wäre immer nur eine persönliche Begegnung der beiden Könige von Preußen und Hannover gewesen. Die hohen Herren hätten sich meiner Ueberzeugung nach ohne Zweifel verständigt, und eine geschickte Anregung der Traditionen des Siebenjährigen

Krieges wäre bei dem Könige Georg von großem Einflusse gewesen.

Man schien in Berlin indeß die hannoverischen Verhältnisse in dieser Beziehung nicht genügend zu kennen, und meine Befürchtungen sollten sich leider bestätigen; denn die Reise des Grafen Platen nach Berlin bewirkte in ihren Folgen, statt eine Verständigung herbeizuführen, größere Entfremdung.

Graf Platen wurde in Berlin mit der äußersten Zuvorkommenheit aufgenommen. Er war glücklich über die Aufmerksamkeiten, die man ihm erwies, und über die liebenswürdige Auszeichnung, welche auch der König Wilhelm persönlich ihm zutheil werden ließ. Freilich bewegte ihn auch dabei immer die Sorge, was man in Wien zu seinem berliner Aufenthalte sagen möchte, und er trachtete danach, in Oesterreich den Verdacht der Annäherung an Preußen oder eines Ueberganges in das preußische Lager abzuwenden. Auch wurde seine persönliche Empfindsamkeit ein wenig dadurch erregt, daß man ihm in Berlin trotz aller entgegenkommenden Aufmerksamkeiten nur das Großkreuz des Rothen Adlerordens verlieh, dessen Erste Klasse er bereits besaß. Da Herr von Beust und Herr von der Pfordten den Schwarzen Adlerorden besaßen, zu welchem sich Graf Platen als Mitglied des hohen Adels um so mehr

ür berechtigt hielt, so erblickte er in jener Verleihung ine Zurücksetzung gegen die Minister von Baiern und Sachsen.

In politischer Beziehung sprach er sich sehr entgegenkommend, aber wol ebenso geschmeidig ausweichend us. Er erklärte die principielle Zustimmung zur gewünschten Neutralität, suchte aber den formellen Abchluß derselben auf den Weg diplomatischer Detailverhandlungen hinauszuschieben, und so kehrte er zurück, ohne daß irgendein Resultat erzielt und irgendetwas definitiv abgemacht war, was er denn auch zu einer großen Befriedigung dem Grafen Ingelheim, der seiner Rückkehr mit gespanntester Erwartung entgegensah, versichern konnte.

Weit verhängnißvoller war aber bei der Reise des Grafen Platen ein Zwischenfall, welcher ganz das Gegentheil der dabei obwaltenden Absicht zur Folge hatte.

Ich habe an einer frühern Stelle dieser Aufzeichnungen der vorsichtigen und vertraulichen Anknüpfung Erwähnung gethan, welche ich nach dem Aufenthalte in Norderney in Betreff einer Familienverbindung zwischen den königlichen Häusern der Welfen und Hohenzollern eingeleitet hatte. Dieselbe war in Berlin überaus günstig aufgenommen worden. Eines Tages

nun, während Graf Platen in Berlin war, fuhr Graf Bismarck bei demſelben vor und erklärte, daß er vom Könige beauftragt ſei, den Wunſch einer Verbindung des Prinzen Albrecht Sohn von Preußen mit der Prinzeſſin Friederike von Hannover auszuſprechen.

Graf Platen, der die Eigenthümlichkeiten des hannoveriſchen Hofes und insbeſondere die unberechenbaren Anſchauungen der Königin in ſolchen Fragen kannte, erſchrak über dieſe ſo plötzlich in officieller Form an ihn herantretende Frage. Er erwiderte, daß er in der angeregten Verbindung ein Glück für beide königlichen Häuſer erblicke, und daß die in Frage ſtehenden hohen fürſtlichen Perſonen auch nach ſeiner Ueberzeugung beſonders füreinander paſſend ſeien. Er bäte jedoch, da er über einen ſo delicaten Punkt ſich zu äußern keine Vollmacht habe, den Grafen Bismarck, deſſen Frage nicht als eine officielle Aeußerung betrachten zu dürfen, ſondern die Sache ſo aufzufaſſen, daß ſie beide über dieſe vortreffliche Idee einig ſeien und ſo jeder an ſeinem Theile zur Ausführung derſelben wirken wolle. Trotzdem war es aber nun unvermeidlich, daß das fürſtliche Heirathsproject an die hannoveriſche Königsfamilie, wenn auch nicht in abſolut officieller Form, ſo doch als ein Gegenſtand politiſcher Natur herantrat.

Daſſelbe fand, von dieſer Seite betrachtet, denn

auch bei der Königin, deren Einfluß in Familien-
ngelegenheiten bei dem Könige ſtets maßgebend war,
den allerhärteſten Widerſtand.

Ihre Majeſtät erklärte, daß ihre Tochter noch zu
jung ſei und daß dieſelbe nicht der Politik geopfert
werden ſolle.

Der König, ungemein, ja faſt ſenſitiv empfindlich
für alle Trübungen des Familienfriedens, zögerte mit
der Entſcheidung, um Zeit zu gewinnen, ſeine Ge-
mahlin für die ihm durchaus willkommene und ſym-
pathiſche Idee zu ſtimmen; er glaubte dies vielleicht
um ſo mehr thun zu können, als das Project auch
jetzt nur in Form einer vertraulichen Anfrage an ihn
gelangt war. Indeß iſt einem großen Fürſtenhauſe
gegenüber in einer daſſelbe ſo unmittelbar in delicate-
ter Weiſe berührenden Angelegenheit jede Zögerung
immer eine Verletzung, und ſie mußte in Berlin um
ſo mehr als eine ſolche empfunden werden, als man
dort ja die Sache bereits zu einem formellen Antrage
für reif gehalten hatte.

Als der König daher endlich durch den Grafen
Platen erwidern ließ, daß er in der projectirten Ver-
bindung eine freudige und ehrenvolle Befeſtigung der
alten Verwandtſchaftsbande der königlichen Häuſer von
Preußen und Hannover erblicke, daß er aber niemals

einen zwingenden Einfluß auf die Wahl seiner Tochter auszuüben entschlossen sei, und daß er daher wünsche, den beiden jungen fürstlichen Personen Zeit zu näherer Bekanntschaft miteinander und zur Prüfung ihrer Gefühle zu lassen, so mochte und mußte der berliner Hof vielleicht in einer solchen gewundenen Antwort die Ablehnung des Antrages erblicken und jedenfalls sich zu der Erwartung berechtigt halten, daß die Wiederaufnahme der Sache demnächst von Hannover zu erfolgen habe. Auch mußte dadurch in Berlin erneute Verstimmung gegen den hannoverischen Hof und neues Mistrauen gegen die hannoverische Politik erweckt werden, um so mehr, als die unmittelbar nach der Rückkehr des Grafen Platen durch den Prinzen Ysenburg aufgenommenen Verhandlungen über den Abschluß des Neutralitätsvertrags wieder verzögernden Hinhaltungen begegneten, indem Graf Platen dem Prinzen unter Wiederholung der principmäßigen Bereitwilligkeit fortwährend in der liebenswürdigsten Weise erklärte, daß ja die Sache durchaus nicht so große Eile habe und in den formellen Punkten der reiflichsten Erwägung bedürfe.

Ich war tief betrübt über diese Wendung einer Sache, welche in ihrem Anlaufe so viel Erfolg versprach und auf welche ich so große Hoffnungen gesetzt hatte.

s Unglück lag daran, daß das Project zu früh auf
officiellen Weg kam; hätte etwa durch einen Be-
des Prinzen Albrecht in Hannover oder an einem
reundeten Hofe eine Begegnung der fürstlichen Herr-
ften stattgefunden und hätte die Sache dann an die
igin in Gestalt einer Herzensneigung, womöglich
romantischer Färbung, gebracht werden können, so
de die hohe Frau unzweifelhaft ebenso eifrig und
chieden für dieselbe gewirkt haben, als sie ihr jetzt
egentrat.

Auch Graf Platen bedauerte den Vorfall aufrichtig
theilte ganz meine Ansicht über den peinlichen Ein-
k, den die Zögerung in Berlin hatte hervorrufen
sen; doch tröstete er sich damit, daß man ja immer
Project wieder aufnehmen könne und daß der
en nicht abgeschnitten sei. Es ist mir indeß ein
ig zweifelhaft, ob er mit der vollen Entschiedenheit,
he diese wichtige Angelegenheit verdiente, für dieselbe
der Königin gegenüber eingetreten sein möge. In
tischer Beziehung war ihm vielleicht die Zögerung
t unerwünscht, da die Familienverbindung mit dem
iner Hofe zu jener Zeit unzweifelhaft die feste An-
erung an Preußen und die höchste Verstimmung in
terreich, ja vielleicht einen Bruch mit dem wiener
inet hätte herbeiführen müssen. Aber auch diese

ganze Angelegenheit war ein klarer Beweis dafür, wie hohen Werth man in Berlin damals auf die freundliche Verständigung mit Hannover legte und wie sehr der König von Preußen und die preußische Regierung bemüht waren, für eine solche Verständigung den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Weg zu öffnen. Wäre der Neutralitätsvertrag damals geschlossen und während des darauffolgenden Krieges streng gehalten worden, so hätte nicht nur von einer spätern Annexion von Hannover niemals die Rede sein können, sondern das Königreich Hannover würde auch nach dem Kriege eine ganz besondere und eximirte Stellung in Norddeutschland eingenommen haben, denn der König von Preußen hätte auch als Sieger an einem einmal geschlossenen Vertrage unverbrüchlich festgehalten. Die diplomatische und militärische Unterordnung, welche man von Berlin aus später im Norddeutschen Bunde den Besiegten auferlegte, hätte man von einem Bundesgenossen, der einen vor dem Kriege geschlossenen Vertrag treu erfüllte, niemals fordern können und würde sie auch nicht gefordert haben. Um dann später Hannover dem Norddeutschen Bunde einzufügen, hätten besondere Verhandlungen stattfinden müssen, bei welchen Hannover die volle Freiheit seiner Entschließungen und zugleich den Vortheil der dankbaren Rücksicht gehabt haben würde,

che ihm Preußen ſchuldete. Der König von Hannover
re alſo im Stande geweſen, Zugeſtändniſſe, welche
der norddeutſchen Bundeseinheit und ſpäter etwa
n Deutſchen Reiche machen wollte, an die für ihn
theilhafteſten und ehrenvollſten Bedingungen zu
pfen, ſodaß alſo die wenigen Paragraphen jenes
utralitätsvertrags noch heute die Grundlage einer
nders ehrenvollen und bevorzugten Stellung des
noveriſchen Königreichs und des Welfenhauſes im
en Deutſchland gebildet haben würden.

Ich wurde indeß nicht müde, den König bei jeder
legenheit auf die Gefahr der Situation und auf die
chtigkeit einer Sicherung der Zukunft auf vertrags-
ßiger Baſis hinzuweiſen. Meine Haltung und
erzeugung, aus der ich kein Hehl machte und
che ich auch, ſo oft das thunlich war und ſich Ge-
nheit dazu bot, in der Preſſe zum Ausdruck brachte,
en mir viel Feindſchaft und Verdächtigung zu. Man
n an, wie mir ſehr wohl bekannt war, ſich zuzu-
tern, daß ich wol ein geheimer preußiſcher Agent
i möge, und eigenthümliche Intriguen des Herrn
n Stockhauſen in Berlin, die mir durch das offene
trauen des Königs vollkommen bekannt wurden,
gen zu ſolchen Verdächtigungen bei. In der wol
r natürlichen Verſtimmung darüber enthielt ich mich

ſoviel als möglich jeder Berührung des Gebietes der auswärtigen Politik und bat auch den König, mich zu den Conſeilſitzungen, welche über dieſelbe ſtattfanden, nicht mehr zuzuziehen.

Auch über dieſe Zurückhaltung möchte ich mir heute faſt Vorwürfe machen. Vielleicht wäre es meine Pflicht geweſen, noch rückſichtsloſer und entſchiedener meine Anſichten durchzufechten, ſtatt mich darauf zu beſchränken, ſie ſo ſelten als möglich und niemals ohne Aufforderung auszuſprechen.

Preußen drang inzwiſchen immer feſter und entſchiedener auf den Vertragsabſchluß, während Oeſterreich im Gegentheil alles aufbot, um denſelben zu verhindern.

Es wurden nicht nur von öſterreichiſcher Seite fortwährende Vorſtellungen über vermuthete preußiſche Separatverhandlungen gemacht, ſondern man ſtellte von Wien auch endlich den Antrag am Bunde, die Bundesverſammlung möge den Regierungen von Preußen und Hannover die Erwartung ausſprechen, daß ſie keine Verträge abſchließen möchten, die den Bundesgrundſätzen widerſprächen.

Alle dieſe Schritte machten den Grafen Platen immer noch ängſtlicher und beſtärkten ihn in der fortwährenden Verzögerung der Verhandlungen mit Preußen.

fürchtete vor allem eine Isolirung Hannovers; um
h diesem Grunde zu begegnen, regte ich beim Könige
ı Gedanken an, sich mit dem Kurfürsten von Hessen
› demnächst mit dem Großherzog von Oldenburg in
rbindung zu setzen und mit beiden gemeinschaftlich
Neutralitätsvertrag mit Preußen zu schließen. Der
nig hätte dadurch nicht nur Preußen einen Dienst
:istet, denn die Neutralität Kurhessens und Olden-
gs war im hohen Grade erwünscht, sondern er hätte
h durch die Schaffung eines größern, vertragsmäßig
bundenen neutralen Gebietes für alle Fälle eine
)r widerstandsfähige Macht vereinigt.

Die Beziehungen zu Kurhessen waren in der letzten
t ganz besonders intim geworden. Ich war dem
nister Abée persönlich näher getreten; derselbe schloß
unter der billigenden Zustimmung des Kurfürsten
hannoverischen Politik so vollständig an, daß sogar
diplomatischen Erklärungen vollständig identisch von
en Regierungen abgegeben wurden und daß ich mehr-
in Gemeinschaft mit dem Legationsrath von Kalten-
ı in Kassel auch die hessischen diplomatischen Schrift-
le ausarbeitete. Es war daher begründete Aussicht
handen, den Kurfürsten zum gemeinsamen Neutra-
sabschlusse mit dem Könige, den er persönlich in
:m Grade verehrte, zu bewegen, dadurch alle Beden-

ken abzuſchneiden und dieſe ſo unglückſelig verzögerte Frage endlich zum Abſchluſſe zu bringen.

Der König billigte meinen Gedanken durchaus, ebenſo Graf Platen, dem jede, wenn auch noch ſo kurze Friſt für eine definitive Erklärung erwünſcht war, und der auch bei der endlichen Entſcheidung lieber an der Seite anderer deutſcher Mächte ſtehen und mit dieſen den öſterreichiſchen Unwillen theilen wollte.

Der König befahl mir, ſogleich zum Kurfürſten zu reiſen und die Sache in dem von mir angegebenen Sinne dort zur Anregung, womöglich zum Abſchluſſe zu bringen. Um meine Sendung, wegen welcher Graf Platen eine öſterreichiſche Interpellation fürchtete, mit dem vollſtändigſten Geheimniß zu umgeben, nahm ich zum äußern Vorwande derſelben die früher erwähnte Reuter'ſche Telegraphenangelegenheit. Der Vertrag, welchen Kurheſſen über ſeine Telegraphenlinien abgeſchloſſen hatte, lief ab, und wir wünſchten nun mit dem Kurfürſten einen ähnlichen Vertrag zu Gunſten Hannovers abzuſchließen, wobei dann der Reuter'ſchen Compagnie auch auf den heſſiſchen Linien die ihr in Hannover zugeſtandenen Begünſtigungen zutheil werden ſollten. Obwol auch dieſe Angelegenheit für uns von großer Wichtigkeit war und mir lebhaft am Herzen lag, ſo trat ſie doch in jener Zeit vor den drängenden

itiſchen Tagesfragen zurück und bildete damals ge-
ſermaßen nur den äußern Vorwand meines Erſchei-
is in Kaſſel.

Ich nahm einen Brief des Königs an den Kur-
ſten mit, in welchem der König erklärte, daß er es
nöthig halte, den unſichern Zuſtänden in Deutſch-
d gegenüber ſich zu einer abſolut neutralen Hal-
g, welche ohnehin durch die Bundesgeſetze vorge-
ieben ſei, zu verpflichten und dadurch den Frieden
es Landes zu ſichern. Er wünſche indeß, in einer
wichtigen Sache ſich mit ſeinem nächſten Nachbar
) Bundesgenoſſen zu verſtändigen und, wenn der
rfürſt ſeine Anſichten theile, in Gemeinſchaft mit
i den rechtlich und politiſch als nothwendig erkann-
Schritt zu thun.

Ich reiſte am 16. Mai nach Kaſſel ab und fand
dortigen Zuſtände in einer ähnlichen Lage wie die-
gen in Hannover.

Der Miniſter Abée begrüßte meine Ankunft mit
ßer Freude. Er erkannte die Gefahr der Situation
: ſcharf und hielt die von Preußen auch in Kur-
en verlangte Neutralität für den einzigen Weg der
ttung. Der ganze Hof war faſt fanatiſch öſter-
hiſch geſinnt; beim Kurfürſten war dies nicht der
l, aber in ihm lebte noch die alte, grollende Ver-

ſtimmung gegen Preußen aus der Zeit der Verfaſſungswirren, und zugleich hatte er Rechtsbedenken gegen die Zuläſſigkeit eines Separatvertrags in einer Sache, welche den ganzen Deutſchen Bund anging.

Ich überzeugte mich bei den Beſuchen, die ich mit den Cavalieren des Hofes wechſelte, daß man mich hier mit großem Mistrauen betrachte und nichts mehr fürchte als eine Annäherung an Preußen. Der Miniſter Abée im Gegentheil hoffte, daß die von dem Könige von Hannover geſchehene Anregung den Kurfürſten zum Abſchluſſe des Neutralitätsvertrags bewegen werde, den er vom praktiſch politiſchen Geſichtspunkte ebenfalls für nützlich und geboten erachtete, zu dem er ſich jedoch aus den vorſtehend angeführten Beweggründen noch immer nicht entſchließen konnte. In Kaſſel war alſo, wenn ſonſt die Verhältniſſe ähnlich wie in Hannover lagen, der Kurfürſt ſelbſt das zögernde Element, und es galt ganz beſonders, ihn zu dem nothwendigen, aber ſeinem Gefühle peinlichen Entſchluſſe zu beſtimmen.

Der Kurfürſt empfing mich in ſeiner gewohnten liebenswürdigen Weiſe und hörte, nachdem er das Schreiben des Königs geleſen, meinen Vortrag, den der Miniſter Abée eifrig unterſtützte, äußerſt aufmerkſam an, indem er häufig ſogar Zeichen der Zuſtimmung

nachte. Er behielt ſich jedoch, wie dies in ſeinem Charakter lag und in ſo wichtiger Sache ja auch völlig natürlich und richtig war, die Entſcheidung vor und orderte mich auf, mit dem Miniſter die Sache zu=nächſt noch weiter zu beſprechen und in Bezug der Form zu erörtern.

Bei den Conferenzen, die ich mit dem Miniſter Abée hatte, und an welchen auch der Legationsrath von Kaltenborn und Herr von Meyer, der kurheſſiſche Geſandte in Paris, theilnahmen, herrſchte vollſtändige Einſtimmigkeit über die Nothwendigkeit, die Neutrali=tät abzuſchließen, und der Miniſter Abée ſagte mir auch nach den erſten Tagen, daß der Kurfürſt ſich immer mehr dieſer Anſicht zuneige, und daß es wol gelingen werde, ihn zu dem Abſchluſſe zu beſtimmen.

Es war eine eigenthümlich ſchwere und verhängniß=volle Zeit. Die Schwüle des ſchon hoch heraufgeſtie=genen Wetters laſtete auf Seele und Geiſt. Ich er=innere mich immer noch wehmüthig eines Abends, an welchem ich mit dem Miniſter Abée einen längern Spaziergang über die um die Stadt Kaſſel ſich hin=ziehenden Höhen machte; auf einem Punkte, von wel=chem man die Stadt und die im Frühlingsgrün und in duftenden Blütenſchmucke ſchimmernde Gegend weit=hin überſehen konnte, blieb der alte Herr ſtehen und

ſagte mit feuchtem Blicke: „Wie entſetzlich iſt es zu denken, daß bald vielleicht ſo viel Wohlſtand und Friede von dem drohenden Kriege zerſtört wird!“ Er faltete die Hände und fuhr mit faſt andächtigem Tone fort: „Gott wolle es geben, daß es uns gelingt, meinen Herrn zu beſtimmen, daß er den einzigen Weg der Rettung einſchlägt und daß ſo wenigſtens dieſes ſchöne Land vor dem Unheile des Krieges bewahrt bleibe!“

Wir ſtanden eine Zeit lang ſchweigend und tief bewegt nebeneinander, und ich ſchloß mich dem Wunſche und Gebete des treuen Dieners ſeines Fürſten und ſeines Landes aus tiefſtem Herzen an.

Leider ſollte dieſer Wunſch nicht erfüllt werden; bereits waren die Schickſalsloſe geworfen und das ſchwarze Los war gefallen.

Am 20. Mai war ich zum Diner beim Kurfürſten auf Wilhelmshöhe. Nach der Tafel trat der Kurfürſt zu mir heran und ſagte: „Soeben habe ich die Anzeige erhalten, daß Graf Wimpffen mit einer beſondern Miſſion des Kaiſers von Oeſterreich hierher kommen wird. Zu Ihrem Könige iſt der Prinz Karl Solms geſchickt. Es iſt unmöglich, jetzt eine Entſcheidung zu treffen; wir ſind es jedenfalls dem Kaiſer ſchuldig, zu hören, was er uns zu ſagen hat. Auch der König wird vielleicht nach der an ihn gerichteten Botſchaft

eine Entschlüsse bestimmen wollen und es natürlich inden, daß ich in diesem Augenblicke keine bestimmte Antwort geben kann."

Ich war im hohen Grade bestürzt über diese Mittheilung. Was auch von Oesterreich kommen mochte, s konnte in meinen Augen nichts an der Nothwendigeit der Neutralität weder für Hannover noch für Kuressen ändern; dagegen aber war jede Verzögerung erhängnißvoll, da die österreichisch-preußischen Differenzen auch am Bunde bereits einen immer drohenern Charakter annahmen.

Indeß war nichts zu machen, und ich bat den Kurürsten um die Erlaubniß, mich verabschieden und soleich nach Hannover zurückkehren zu dürfen, um mich ber die dortigen Vorgänge zu informiren und des Königs weitere Befehle einzuholen.

Als ich in mein Hotel zurückkam, fand ich den achstehenden Brief des Grafen Platen vor:

„Hannover, 19. Mai 1866.

Euer Hochwohlgeboren

nteressantes Schreiben vom 17. d. habe ich erhalten nd beeile mich, Ihnen darauf zu erwidern, daß die Verhandlungen in Bezug auf den mit Preußen abzuhließenden Neutralitätsvertrag noch nicht begonnen aben und schwerlich während des bevorstehenden Festes

beginnen werden. Besondere Vorsicht ist um so mehr bei den Verhandlungen anzuempfehlen, als Oesterreich in der heutigen Bundestagssitzung beantragt hat, die Bundesversammlung möge den Regierungen von Hannover und Preußen die Erwartung aussprechen, daß sie keine Verträge abschließen möchten, die den Bundesgrundsätzen widersprächen.

Was die Ordensangelegenheit betrifft, so hat mir der König die Annahme des Wilhelmsordens verboten. Die Behauptung des Kurfürsten, daß Beust, weil er den Stephansorden besitze, den Löwenorden hätte erhalten müssen, dürfte wol nicht stichhaltig sein.

Es wäre wol gut, wenn Sie recht bald zurückkehrten, da Ihre Anwesenheit zu Kassel zu der Vermuthung Anlaß geben könnte, wir suchten Hessen zu einem Neutralitätsvertrage zu bewegen — eine Vermuthung, die uns bei Oesterreich sehr schaden muß. Der König ist dieser Ansicht und hat mich beauftragt, Ihnen zu empfehlen, die Telegraphenangelegenheit schnell zu beendigen und dann zurückzukehren.

Mit vollkommenster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

(Gez.) Platen-Hallermund.

P.S. Meine besten Empfehlungen an den Minister Abée."

Es war klar, daß auch Graf Platen die öster-
reichischen Mittheilungen abwarten und neue Frist ge-
winnen wollte, wozu das in jene Tage fallende Pfingst-
fest den Vorwand geben sollte.

Als ich nach Hannover zurückkehrte, fand ich dort
alles in lebhaftester Unruhe, und die österreichische
Parteibewegung ging in allen Kreisen außerordentlich
hoch; besonders war der ganze Hof immer entschie-
dener für Oesterreich begeistert und setzte ein immer
gläubigeres Vertrauen in die österreichischen Siege.

Prinz Ysenburg hatte am 29. Mai von neuem
und immer dringender die schleunige Aufnahme der
Verhandlungen über die Neutralität und den Abschluß
des Vertrags beantragt, und zugleich war die Mobili-
sirung des westfälischen Armeecorps von Berlin aus
angeordnet worden.

Prinz Karl von Solms-Braunfels, des Königs
Halbbruder aus der frühern Ehe der Königin Frie-
derike, Feldmarschallieutenant in der österreichischen
Armee, war von Wien angekommen, und alle Welt
fühlte, daß man sich in dem Scheitelpunkte der Krisis
befinde und daß die Entscheidung fallen müsse.

Prinz Karl Solms hatte den Auftrag, noch ein-
mal auf das dringendste den Antrag auf ein Bündniß
mit Oesterreich zu wiederholen, bei welchem für die

Dauer des Krieges die in Holstein befindliche Brigade Kalik und der General von Gablenz dem Könige zur Verfügung gestellt werden sollten. Zugleich überbrachte der Prinz, den man in Wien ohne Zweifel wegen seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause zu dieser Mission ausgewählt hatte, dem Könige ein Schreiben des Kaisers Franz Joseph, in welchem dieser persönlich auf das allerdringendste den Beitritt Hannovers zum österreichischen Bündnisse erbat, zugleich für den Fall des Sieges wesentliche Macht- und Gebietserweiterungen auf Kosten des Gegners, an dessen Niederwerfung man damals in der Hofburg nicht zweifelte, versprach. Da mir der Wortlaut dieses so bedeutungsvollen Schreibens nicht mehr vorliegt, so müssen hier alle nähern Angaben über die Details des Inhalts unterbleiben. Soviel ich mich erinnere, lagen die zugesagten Vergrößerungen theils in Holstein, theils in andern Gebieten, über welche man nach dem Siege glaubte verfügen zu können.

Es mag hier gleich hinzugefügt werden, daß dieses Schreiben des Kaisers von Oesterreich ein eigenthümliches Schicksal hatte; dasselbe war nicht in die Kanzlei gekommen, sondern bei der demnächst erfolgenden schleunigen Abreise des Königs auf dessen Schreibtische liegen geblieben. Der Hofmarschall Graf Alfred Wedel

and, wie er mir ſpäter erzählte, den Brief dort, und
m höchſten Grade erſchrocken, auf einem ſo frei da-
iegenden Papier die Unterſchrift des Kaiſers Franz
oſeph zu ſehen, warf er den Brief ins Feuer und
berwachte ſorgfältig die Zerſtörung des verhängniß-
ollen Documents durch die Flammen.

Der König war über ſeinen Entſchluß keinen Augen-
lick im Zweifel und fand auch bei ſeinem Miniſter
nbedingte Zuſtimmung, wenn auch Graf Platen
m ſtillen vielleicht noch immer die Hoffnung hegen
ochte, eine ganz definitive Entſcheidung womöglich
) lange hinauszuſchieben, bis die Chancen des Er-
olges ſich noch klarer überſehen laſſen würden. Der
König erklärte auf das beſtimmteſte, daß ſeine Pflicht
ls Bundesfürſt ihm verbiete, irgendein Bündniß ab-
uſchließen für den Fall eines Krieges, den er als eine
hwere Verletzung des Bundesgrundgeſetzes betrachte
nd ſo lange für unmöglich halten müſſe, bis die un-
eilvolle und nicht genug zu beklagende Thatſache ihm
ntgegentreten würde.

Er wies den Antrag Oeſterreichs ohne jeden Rück-
alt ab und äußerte ſich auch dem Prinzen Karl Solms
egenüber faſt verletzt über die Zumuthung, ſich durch
:embe Gebiete bereichern zu ſollen, da es ſein höchſter
Stolz ſei, unter ſeinem Scepter nur angeſtammt

welfiſche Beſitzungen vereinigt zu ſehen. Alle Bemühungen des Prinzen Solms und des Grafen Ingelheim, den Entſchluß des Königs zu ändern, waren umſonſt, und nachdem dies in Wien bekannt geworden, erhielt die Brigade Kalik den Befehl, ſchleunigſt zurückzukehren und ihren Platz in der öſterreichiſchen Armeeaufſtellung einzunehmen.

Nachdem ſo das öſterreichiſche Bündniß definitiv zurückgewieſen war, wäre es nun wol unzweifelhaft an der Zeit geweſen, ohne die Verzögerung einer Stunde mit Preußen den Vertrag über die Neutralität abzuſchließen, welche im Princip vom Könige angenommen war. Prinz Yſenburg drängte von neuem und ſtellte zur Erklärung der Situation die Anfrage, ob Hannover ſich durch die zugeſagte Neutralität verhindert erachten würde, Anträgen zuzuſtimmen, welche am Bunde mit feindlicher Abſicht gegen Preußen geſtellt werden möchten.

Graf Platen erwiderte, daß Hannover ſich für verpflichtet halte, ſolange der Bund beſtände, deſſen Beſchlüſſe als bindend zu reſpectiren, daß es aber ſtets bemüht ſein werde, feindliche Anträge gegen Preußen zu verhindern, und ſolchen Anträgen ſeinerſeits niemals zuſtimmen werde.

Dieſe Erklärung konnte in Preußen wenig befriedigen. Schärfer noch drängte Prinz Yſenburg auf den

bschluß des Vertrags, und in Berlin begann man,
s Graf Platen immer noch zögerte, sich zu rüsten,
n nöthigenfalls die von Hannover drohende Gefahr
ilitärisch zu unterdrücken.

Am 12. Juni begann dann Oesterreich seine Offensiv-
tion und stellte am Bunde den Antrag auf Mobili-
ung der nichtpreußischen Armeecorps.

Die hannoverische Abstimmung über diesen Antrag
chte das bisher beobachtete Spiel vorsichtiger Zurück-
ltung fortzusetzen. Hannover stimmte für die Mobil-
achung, doch mit Ausschluß der österreichischen Armee-
rps. Es war ja nun juristisch und diplomatisch
nz richtig, daß in dem Beschlusse der Mobilmachung
r Bundesarmee ohne die österreichischen Corps ein
istrauen und eine feindliche Absicht gegen Preußen
rect nicht gefunden werden konnte, auch lehnte Hanno-
r die gegen Preußen gerichteten Motive des öster-
ichischen Antrages ausdrücklich ab; allein die Zeit war
feinen juristischen und diplomatischen Unterscheidun-
n nicht mehr angethan. Die gewaltige Realpolitik
at in ihre Rechte und zerriß die kleinen Gewebe, welche
an sonst am Bundestage zu spinnen gewohnt gewesen.

Preußen hatte den Mobilmachungsbeschluß als einen
indlichen betrachten zu müssen erklärt und mußte
n alle diejenigen, welche bedingt oder unbedingt für

dieſen Beſchluß ſtimmten, als ſeine Gegner betrachten. Dazu kam die verhängnißvolle Maßregel der Verfrühung der Exercirzeit, welche in Hannover getroffen wurde. Bei dieſer Maßregel lag die Abſicht vor, dem Bundesbeſchluſſe auf Mobilmachung in einer andern Form Folge zu geben, welche Preußen gegenüber nicht verletzend ſein ſollte; denn indem man der zu beſchleunigenden Ernte wegen die Einberufung der Reſerven zu den Fahnen früher als ſonſt anordnete, wurde die Armee thatſächlich mobil gemacht. Dem Bundesbeſchluſſe war alſo Genüge geleiſtet und man konnte dieſelbe Maßregel in Frankfurt als Gehorſam gegen den Bund darſtellen, welche man in Berlin als eine einfache Zweckmäßigkeitsanordnung erklärte.

Der König, im Bewußtſein der von ihm beſchloſſenen und gewiſſenhaft ernſt gemeinten Neutralität, ſtimmte dieſer militäriſchen Maßregel auf den Antrag ſeiner Generale zu, ohne ſich wol über deren Tragweite klar zu werden; wie denn überhaupt in jenen Tagen alles im Fluge haſtiger Eile ſich abſpielte. Auch hielt der König wol ſelbſt den Ausbruch des Krieges damals noch nicht für ſo unmittelbar drohend; man erwartete immer noch Vermittelungen neutraler Großmächte, und er hoffte, die Exercirzeit beenden und die Truppen entlaſſen zu können, bevor ernſte Conflicte

rächen. Er hatte auch die Verhandlungen der
inſamen Neutralität mit Kurheſſen immer noch
Auge, und die Identität der hannoveriſchen und
ſſiſchen Politik wurde fortgeſetzt.
Noch vor der Abſtimmung der Anträge am Bunde
der Miniſter Abée ſpät am Abend perſönlich nach
nover, nachdem er mich durch ein Telegramm be-
richtigt hatte. Ich empfing ihn am Bahnhofe und
te ihn noch gegen Mitternacht zum Grafen Platen,
dann die gleichlautende Abſtimmung feſtgeſetzt und
die gemeinſame Neutralität ausführlich erörtert
e, der gegenüber ſich Graf Platen freilich immer
mit zögernder Zurückhaltung ausſprach.
für das berliner Cabinet wurde nach dem Mobil-
ungsbeſchluſſe in Frankfurt, welcher den Austritt
ßens aus dem Bunde zur Folge hatte, die Rück-
der Selbſterhaltung allein maßgebend.
im Begriff, den Kampf mit Oeſterreich, Sachſen
den ſüddeutſchen Staaten aufzunehmen, bei wel-
die ganze Zukunft der Hohenzollernmonarchie
dem Spiele ſtand, konnte Preußen nicht mitten in
e Operationsbaſis, ja in ſeinem Rücken, die han-
riſche Macht zurücklaſſen, welche ſich durch die
rühung der Exercirzeit allmählich auf den Kriegs-
u ſetzen begann. Nachdem auf dem Wege der Ver-

handlung der Neutralitätsvertrag nicht zum Abschlusse gekommen war, mußte man sich in Berlin zu raschem Handeln entschließen, und da man in der letzten Zeit ein tiefes Mistrauen gegen die hannoverische Politik gefaßt hatte und befürchtete, daß dennoch durch den Prinzen Solms irgendwelche Abmachungen getroffen seien, so glaubte man sich jetzt auch mit der Zusage der Neutralität nicht mehr begnügen zu können. Zeit zu weitern Verhandlungen war nicht mehr vorhanden, und so forderte denn die preußische Regierung jetzt in Form einer kategorischen Sommation ein Bündniß nach Maßgabe der Bundesreformvorschläge, welche sie inzwischen gestellt hatte.

Diese Sommation, welche in den politischen Actenstücken jener Tage veröffentlicht wurde, mag zum Verständniß der weitern Entwickelung hier im Wortlaut folgen:

„Der in der Sitzung des Bundestages vom 11. d. M. gestellte Antrag auf Mobilmachung eines Bundesheeres gegen Preußen in Verbindung mit der Haltung, welche eine Anzahl von Bundesregierungen in Anlehnung an bundeswidrige und drohende Rüstungen Oesterreichs gegen Preußen angenommen, hat den Bruch des bisherigen Bundesverhältnisses herbeigeführt.

„Des Unterzeichneten Allerhöchste Regierung hat sich

ber in der Sitzung vom 14. d. M. in der Er-
ng ausgesprochen, von welcher der Unterzeichnete
Excellenz dem königlich hannoverischen Herrn
tsminister und Minister der auswärtigen An-
nheiten Reichsgrafen Adolf von Platen zu Haller-
e anliegend eine Abschrift ergebenst zu überreichen
ihre hat.

Diese Vorgänge legen Sr. Majestät dem Könige,
Unterzeichneten allergnädigstem Herrn, die Pflicht
die zum Schutze Preußens gegen den beabsichtigten
iff geeigneten und durch das Bedürfniß der Selbst-
tung gebotenen Mittel zur Anwendung zu bringen.
Die geographische Lage des Königreichs Hannover
: dasselbe zu einem wichtigen Moment in dem
m dieser Vertheidigung. Die königlich hanno-
he Regierung wird es daher gerechtfertigt finden,
in der Spannung der gegenwärtigen Situation
schlands, welche durch den bundeswidrigen An-
Oesterreichs vom 11. d. M. gekennzeichnet wird,
jen von ihr bestimmte Erklärungen und Bürg-
en über die zukünftige gegenseitige Stellung zu
en sich genöthigt sieht.

Diese Bürgschaften können der Lage der Dinge
und dem Verhalten Hannovers seit der Mit-
ng des Herrn von Stockhausen vom 14. v. M.,

nur in dem Abschlusse eines Bündnisses zwischen Preußen und Hannover auf folgende Bedingungen gefunden werden, daß 1) die königlich hannoverischen Truppen sofort auf den Friedensstand vom 1. März d. J. zurückgeführt werden; 2) Hannover der Berufung des deutschen Parlaments zustimmt und die Wahlen dazu ausschreibt, sobald es von Preußen geschieht; 3) Preußen dem Könige von Hannover sein Gebiet und seine Souveränetätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge vom 14. d. M. gewährleistet.

„Der Unterzeichnete ist beauftragt worden, eine Erklärung darüber nachzusuchen, ob Se. Majestät der König von Hannover willens ist, das erwähnte Bündniß zu schließen.

„Im Falle der Zustimmung Sr. Majestät des Königs von Hannover ist der Unterzeichnete ermächtigt, im Namen Sr. Majestät des Königs, seines allergnädigsten Herrn, die Zusicherung zu ertheilen, daß Allerhöchstderselbe das Königreich Hannover vertheidigen und die Rechte und Interessen seines nunmehrigen Bundesgenossen mit seinen eigenen wahrnehmen werde.

„Sollte wider Erwarten eine ablehnende oder ausweichende Antwort erfolgen, so würde Se. Majestät der König sich zu seinem lebhaften Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt finden, das Königreich Han-

)er als im Kriegszuſtande gegen Preußen befindlich betrachten und demgemäß in ſeinen Beziehungen zu ıſelben nur noch die Rückſichten auf den Schutz des :nen Landes und das militäriſche Erforderniß maß= end ſein zu laſſen.

„Indem der Unterzeichnete noch zu bemerken ſich be= t, daß er eine Antwort im Laufe des Tages zu er= ten angewieſen iſt, benutzt er auch dieſen Anlaß, um . Excellenz den Ausdruck ſeiner ausgezeichnetſten chachtung ergebenſt darzubringen.

Hannover, 15. Juni 1866.

(Gez.) Guſtav Prinz zu Yſenburg.

:. Excellenz dem königlich hannoveriſchen Herrn Staatsminiſter und Miniſter der auswärtigen An= gelegenheiten Reichsgrafen Adolf von Platen zu Hallermund hierſelbſt.“

Dieſe Sommation wurde am 15. Juni morgens m Prinzen Yſenburg dem Grafen Platen übergeben t der Erklärung, daß er noch an demſelben Tage ıe Antwort zu verlangen beauftragt ſei.

Der Anfang des Endes war da — das Königreich ınnover ſtand vor dem Rubicon.

IV.

Der 15. Juni 1866. — Der Beſchluß des Geſammtminiſteriums über die preußiſche Sommation. — Antrag des Herrn von Bennigſen in der Zweiten Kammer. — Der Entwurf der Antwort auf die preußiſche Note. — Unterzeichnung deſſelben durch den König in Herrenhauſen. — Deputation der Reſidenzſtadt. — Preußiſche Kriegserklärung. — Abreiſe des Königs. — Ankunft in Göttingen. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarſches. — Aenderung in dem Armeecommando. — General Gebſer, General von Tſchirſchnitz, General von Arentſchildt, Oberſt Dammers. — Abmarſch von Göttingen. — Sendung des Kanzliſten Duve und des Dr. Klopp, um die heſſiſchen und bairiſchen Truppen zur Vereinigung mit der hannoveriſchen Armee zu bewegen. — Planloſe Märſche. — Uebertritt der Armee auf preußiſches Gebiet bei Heiligenſtadt. — Ankunft vor Langenſalza.

Der 15. Juni 1866 war einer der aufgeregteſten und unruhigſten Tage, deren ich mich zu erinnern vermag. Bis zu dieſem Tage hatte Hannover immer noch die Möglichkeit, nicht nur ſeine Exiſtenz für alle Zukunft ſicherzuſtellen, ſondern ſich auch unter allen deutſchen

ıaten, wie auch die Würfel des Krieges fallen
hten, eine beſonders bevorzugte Stellung zu ver-
ffen.

Die Sicherung der Exiſtenz war freilich auch jetzt
h möglich, allein es mußten nun ſtatt der früher
geforderten einfachen Neutralität Opfer gebracht
den, zu denen der König ſich nach der bei ihm als
ubensartikel feſtſtehenden Auffaſſung ſeiner monar-
chen Rechte niemals und am wenigſten unter dem
ange einer Drohung verſtehen konnte.

Mit der Sommation vom 15. Juni begann jene
te unglücklich verhängnißvoller Ereigniſſe, während
cher die preußiſche Regierung und der König Georg
in zwei vollſtändig getrennten Kreiſen verſchiedener
ſchauungen bewegten, zwiſchen denen eine Verſtän-
ung unmöglich war. Wäre von Preußen in jenem
genblick der definitive Abſchluß des Neutralitäts-
trages ebenfalls unter zwölfſtündiger Friſt gefordert
rden, ſo würde derſelbe ohne Zweifel erfolgt ſein.

Berlin aber hatte man vollſtändig das Vertrauen
dem guten Willen Hannovers verloren; man glaubte
t — und der Schein mußte ja dahin führen —
geheime Abmachungen mit Oeſterreich; man zwei-
:e, ſelbſt wenn der Neutralitätsvertrag zum Abſchluß
ne, an der Erfüllung deſſelben, und mußte daher

nun durch die früher nicht gestellte bestimmte Forderung eines Bündnisses um jeden Preis Klarheit in die Lage bringen, um sich Hannovers völlig zu versichern oder dasselbe militärisch niederzuwerfen, damit man die ganze Macht gegen den Hauptgegner richten könne.

Der König seinerseits fand in dieser Sommation und in dem unter Kriegsandrohung geforderten Bündniß auf Grundlagen, die er mit der Selbständigkeit seiner Krone für unvereinbar hielt, eine unbegründete und unberechtigte Provocation, da er ja seinerseits die Neutralität zugesagt hatte, da er sich bewußt war, die lockenden Anerbietungen Oesterreichs zurückgewiesen zu haben, und der formellen Abschließung des Vertrages, nachdem er einmal das Princip angenommen, keinen entscheidenden Werth beilegte.

Er war daher sogleich bei der Mittheilung der preußischen Note entschlossen, das von ihm geforderte Bündniß abzulehnen, wie er dasselbe ja kurz vorher den österreichischen Propositionen gegenüber gethan hatte. Dessenungeachtet erkannte er vollkommen die hochverantwortungsvolle und schwere Wichtigkeit der zu treffenden Entscheidung.

Obgleich die Angelegenheit formell ja nur zum Ressort des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten

hörte und dem Könige nach der Verfassung das einige und ausschließliche Recht über Bündnisse, rieg und Frieden zustand, so befahl er dennoch so=eich, die Minister zusammenzurufen, um ihnen die chwichtige Frage vorzulegen. Er erklärte denselben, ß er die Erfüllung der preußischen Forderungen eder mit den deutschen Bundesverträgen noch mit r verfassungsmäßigen Selbständigkeit seines König=ichs für vereinbar halte; daß er Preußen nicht für rechtigt erachte, eine solche Forderung zu stellen, da r Deutsche Bund, an dessen Pflichten er streng fest=halten habe, ihm gegenüber nicht durch einseitige Willenserklärung einer andern Bundesmacht auflösbar i. Er glaube deshalb die preußische Forderung ab=hnen zu sollen. Da jedoch möglicherweise auf lange eit hinaus die Zukunft, der Friede und Wohlstand s Königreichs Hannover von der zu fassenden Ent=heidung abhängig sein könne, so wünsche er, daß die Minister ihm frei und ohne jeden Rückhalt ihre Mei=ung über einen so verantwortlichen Beschluß aus=rächen und alle Gründe geltend machten, welche sie twa gegen seine Auffassung haben möchten.

Die sämmtlichen Minister ohne Ausnahme erklär=en die preußischen Forderungen für unannehmbar, da ie unberechtigt seien und man durch die Annahme

derſelben unter dem Druck einer augenblicklichen Lage, welche ſich durch den Gang der Ereigniſſe völlig ändern könne, wichtige und unveräußerliche Hoheitsrechte der Krone für immer aufgeben würde.

Nach dieſem einſtimmigen Beſchluß des Geſammtminiſteriums befahl der König dem Grafen Platen die ablehnende Beantwortung der preußiſchen Sommation.

Da man nun ſchnelles kriegeriſches Vorgehen Preußens erwarten mußte, ſo beſchloß der König, um jeden Zuſammenſtoß und jedes Blutvergießen zu vermeiden und um eine künftige Verſtändigung nach dem Gange der Ereigniſſe möglich zu erhalten, ſich mit der Armee nach dem Süden des Königreichs zu begeben. Dort wollte er, je nach der weitern Entwickelung der Dinge, die Ereigniſſe abwarten oder die Vereinigung mit den ſüddeutſchen Truppen zu erreichen ſuchen.

Unverzüglich wurden deshalb an alle Truppentheile Befehle geſendet, auf der Stelle nach Göttingen aufzubrechen und ſich dort zu dem Weitermarſche zu vereinigen.

Der König ſelbſt ließ alle Vorbereitungen für ſeine perſönliche Abreiſe treffen, um bei der erſten Nachricht von dem Vordringen der Preußen über die hannoveriſche Grenze ſich nach Göttingen zu begeben.

Es begann nun eine unruhige, angſtvolle Bewegung

i der ganzen Stadt. Die Truppen marſchirten zum
Bahnhofe; die Eiſenbahnen wurden dem Militärver-
hr vorbehalten; die ſämmtliche kleinere Bürgerſchaft
annovers, welche durchweg öſterreichiſch geſinnt war
nd ſchon bei dem Abmarſch der Brigade Kalik den
ſterreichiſchen Truppen demonſtrative Ovationen dar-
ebracht hatte, wogte auf den Straßen hin und her,
ie Truppen begleitend und ſie mit Lebensmitteln ver-
hend; alle ſtellten ſich für die militäriſchen Maß-
geln zur Verfügung, und wo die Pferde nicht ſogleich
usreichten, ſpannten ſich ſogar die Bürger vor die
anonen, um ſie nach dem Bahnhofe zu bringen.

Als die preußiſche Sommation in der gerade ver-
ammelten Zweiten Kammer bekannt wurde, ſtellte Herr
on Bennigſen ſogleich den von vielen Abgeordneten
nterſtützten Antrag auf ſchleunigen Erlaß einer Adreſſe
n den König, um an Se. Majeſtät das dringende
Erſuchen zu ſtellen:

„Erſtens diejenigen Räthe der Krone, welche die
Abſtimmung Hannovers am Bundestage über den
öſterreichiſchen Mobiliſirungsantrag befürworteten, un-
verzüglich zu entlaſſen.

„Zweitens dieſen Bundesbeſchluß nicht zur Ausfüh-
rung zu bringen.

„Drittens jedes Heraustreten aus einer völligen

Neutralität durch Parteinahme, sei es für Oesterreich, sei es für Preußen, ohne die dringendste Nothwendigkeit zu vermeiden.

„Viertens auf schleunige Einberufung eines deutschen Parlaments hinzuwirken.“

Der Antrag wurde als dringlich anerkannt und für den nächsten Tag zur Berathung auf die Tagesordnung gesetzt.

Herr von Bennigsen ist gerade wegen seines Verhaltens in der letzten Zeit der Existenz des hannoverischen Königreichs, insbesondere auch wegen dieses Antrages vielfach scharf angegriffen und herbe verurtheilt worden. Ich habe während jener Zeit stets dem Parteistandpunkt und der politischen Thätigkeit des Herrn von Bennigsen durchaus und aus voller Ueberzeugung gegnerisch gegenübergestanden, halte es indessen doch für eine Pflicht der Gerechtigkeit, die Ueberzeugung auszusprechen, daß den Führer der damaligen Opposition bei diesem Antrage in der vorletzten Sitzung der hannoverischen Ständeversammlung ausschließlich die Sorge für das Wohl des Landes und für die Erhaltung der Existenz und Selbständigkeit des Königreichs Hannover geleitet habe.

Die Forderung, den verhängnißvollen Bundesbeschluß nicht auszuführen und eine stricte Neutralität

beobachten, ſtimmte ja mit dem Wunſche aller derer rein, welche die verhängnißvolle ſpäter eingetretene taſtrophe zu verhindern wünſchten, und hätte Preu= nichts weiter als dies verlangt, ſo wäre die Zu= mung unbedingt erfolgt. Die Ablehnung der Som= tion geſchah nur wegen der in derſelben geſtellten derung eines Bündniſſes, zu welcher Preußen ſich ch das Mistrauen in den guten Willen Hannovers ungen ſah. Dieſe Forderung war wol Herrn Bennigſen damals noch nicht bekannt, jedenfalls jält auch ſein Antrag kein Wort von einem Bündniß, ſt ein ſolches vielmehr entſchieden zurück. Hätte er en Antrag früher geſtellt und wäre er angenommen den, ſo hätte vielleicht der Erlaß einer ſtändiſchen eſſe dem Zögern des Grafen Platen ein Ende ge= ht. Daß Herr von Bennigſen in ſeinen Antrag Entlaſſung der Miniſter mit aufnahm, beruhte wol der Gewohnheit der Oppoſition, und das Verlan= der ſchleunigen Einberufung eines deutſchen Parla= ites zeigt, wie ſehr der doctrinäre Politiker in ſeinen orien befangen war; denn welchen Einfluß ein iſches Parlament auf die Entwickelung der Dinge jenem Augenblick, in welchem ſich bereits die Spitzen Bajonnete entgegenblinkten, hätte ausüben ſollen, in der That nicht abzuſehen.

Das rhetorische Wort Cicero's: „Cedant arma togae", hätte damals wol kaum die österreichischen und preußischen Armeen auf ihrem Vormarsch gegeneinander aufzuhalten vermocht.

Auch die liberalen Parteien in Preußen waren ja damals tief erbittert gegen die preußische Regierung und insbesondere gegen den Ministerpräsidenten von Bismarck, sie verurtheilten den Krieg und den Austritt Preußens aus dem Bunde in schärfster Weise, und die „Magdeburgische Zeitung", welche durch ihren hannoverischen Correspondenten, einen beschäftigungslosen Advocaten, besonders eng mit der Leitung des Nationalvereins liirt war, schrieb noch nach dem Ausbruche des Krieges:

„Der Krieg mit Oesterreich hatte vielleicht nicht mehr vermieden werden können, wohl aber würde das deutsche Volk, wenn es zu den Männern, welche die deutsche Bundesreform und die Einberufung des deutschen Parlaments beantragt, Zutrauen gehabt hätte, seine Regierungen gezwungen haben, ihre dynastischen Interessen dem gemeinsamen Wohle des deutschen Vaterlandes zu opfern. Der Krieg, den auch wir leider als den deutschen Bruderkrieg bezeichnen müssen, der Krieg mit den Sachsen, Hannoveranern, Baiern, hätte vermieden werden können, wenn noch in den letzten vierzehn Tagen die bisherigen Regierungsgrund-

ge in Berlin geändert worden wären, selbst wenn
ese Aenderung nur durch einen theilweisen Minister-
chsel constatirt wäre. Statt eines deutschen Bruder-
eges hätten wir dann ein deutsches Parlament, statt
s gewaltsamen Bundesbruchs hätten wir dann eine
edliche Bundesreform."

Diese Auffassung theilte ohne Zweifel auch der
nnoversche Liberalismus, und Herr von Bennigsen
chte zu jener Zeit gewiß viel mehr daran, den
afen Bismarck und dessen von ihm damals wie von
len Andern nicht begriffene und stets angegriffene
litik zu beseitigen, als durch seinen Antrag die preu-
che Regierung zu unterstützen.

Herrn von Bennigsen's Antrag war also jedenfalls
t gemeint, wenn er auch freilich an jenem Tage, an
lchem die Ereignisse nach Stunden zählten, natur-
mäß ohne jede Wirkung bleiben mußte.

Bacmeister, welcher zwar für die Ablehnung der
ommation gestimmt hatte, aber diese äußerste Alter-
tive, in welche die hannoversche Regierung gedrängt
ar, für eine verhängnißvolle Folge der unglückseligen
rzögerung des Vertragsabschlusses über die Neutra-
ät ansah, und der an der Fortsetzung einer so schwan-
nden und unsichern Politik keinen Theil mehr haben
ollte, hatte dem Könige sein Entlassungsgesuch gesendet.

Der in der Ständeverſammlung geſtellte Antrag war bald in der Stadt bekannt, und dies alles ſteigerte immer mehr die allgemeine Aufregung.

Dazu trafen Nachrichten ein, daß die preußiſchen Truppen unter General von Manteuffel vor Harburg angelangt ſeien. Der Chef der dortigen Eiſenbahnverwaltung hatte ſämmtliche Waggons nach Hannover geſendet, um ſie der preußiſchen Benutzung zu entziehen und den Vormarſch des Manteuffel'ſchen Corps zu verzögern.

Auch von andern Seiten liefen Meldungen über die Annäherung preußiſcher Corps an die hannoveriſche Grenze ein. Immer unruhiger wogte die Bevölkerung durcheinander; überall auf den Straßen ſah man bleiche, angſtvolle Geſichter und lebhaft discurirende Gruppen.

Graf Platen hatte mir den Auftrag gegeben, die preußiſche Sommation zu beantworten, und während der allgemeinen Unruhe, ſelbſt ſchmerzlich erregt, ſetzte ich mich an meinen Schreibtiſch, um dem Beſchluß des Geſammtminiſteriums gemäß die Note an den Prinzen Ysenburg zu entwerfen.

Ich ſuchte der Erklärung der hannoveriſchen Regierung die thunlichſt milde und verſöhnliche Form zu geben, um die Möglichkeit der Anbahnung einer Verſtändigung noch in der letzten Stunde offen zu halten,

venn ich mir auch wohl bewußt war, daß ſich Preußen uf dem einmal betretenen, zu ſeiner eigenen Sicherheit ür nothwendig erkannten Wege kaum noch werde auf=alten laſſen.

Ziemlich ſpät am Abend fuhr ich mit dem Ent=ourf zum Grafen Platen, der denſelben ſogleich unter=eichnete und ſich mehr noch als ich der Hoffnung ingab, daß man in der zwölften Stunde noch zu einer Verſtändigung kommen könnte. Ich fuhr dann mit em verhängnißvollen Schriftſtück nach Herrenhauſen inaus und fand den König im Kreiſe ſeiner Familie m Theetiſch. Er befahl mir, den Entwurf der Note ort vorzuleſen, obwol er ſonſt niemals im Familien=reiſe von Geſchäften zu ſprechen pflegte. Dabei be=erkte er, daß dieſes Actenſtück nicht nur für ſein Land, ndern auch für ſein Haus von großer und folgen=hwerer Bedeutung ſei, und daß er deshalb wünſche, uch die Seinigen möchten die Vorleſung deſſelben an=ören und dem Inhalte ihre Zuſtimmung geben.

Nachdem ich den Entwurf langſam und nach jedem Satze innehaltend vorgeleſen hatte, erklärten die Köni=in, der Kronprinz und die beiden Prinzeſſinnen ſich it dem Inhalt völlig einverſtanden. Der König hatte, en Kopf in die Hand geſtützt, aufmerkſam zugehört. r zögerte einige Augenblicke und ſagte dann:

„Die Antwort ist vollkommen treffend und sagt genau das, was ich zu sagen wünsche; auch bin ich mit der freundlichen Form durchaus einverstanden.“ „Aber“, fügte er dann hinzu, „es sind darin einzelne Stellen enthalten, welche den Gedanken erwecken könnten, als ob ich weiter verhandeln wolle und vielleicht doch noch den preußischen Forderungen mit irgendwelchen Modificationen zustimmen möchte; das ist aber nicht der Fall. Ich war entschlossen, neutral zu bleiben, und bin es noch, aber von den souveränen Rechten meiner Krone werde ich niemals ein Titelchen aufgeben und niemals werde ich den preußischen Forderungen in dieser Beziehung nachgeben. Man muß in einem so entscheidenden Augenblicke wie dieser vollkommen aufrichtig sein. Es wäre unrecht, etwas zu sagen, was ich nicht so meine, und Erwartungen zu erregen, die ich niemals erfüllen werde.“

Der König befahl mir darauf, den Entwurf noch einmal zu lesen. Dann ließ er diejenigen Stellen, aus welchen ihm die Möglichkeit eines spätern Entgegenkommens gegen die preußischen Vorschläge hervorzugehen schien, modificiren oder streichen. Es war dies politisch wol ohne Bedeutung, denn auch wenn jene Stellen so, wie ich sie entworfen, stehen geblieben wären, würden sie doch wol niemals einen zurück-

ltenden Einfluß auf die unaufhaltſam vorwärts drän-
ıden Ereigniſſe ausgeübt haben.

Ich führe den Vorgang nur deshalb an, weil er
en Beweis liefert für die edle Aufrichtigkeit und
ahrhaftigkeit, welche in dem Weſen des Königs lag
ɔ welche es ihm ſelbſt in ſo entſcheidendem Augen-
k unwürdig erſcheinen ließ, durch ſeinen Miniſter
ɔas ſagen und andeuten zu laſſen, das nicht voll-
ndig ſeiner Ueberzeugung und ſeinen Anſichten ent-
ach. Auch der Gegner, der kriegeriſch drohend be-
:s an den Grenzen ſtand, ſollte von ihm nicht ge-
ſcht und hingehalten werden.

Die Antwortsnote, wie ſie vom Könige nun defi-
ıv feſtgeſtellt war, lautete nach dem mir vorliegen-
ı Concept:

„Seiner Durchlaucht
ı königlich preußiſchen außerordentlichen Abgeſandten
und bevollmächtigten Miniſter
Prinzen Guſtav zu Yſenburg-Büdingen.

Herrenhauſen, 15. Juni 1866,
) Minuten vor 1 Uhr nachts.

(Gez.) G. R.

„Der Unterzeichnete hat die Ehre gehabt, die Note
iner Durchlaucht des Prinzen zu Yſenburg vom
ıtigen Tage zu empfangen und deren Inhalt Seiner

Majestät dem Könige, Seinem Allergnädigsten Herrn, zur Kenntniß zu bringen.

„Der in der Sitzung des Bundestages vom 11. d. M. gestellte Antrag ist — wie der Unterzeichnete zunächst zu bemerken sich beehrt — in der Sitzung vom 14. d. M. mit solchen Modificationen angenommen, daß in dem gefaßten Beschluß eine Feindseligkeit gegen Preußen nicht gefunden werden kann.

„Die königlich hannoversche Regierung insbesondere hat in ihrer Abstimmung und in deren Begründung, welche der königlich preußischen Regierung vollkommen bekannt sind, auf das sorgfältigste den bundesmäßigen Standpunkt strengster Parteilosigkeit festgehalten. Sie hat gegen die Mobilisirung der drei kaiserlich österreichischen Armeecorps gestimmt, um dem Bunde seine vollkommen objective Stellung zwischen den beiden streitenden Mächten zu wahren; sie hat ferner demjenigen Theile des Antrages nicht zugestimmt, welcher auf die den Bestimmungen über den Bundeskrieg entnommenen Maßregeln abzielte, und hat endlich die Vermittelung als den Endzweck aller Beschlüsse der Bundesversammlung ausdrücklich aufgestellt.

„Sie hat aber freilich auf der andern Seite die vor den Augen der Welt offen daliegende Thatsache nicht verkennen können, daß die innere Ruhe und

herheit des Bundes bedroht sei, und hat sich ebenso
lig der bundesmäßigen Pflicht entziehen können, den
i Schutze dieser Ruhe und Sicherheit erforderlichen
chlüssen zuzustimmen.

„Wenn die königlich hannoversche Regierung hier-
) sich bewußt ist, nach genauester Erwägung und
issenhaftester Prüfung der thatsächlichen und recht-
en Verhältnisse ihren Pflichten als Mitglied des
itschen Bundes gemäß gehandelt zu haben, wenn
zugleich die Anerkennung glaubt beanspruchen zu
nen, die Wahrung des Bundesrechts mit der bundes-
indlichsten Rücksicht gegen die königlich preußische
ierung vereinigt zu haben, so hat der Unterzeich-
: um so mehr überrascht sein müssen durch die Be-
gungen des Vertrages, welche Seine Durchlaucht
Prinz Ysenburg ihm mitgetheilt hat, und über
che derselbe die Erklärung der königlichen Regie-
g verlangt.

„Die erste dieser Bedingungen geht dahin, daß die
iglich hannoverischen Truppen sofort auf den Frie-
sstand vom 1. März d. J. zurückgeführt werden.

„Der Unterzeichnete kann in Betreff dieses Punktes
: erklären, daß die königliche Armee sich durchaus
ht im Kriegszustande befindet. Sie hat nur die
es Jahr üblichen Exercitien in diesem Jahre früher

als ſonſt vorgenommen, und der Unterzeichnete kann nicht glauben, daß in dieſer einfachen Maßregel, bei welcher weder Pferdeankäufe noch ſonſt irgendwelche Acte der Mobiliſirung vorgenommen ſind, eine Feindſeligkeit gegen Preußen erblickt werden könne.

„Die königlich preußiſche Regierung ihrerſeits aber wird gewiß nicht verkennen, daß die Zurücknahme einer an ſich bedeutungsloſen Maßregel unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ein ſchwerer Schlag für die Ehre der hannoveriſchen Armee ſein würde, daß Seine Majeſtät, des Unterzeichneten Allergnädigſter Herr, einer ſolchen Zumuthung ſich niemals unterwerfen kann.[1]

„Die zweite Bedingung verlangt, daß Hannover der Berufung des deutſchen Parlaments zuſtimme und die Wahlen dazu ausſchreibe, ſobald es von Preußen geſchieht.

„Der Unterzeichnete beehrt ſich, in Betreff dieſes Punktes darauf hinzuweiſen, daß die Vorſchläge zur

---

[1] Urſprünglicher Entwurf: „und Seine Majeſtät der König von Preußen wird gewiß Seiner Majeſtät des Unterzeichneten Allergnädigſtem Herrn einen ſolchen Schlag gegen Seine eigene Armee zu führen nicht zumuthen wollen.“ Von Seiner Majeſtät dem Könige in obiger Weiſe verändert.

fung eines deutſchen Parlaments der Bundesver-
lung zur Beſchlußfaſſung vorliegen und daß die
lich hannoveriſche Regierung, eingedenk ihrer
esspflicht, eine vom Bunde abgeſonderte Behand-
dieſer für die ganze deutſche Nation ſo hochwich-
und folgenſchweren Angelegenheit nicht für zu-
erachten kann.

Wenn drittens Preußen dagegen Seiner Majeſtät
Könige von Hannover ſein Gebiet und ſeine Sou-
ietätsrechte nach Maßgabe der Reformvorſchläge
14. d. M. gewährleiſten will, ſo kann der Unter-
ete in der That in den erwähnten Reformvor-
gen eine Garantie für die Souveränetätsrechte des
gs, Seines Allergnädigſten Herrn, nicht erblicken.
Reformvorſchläge vom 14. d. M. greifen ſo tief
ſo weſentlich gerade in die Souveränetätsrechte
daß ſie einen einer Mediatiſirung gleichen Er-
beſorgen laſſen.[1]

Wenn hiernach der Unterzeichnete ſich in der Lage
ren muß, die von Seiner Durchlaucht dem Prinzen

Urſprünglicher Entwurf: „und jedenfalls nicht in der von
königlich Preußiſchen Regierung geſtellten Friſt in eine der
tigkeit des Gegenſtandes angemeſſene Erwägung gezogen
en können.“ Von Seiner Majeſtät dem Könige geſtrichen.

zu Ysenburg namens der königlich preußiſchen Regierung ihm mitgetheilten Vertragsbedingungen abzulehnen, ſo kann er dabei nur auf das entſchiedenſte wiederholen, daß die königlich hannoveriſche Regierung ſich bewußt iſt, auf dem Boden des unanfechtbaren völkerrechtlich garantirten Bundesrechts zu ſtehen, und daß das Feſthalten an dieſem Rechte nach ihrer Anſicht der königlich preußiſchen Regierung keine Veranlaſſung bieten kann, das Königreich Hannover als im Kriegszuſtand mit Preußen zu betrachten.

„Die königlich hannoveriſche Regierung hält unabänderlich daran feſt, daß das Bundesrecht den Krieg zwiſchen Bundesgliedern verbiete, und ſie wird daher keine kriegeriſche Maßregel gegen die ihr verbündete königlich preußiſche Regierung vornehmen, ſolange ihre Grenzen nicht angegriffen werden. Zu einem ſolchen Angriff aber kann die königlich hannoveriſche Regierung auch bei der gegenwärtigen Spannung der Verhältniſſe in Deutſchland weder einen Rechtsgrund, noch ſelbſt eine politiſche Veranlaſſung finden, und mag auch jetzt der Hoffnung nicht entſagen, ihre bundesfreundliche Geſinnung und deren ſtets erfolgte Bethätigung von der königlich preußiſchen Regierung anerkannt und das bisherige für beide Regierungen werthvolle nachbarliche Verhältniß erhalten zu ſehen.

indem der Unterzeichnete Seine Durchlaucht den
en zu Ysenburg ersucht, die vorstehenden Erklä-
n zur Kenntniß seiner allerhöchsten Regierung
ngen, benutzt er mit Vergnügen auch diesen An-
um Seine Durchlaucht seiner ausgezeichnetsten
chtung zu versichern.
nnover u. s. w. (Gez.) Pl."
er König unterzeichnete das Concept in margine
em Schreibtisch der Königin und befahl mir,
seinen Namenszug ganz genau die Stunde zu
zu welcher er dieses Document vollzogen habe,
s in der That zum Todesurtheil für das König-
Hannover wurde.
s war, wie oben bemerkt, 9 Minuten vor 1 Uhr

er König ordnete darauf sogleich an, daß das
epäck für ihn und den Kronprinzen in Bereit-
gesetzt werde.
uhig und heiter, wie er es immer war, wenn er
l einen Entschluß gefaßt hatte, bat er die Köni-
elche lebhaft bewegt war, in Hannover zu blei-
nd durch ihre Gegenwart den Muth und das
auen der Bürger zu erhalten. Dann befahl er
ogleich nach Hannover zurückzukehren, dem Grafen
n und dem Kriegsminister General von Brandis

ſowie dem General von Tſchirſchnitz mitzutheilen, daß er um 4 Uhr morgens nach Göttingen abreiſen wolle; er erwarte die genannten Herren ſowie mich ſelbſt auf dem Bahnhofe, um ihn zu begleiten.

Schmerzlich bewegt verabſchiedete ich mich, und die königliche Familie blieb die letzten Stunden, welche ſie in der alten Reſidenz ihres Hauſes verleben ſollte, miteinander allein.

Ich habe das Schloß Herrenhauſen und jene Gemächer, in welchen unter Georg IV. das Welfenhaus ſeinen höchſten Glanz erlebte und in welchen nun die verhängnißvolle Entſcheidung ſich vollzogen hatte, ſeitdem niemals wiedergeſehen. Aber immer noch ſchwebt mir das Bild dieſer edeln fürſtlichen Familie in jenen ſo glänzenden und zugleich ſo traulichen Räumen vor Augen, welche von dort aus in eine heimatloſe Verbannung zu ziehen beſtimmt war und deren menſchliche Tugenden ihr Unglück wurden, indem ſie die politiſche Klugheit heiligen Ueberzeugungen gegenüber zurückdrängten.

Als ich aus dem hellerleuchteten Schloßhofe von Herrenhauſen in die dunkeln Schatten der uralten Lindenallee, welche nach der Stadt führt, hineinfuhr, begegnete mir eine Wagenreihe, welche mir in der Erregung jenes Augenblickes faſt wie ein geſpenſtiſcher

nzug erſchien. Es war eine Deputation des Ma=
ts und der Bürgervorſteher der Reſidenz, welche
, um den König dringend um Erhaltung des
ns durch Verſtändigung mit Preußen zu bitten.
König erklärte den Herren feſt und beſtimmt, daß
Entſchluß unwiderruflich ſei, daß er gewünſcht
ſeiner Reſidenzſtadt die Laſt einer feindlichen Be=
g zu erſparen, daß er aber als Chriſt, als Monarch
ls Welfe nicht anders handeln könne und die
in zurücklaſſe, um alles, was auch kommen möge,
er Bürgerſchaft zu theilen.
uch über dieſe letzten Worte des Königs an die
erſchaft Hannovers hat man vielfach geſpottet,
och konnte der König nach ſeiner ganzen Cha=
eigenthümlichkeit nicht anders ſprechen. Sein
chiſches Recht und ſeine monarchiſche Machtvoll=
enheit, die er als eine unmittelbare Gabe und
nmung Gottes anſah, bildeten für ihn einen
ensartikel, an dem er allen Gefahren gegenüber
brüchlich feſtzuhalten ſich für verpflichtet betrachtete.
s Gefühl der unabweislichen und heiligen Pflicht
en jene Worte aus, nicht aber, wie man wol
men mochte, eine hochmüthige Selbſtüberhebung.
ch fand den Grafen Platen, der ſich, um nach
rſchöpfenden Aufregungen und Anſtrengungen ein

wenig auszuruhen, halb angekleidet auf ſein Bett niedergelegt hatte, ſehr ernſt und bewegt. Er erzählte mir, daß mit dem Glockenſchlage der Mitternacht der Prinz Yſenburg in ſein Zimmer getreten ſei, um ſich die Antwort auf die preußiſche Sommation zu holen. Graf Platen hatte ihm erwidert, daß die Antwort dem Könige in dieſem Augenblick zur Genehmigung vorläge und daß er ſie in der Frühe des nächſten Morgens erhalten werde. Prinz Yſenburg aber erwiderte, daß er ſo lange zu warten nicht ermächtigt ſei und daß er den Grafen Platen bitten müſſe, ihm ſogleich zu ſagen, ob die preußiſchen Vorſchläge angenommen ſeien oder nicht.

Graf Platen antwortete nun, daß eine augenblickliche Annahme nicht habe erfolgen können, daß man aber über dieſe Sache noch weiter ſprechen könnte und daß ſich vielleicht die preußiſchen Forderungen in der Form modificiren ließen. Er wiederholte dabei nochmals die Verſicherung der unbedingten Neutralität unter Bereitwilligkeit, allen Wünſchen Preußens auf das möglichſte entgegenzukommen. Prinz Yſenburg aber ſchnitt jede weitere Unterredung ab, da er keine ausweichende oder verzögernde Antwort annehmen dürfe, und erklärte auf Befehl ſeines Herrn dem Könige von Hannover den Krieg mit dem Bemerken, daß er nach

Erklärung nichts weiter mehr auszusprechen habe
as persönliche Bedauern, daß die langjährigen
ehmen Beziehungen, in denen er zu dem hanno-
jen Hofe und dem Grafen Platen gestanden, auf
so schmerzliche Weise unterbrochen seien, worauf
), jede weitere Bemerkung abschneidend, entfernte.
em Grafen Platen war der volle Ernst der
tion, welche er doch noch nicht erwartet haben
e, klar geworden, und es ist merkwürdig, wie
sonst so schwankende Charakter sich nun dem un-
idlich drohenden Ereignisse gegenüber zu thatkräf-
Entschlossenheit aufraffte. Persönliche Furcht und
vor Anstrengung und Gefahr kannte er über-
nicht, und er sprach es sogleich aus, daß nun,
m der Würfel einmal gefallen, alle Energie auf-
n werden müsse, damit der König mit der han-
schen Armee eine sichere Stellung und womög-
en Anschluß an die bairischen Truppen erreiche,
ie Ereignisse abwarten und nach dem Gange der-
die künftigen Entschließungen treffen zu können.
h stimmte ihm darin vollkommen bei, erinnerte
aber in diesem Augenblicke schon an Bacmeister's
, in denen er mir seine Zweifel ausgesprochen
daß der König eine kühne Politik durchzuführen
tande sein möchte.

Ich hatte nur noch Zeit, die Generale von Brandis und von Tſchirſchnitz zu wecken und von dem Befehle des Königs in Kenntniß zu ſetzen.

In äußerſter Haſt traf ich die nothwendigſten Reiſevorbereitungen und begab mich nach dem Bahnhofe.

Alles ging wie im Traume vor ſich. Die Abreiſe hatte den Schein eines kurzen Ausfluges, und doch ſollte ſie ein Abſchied für immer ſein. Ich habe mein Haus in Hannover niemals wieder betreten und meine Familie erſt neun Monate ſpäter in Straßburg wiedergeſehen.

Auf dem Bahnhofe waren trotz der Morgenſtunde und obgleich im weitern Publikum von der Abreiſe des Königs nichts bekannt geworden, ziemlich zahlreiche Gruppen verſammelt, welche den König, der pünktlich eintraf, herzlich, aber traurig begrüßten. Der König ſprach aus dem Fenſter ſeines Salonwagens einige kurze Worte, welche im weſentlichen daſſelbe ſagten, was er in einer zurückgelaſſenen Proclamation den Bürgern der Reſidenzſtadt verkündete, indem er unter Vermeidung jeder politiſchen Andeutung nur einfach ausſprach, daß er, im Begriff, mit dem Kronprinzen ſich zu ſeiner Armee nach dem ſüdlichen Theile des Königreichs zu begeben, die Königin und die Prinzeſſinnen unter dem Schutz der bewährten Treue, Liebe

Anhänglichkeit der Bürger der Residenzstadt zu-
ſſe.

ls der königliche Extrazug ſich in Bewegung ſetzte,
llten laute Rufe auf dem Perron, unter denen man
holt die Worte vernahm: „Auf Wiederſehen!“
lle Geſichter waren ernſt, alle Augen feucht.

uch der König wiederholte, auf den Kronprinzen
t und mit der Hand winkend, die Worte: „Auf
rſehen!“

s waren die letzten Worte, welche die Bürger
overs aus ſeinem Munde vernahmen; — der
ch ſollte nicht erfüllt werden — der König ſollte
Reſidenz und ſein Land niemals wiederſehen.

m nächſten Tage fand eine letzte Sitzung der
en Kammer ſtatt, in welcher eine noch am Tage
r vollzogene Proclamation verleſen wurde, welche
andtag auflöſte. Zugleich erklärte der Miniſter
eiſter, daß der König mit dem Kronprinzen nach
ngen abgereiſt ſei, und daß er, der Miniſter, ſein
ſſungsgeſuch eingereicht habe, auf daſſelbe jedoch
ohne Antwort geblieben ſei.

n der ganzen Stadt herrſchte bange Beſtürzung;
drängte ſich zum Bahnhofe, um den dort nach
Süden durchpaſſirenden Truppenzügen ſympathiſche
nahme zu beweiſen.

Die Königin fuhr mit den Prinzessinnen im offenen Wagen durch die Straßen; sie wurde überall umringt, mit lauten Hochrufen begrüßt und auch vielfach von den Bürgern selbst angesprochen, wobei die hohe Frau die Versicherung wiederholte, daß sie sich von der Bürgerschaft nicht trennen und deren Schicksal theilen werde.

Trotz der tiefen Niedergeschlagenheit war man allgemein überzeugt, daß es sich nur um eine kurze Zeit kriegerischer Unruhe handle; denn mehr als je vorher glaubte man in der Aufregung jener Tage im allgemeinen immer noch an einen Sieg der österreichischen Waffen, welcher Preußen zwingen würde, seine Truppen von Hannover zurückzuziehen, um alle seine Kräfte nach dem Süden zu werfen, und auch diejenigen, welche nicht zu den Freunden Oesterreichs gehörten, hofften auf einen solchen Gang der Dinge, der dann die Möglichkeit bieten würde, neue Verhandlungen aufzunehmen, um die Neutralität des Königreichs sicherzustellen. Niemand dachte damals schon ernstlich an einen wirklichen Krieg zwischen Preußen und Hannover; der König hatte ja nur sich und seine Armee in Sicherheit bringen wollen; und auch in Berlin nahm man noch keinen unversöhnlichen Kriegszustand an, wie die Proclamation und die Haltung des am näch-

Tage in Hannover einrückenden commandirenden
ierals bewieſen.

Der König war mit dem in höchſter Schnelligkeit
enden Extrazuge am früheſten Morgen in Göttin-
angekommen, und die Bewohner dieſer Stadt
en bei ihrem Erwachen nicht wenig erſtaunt, als
vernahmen, daß ſie ſo plötzlich in den Mittelpunkt
entſcheidenden Ereigniſſe verſetzt waren.

Der König nahm mit ſeinem ganzen Gefolge in
Gaſthof Zur Krone Quartier. Alle Zimmer
Hotels wurden mit Beſchlag belegt, und der Wirth
lben pflegte ſpäter ſcherzend zu ſagen, daß ſeine
ne die erſte depoſſedirte in Deutſchland geweſen ſei.

In ſchneller Folge langten nun die verſchiedenen
imenter der hannoveriſchen Armee in Göttingen an.
waren aus ihren Standquartieren in dem Zu-
de aufgebrochen, in welchem ſie ſich gerade befan-
da die Befehle über die Verfrühung der Exercir-
eben erſt in die erſten Stadien der Ausführung
ten waren. Zugleich trafen Nachrichten ein über
Vordringen des Manteuffel'ſchen Corps nach Sü-
welches einen ſchleunigen Weitermarſch der hanno-
ſchen Armee nothwendig machte, um einen auf
en Seiten unerwünſchten Zuſammenſtoß zu ver-
den.

Ueber dieſes ſo ſchnelle und noch vor der Kriegserklärung begonnene Vorgehen der preußiſchen Truppen ſind mehrfach Vorwürfe gegen die preußiſche Regierung erhoben worden, welche indeß, wie ich hier beſonders hervorheben möchte, nicht begründet erſcheinen. Denn die preußiſche Regierung hatte früher ſchon für das Manteuffel'ſche Corps die Erlaubniß des Durchzuges durch das hannoveriſche Gebiet erbeten, und dieſe Erlaubniß war ertheilt worden, wobei nur der Wunſch ausgedrückt war, den Durchzug ſo einzurichten, daß keine Colliſion mit der von Holſtein zurückkehrenden öſterreichiſchen Brigade Kalik ſtattfände. Es war alſo keine Verletzung des Völkerrechts, wie man wol hat behaupten wollen, wenn das Manteuffel'ſche Corps ſchon vor der Kriegserklärung das hannoveriſche Gebiet betreten hat. Freilich erblickte der König in dieſer Benutzung preußiſcher Truppen, denen nur der Durchzug durch hannoveriſches Gebiet geſtattet war, zu kriegeriſchen Operationen eine vorbedachte feindliche Abſicht, welche den erſten Grund zu ſeiner von nun an ſtets ſteigenden perſönlichen Erbitterung legte, von der er vorher ganz frei geweſen war.

Es handelte ſich nun alſo, wenn die hannoveriſche Armee wirklich in Sicherheit gebracht und verhängnißvolle Colliſionen vermieden werden ſollten, um einen

erzüglichen schnellen Vormarsch nach Süden. Der
ig befahl denselben auch sogleich, aber hier nun
ann jene Kette unglückselig verhängnißvoller und
; heute bei ruhigem Rückblick auf jene Zeit mir
unerklärlich erscheinender Ereignisse, welche von
ritt zu Schritt zu dem blutigen Tage von Langen-
führten und der Grund für den Zusammenbruch
welfischen Krone wurden.

Der Generalstab der hannoverischen Armee, nur
Thätigkeit auf dem Manöverfelde gewohnt und
ihig, sich in die Nothwendigkeit ernster militärischer
rationen hineinzufinden, erklärte, daß die ohne
bereitung aus ihren Standquartieren aufgebrochene
ee nicht marschfertig sei, und daß man wenigstens
Tage bedürfen würde, um sie in marschfertigen
and zu bringen. Mir erschien diese Ansicht durch-
unrichtig. Es kam vor allen Dingen darauf an,
Armee in dem Zustande, in welchem sie sich eben
d, fortzubringen, da es ja doch durchaus nicht in
Absicht lag, sogleich zu schlagen, und da die Ver-
ung der Truppen im eigenen Lande und in der
tigen Jahreszeit keinerlei Schwierigkeiten bieten
te. War die Armee nicht marschfertig, so konnte
meiner Ueberzeugung in dieser Beziehung auch
em kurzen Zeitraum weniger Tage nichts an ihrem

Zustande geändert werden, um so mehr, als ein großer Theil des Landes bereits unter feindlicher Occupation stand und die Depots in Hannover nicht mehr verfügbar waren. Graf Platen theilte diese Ansicht vollkommen. Er begriff, daß jede Möglichkeit, die Verhandlungen mit Preußen wieder aufzunehmen und etwa doch noch zu einer endlichen Verständigung zu gelangen, ausgeschlossen werden mußte, sobald einmal ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden hätte, zu welchem der lange Aufenthalt der Armee in Göttingen bei dem fortgesetzten Herabziehen preußischer Truppen von Norden her nur zu leicht Veranlassung geben könnte. Für den Augenblick freilich war jeder Weg zu verständigenden Verhandlungen abgeschnitten.

Graf Platen hatte seine Antwortsnote expediren und dem Prinzen Ysenburg zustellen lassen. Der Prinz sendete dieselbe uneröffnet mit dem Bemerken zurück, daß er nach Eintritt des Kriegszustandes nicht mehr in der Lage sei, von der hannoverischen Regierung irgendwelche Mittheilungen entgegenzunehmen.

Allein wenn es gelang, die hannoverische Armee intact und von den kriegerischen Operationen entfernt zu halten, so war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß bei einer für Preußen bedenklichen Wendung auf dem großen Kriegstheater ein Augenblick eintreten

te, in welchem noch einmal eine Verſtändigung die Bedingungen der Sommation auf dem Boden bloßen Neutralität zu erreichen ſein mochte.

Der König erkannte durchaus die Richtigkeit der tellungen des Grafen Platen; er verzehrte ſich in erzlicher Ungeduld über den Aufenthalt in Göt- n. Allein wie war es möglich, daß Graf Platen ich als Civiliſten ohne alle Berechtigung zu einem täriſchen Urtheil unſere Anſicht der beſtimmten Er- ung des ganzen hannoveriſchen Generalſtabes hätten egenſtellen können? Wie konnte der König, deſſen bheit ihn gerade in militäriſchen Fragen von n eigenen Urtheil und von einem ſelbſt beſtimmen- Vorgehen zurückhalten mußte, über ſeinen General- hinweg den Vormarſch befehlen, der nach der Ver- rung der Generalſtabsoffiziere mit dem völligen fall des Gefüges der militäriſchen Ordnung enden de? Die koſtbare Zeit wurde alſo unter einer geſchäftigen Thätigkeit verloren, welche, wie ich te noch überzeugt bin, überflüſſig war und die darin n Grund hatte, daß man nicht im Stande war, den für Manöveroperationen als maßgebend an- ommenen Principien in dieſem Falle dringender äußerſter Nothlage abzuſehen. Dieſe Verzöge-

rungen hatten noch eine weitere und, nach meiner Ueberzeugung, noch bedenklichere Folge.

Der König hatte zum Commandeur der Armee den Generallieutenant Gebser bestimmt, einen Mann, über dessen strategische Befähigung ich nicht zu urtheilen vermag, der aber ohne allen Zweifel all die muthige Energie und Entschlossenheit besaß, welche die Verhältnisse erforderten. Freilich wurde die Aufgabe des commandirenden Generals durch die Anwesenheit des Königs im Hauptquartier ganz unendlich erschwert, da ja Seine Majestät sich den Oberbefehl über seine Armee stets ausdrücklich selbst vorbehalten hatte und denselben durch seinen Generaladjutanten ausführen ließ.

Der Generaladjutant, Generallieutenant von Tschirschnitz, ein alter Veteran von Waterloo, war nun schon seit längerer Zeit der Gegenstand vielfacher Angriffe aus den Kreisen der Offiziere gewesen. Man tadelte seinen strengen Formalismus, durch welchen vielleicht dieser oder jener verletzt sein mochte, und hielt ihn für zu alt und zu sehr befangen in den Anschauungen vergangener Zeiten, um die Armee auf der Höhe der modernen Anforderungen zu halten.

Ich constatire diese gegen den General von Tschirschnitz und dessen Einfluß auf die Armeeleitung gerichteten Angriffe als Thatsache; über deren Begründung

ag ich natürlich mir ein irgendwie competentes
eil nicht anzumaßen; nach meiner Ueberzeugung
ich indeß dieſelben niemals für begründet halten
n, da der Zuſtand der hannoveriſchen Armee,
er einem nichtmilitäriſchen Auge wahrnehmbar
und wie er ſich auch in jenen verhängnißvollen
bewies, als ein vortrefflicher erſchien. Genug,
nd des Aufenthaltes in Göttingen wurden aus
reiſen der Offiziere aller der Regimenter, die ſich
verſammelt hatten, immer zahlreichere Stimmen
welche dem mangelnden Vertrauen in die Armee-
ig, und zwar ſowol was den General von
ſchnitz als was den General Gebſer betraf, Aus-
gaben und die Befürchtung enthielten, daß das
lnde Vertrauen der Truppen von äußerſt nach-
em Einfluß auf die militäriſchen Operationen
ürde.

ieſe Stimmen drangen bis zum Kronprinzen Ernſt
t, und derſelbe hielt es in einer ſo ernſten Zeit
ne Pflicht, ſeinem königlichen Vater davon Kennt-
geben.

ch der General Gebſer hatte von dieſen Aeuße-
der Stimmung in den Offizierkreiſen Kenntniß
n. Mit der ganzen offenen Loyalität, welche in
Charakter lag, machte er auch ſeinerſeits ſelbſt

dem Könige Mittheilung darüber und bat, ihm das Commando der Armee abzunehmen und daſſelbe einem General zu übertragen, der mehr als er das Vertrauen der Truppen beſäße.

Der König war durch dieſe Mittheilungen tief erſchüttert. So ſehr er von der Tüchtigkeit ſeines Generaladjutanten und von der Richtigkeit ſeiner auf den General Gebſer gefallenen Wahl überzeugt war, ſo verkannte er dennoch nicht, daß das unbedingte Vertrauen der Truppen zu ihren Führern bei einem ſo ſchwierigen, anſtrengenden und gefahrvollen Zuge, wie man ihn unternehmen ſollte, von der höchſten Wichtigkeit ſei.

Er fragte ſeine Flügeladjutanten und einige ihm näher ſtehende Offiziere, und von allen Seiten wurde ihm das Vorhandenſein der vorbezeichneten Stimmung in der Armee beſtätigt.

Vielleicht hat der König Georg niemals ſo bitter als in jener Zeit den Mangel des Augenlichtes empfunden, der ihn verhinderte, mit eigenen Augen ſehen und die eigene Verantwortlichkeit für die zu treffenden Befehle übernehmen zu können.

Ich meinerſeits empfand immer ſchmerzlicher die traurige Bewahrheitung, welche Bacmeiſter's prophetiſches Mahnwort fand.

er König befahl dann, weitere Erkundigungen
iehen, welche Persönlichkeiten denn im Stande
ı, der Armee das Vertrauen einzuflößen, welches
e nach den ihm gewordenen Mittheilungen den
alen von Tschirschnitz und Gebser nicht entgegen-
e, und man bezeichnete ihm den Obersten Dam-
und den Generallieutenant von Arentschildt.
er König entschloß sich, dem General von Tschirsch-
ie ihm überaus schmerzliche und peinliche Mit-
ng von der Lage der Dinge zu machen. Er ent-
hn unter Ernennung zum General der Infanterie
einer Stellung, und der alte Soldat von Water-
dessen ganzes Leben in strengster Pflichterfüllung
gangen war, der kein anderes Interesse als den
st seines Königs und seines Landes kannte, kehrte
m Augenblick, in welchem die Armee, der er so
alle seine Sorge und Kraft gewidmet, ins Feld
ı sollte, nach Hannover zurück.
er König ernannte nun den Obersten Dammers
Generaladjutanten und den Generallieutenant von
tschildt zum commandirenden General der gesamm-
rmee.
er Oberst Dammers war ein Mann von hoher
ligenz, großer Energie und unerschrockenem Muthe;
nn keinem Zweifel unterliegen, daß er der Stel-

lung eines Generaladjutanten, welche neben dem blinden Könige eine so hohe Wichtigkeit hatte, vollkommen gewachsen war und daß er an jugendlicher Kraft und Beweglichkeit dem General von Tschirschnitz bei weitem überlegen war. Allein es schien dennoch auch für die eminenteste Kraft sehr bedenklich, gerade in einem solchen Augenblick in eine Stellung einzutreten, welche gewissermaßen die Seele und den Mittelpunkt der ganzen Armee bildete. Das Gefüge der bisher bestandenen Verhältnisse wurde dadurch zerrissen, und es war keine Zeit vorhanden, dasselbe neu zu kräftiger Wirksamkeit zu organisiren.

Der Generallieutenant von Arentschildt war ein tüchtiger und muthiger Soldat, welcher wohl geeignet war, den Truppen Vertrauen einzuflößen und ihnen im entscheidenden Augenblick durch eigenes Beispiel voranzuleuchten. Er schien indeß in strategischer Beziehung gar sehr von seinem Generalstabe abhängig zu sein, und es fehlte ihm die Initiative selbständiger weitblickender Leitung, welche unter so kritischen Verhältnissen unumgänglich nothwendig war. Die Verantwortlichkeit des ihm übertragenen Obercommandos lastete um so schwerer auf ihm, als er dasselbe vollkommen unerwartet und unvorbereitet übernehmen mußte. Ich habe mich niemals überzeugen können,

)er in Göttingen vorgenommene Wechſel in der
en Führung der Armee nützlich geweſen ſei.
te der bisherige Zuſtand ein mangelhafter ſein,
ıube ich doch, daß die militäriſche Maſchinerie
demſelben beſſer und zuſammenhängender ge=
et haben würde als unter Verhältniſſen, die
ıeu und ungewohnt waren, und welche die Führer
der Natur der Sache nach nicht ſo vollkommen
ſchen konnten, wie es nothgethan hätte. In=
erregte die Ernennung des Oberſten Dammers
)es Generallieutenants von Arentſchildt bei den
)en laute Freude. Ueberall hörte man Aeuße=
ı der Hoffnung und des Vertrauens und voll
ſicht ſetzte ſich die Armee endlich in Marſch.
n nicht abgeſchnitten und umzingelt zu werden,
ȝ vor allen Dingen darauf an, die Vereinigung
n heſſiſchen und dann mit den bairiſchen Trup=
ı erreichen.
ie Nachrichten, welche der Generalſtab über die
:iſchen Verhältniſſe auf dem von Göttingen aus
hlagenden Wege erhielt, waren ſo vielſeitig wider=
nd und fanden, ſelbſt trotz ihrer Ungeheuerlich=
an einzelnen Stellen ſo verwirrenden Glauben,
:r König, um irgendetwas Gewiſſes zu erfahren,
ür die einzuſchlagende Richtung maßgebend ſein

könnte, zwei Offiziere, wenn ich nicht irre den Rittmeister von Schnepen und den Hauptmann Reichardt, vorausſendete, um über die Stellung der heſſiſchen und bairiſchen Corps Näheres zu erfahren und dieſelben zu einer Bewegung behufs der Vereinigung mit der hannoveriſchen Armee zu veranlaſſen.

Ich ſendete meinerſeits, um möglichſt genaue Auskunft zu erhalten, einen außerordentlich tüchtigen und gewandten Beamten meines Bureau, den Kanzliſten Duve, ab, um Erkundigungen einzuziehen und zugleich die ſüdwärts ſtehenden Bundestruppen zum Heraufrücken zu bewegen. Er nahm ein Schreiben des öſterreichiſchen Geſandten Grafen Ingelheim, welcher die Armee im Hauptquartier des Königs begleitete, an den öſterreichiſchen Bundestagsgeſandten Baron Kübeck und ebenſo einen Brief des Generals von Arentſchildt an den kurheſſiſchen General von Loßberg mit.

Der Kanzliſt Duve erfüllte auch ſeine Miſſion, allein er konnte, von derſelben zurückkehrend, nicht mehr zu der von preußiſchen Truppen umgebenen hannoveriſchen Armee durchdringen. Ueber den Erfolg ſeiner Sendung ſpricht der folgende, ſpäter an mich gelangte Bericht:

„Mit der Depeſche des Herrn Grafen Ingelheim ſowie dem Briefe des Generals von Arentſchildt d. d.

igen, den 19. Juni 1866, abends 9 Uhr, ver=
ich es, ein Privatfuhrwerk zu bekommen. Dies
ng und ich war gezwungen, Extrapoſt zu nehmen,
r ich Göttingen am 19. abends 11½ Uhr verließ.
Ich erreichte Fulda am 20. Juni abends 9 Uhr,
aber keine heſſiſche Armee, bekam vielmehr von
Stadtcommandanten von Specht die Nachricht, daß
rheſſiſche Hauptquartier in Hanau und der Höchſt=
andirende General von Loßberg ſei.
Ohne Aufenthalt als den, den das Umſpannen
Extrapoſt verurſachte und oft wegen Mangel an
en erheblich war, ſowie die Anfertigung eines
es an Euer ꝛc., den ich mit der gerade Fulda
ſenden Poſt abſandte, ſetzte ich meine Reiſe nach
u fort.
Hanau erreichte ich am 21. Juni morgens 9 Uhr
überbrachte ſofort dem General von Loßberg den
des Generals von Arentſchildt. General von Loß=
rklärte mir, daß er nichts thun könne, da der Prinz
nder von Heſſen bereits das Obercommando
ommen; er wolle jedoch ſofort ſeinen Adjutanten
eſen abſenden.
Nebenbei ſagte von Loßberg, die kurheſſiſche Armee
e aus einer Brigade; es ſei alles immobil.
Ich verließ Hanau und begab mich nach Frankfurt

zum Baron von Kübeck und überreichte die Depesche des Grafen Ingelheim mittags.

„Der Herr Baron von Kübeck gab mir eine Depesche an den Prinzen Alexander von Hessen, der sich in Darmstadt befand, und diese überreichte ich 3½ Uhr nachmittags persönlich. Dem Prinzen Alexander theilte ich, da ich bei diesem mit dem Adjutanten des Generals von Loßberg zusammentraf, die Dislocation unserer Truppen mündlich ausführlich mit.

„Nach einstündiger Anwesenheit entließ mich der Prinz mit folgendem mündlichen Auftrage an Seine Majestät unsern König:

1. Die Baiern, die vor 24 Stunden (also am 20. Juni) bei Schweinfurt gestanden — seit 24 Stunden habe er aber keine Nachrichten von Schweinfurt — wolle er ersuchen, schnell nach Norden vorzugehen.
2. Das 8. Armeecorps solle über Fulda nach Eschwege schleunigst vorrücken, um dort unserer Armee die Hand zu reichen.
3. Die kurhessische Brigade solle als Scheindemonstration von Hanau nach Gießen vorgeschoben werden.

„Bemerken muß ich noch, daß mir Prinz Alexander bei meiner Ankunft sagte, ich sei der erste, der über

den Stand unſerer Armee beſtimmte Nachrichten überbringe.

„Sofort nach Empfang meiner Inſtruction begab ich mich über Frankfurt wieder nach Hanau, welchen Ort ich am 21. abends wieder mit Extrapoſt verließ, um nach Göttingen zurückzugelangen. Wegen Mangel an Fuhrwerk mußte ich vier Meilen zu Pferde machen (was mir ſehr ſchwer wurde, da ich in mehrern Jahren nicht geritten hatte), und ſo erreichte ich am 22. mittags Eſchwege, fand aber anſtatt unſerer Truppen preußiſche, die auf Göttingen zogen.

„Die Preußen ließen mich durch bis Allendorf, hier aber wies man mich zurück. In Allendorf erfuhr ich, daß die hannoveriſchen Truppen Heiligenſtadt beſetzt hätten.

(Gez.) Ernſt Duve.

Frankfurt a/M., den 4. Juli 1866, nachts."

Zu gleicher Zeit wurde der Archivrath Klopp, welcher ſich vor der preußiſchen Occupation der Stadt Hannover nach Göttingen geflüchtet hatte, von dem Grafen Ingelheim mit Depeſchen an den Baron von Kübeck und an den Grafen Mensdorff nach Wien geſendet, damit man von beiden Orten aus entſchieden auf das Vorrücken der bairiſchen Truppen zur Vereinigung mit der hannoveriſchen Armee dringen möge.

Auch Dr. Klopp konnte den Rückweg ins Hauptquartier nicht finden, und erſt ſpäter langte der folgende Bericht an Graf Platen über ſeine Sendung an:

„Hochgeborener Herr Graf!

„Ew. Excellenz beehre ich mich gehorſamſt zu melden, daß ich hier in Frankfurt bin und die Befehle von Ew. Excellenz durch die königliche Geſandtſchaft erwarte.

„Geſtatten Ew. Excellenz mir noch eine kurze Recapitulation der letzten Tage. Von Lichtenfels aus habe ich ſofort nach der Ankunft am Abend des 24. Juni (Sonntag) nach Wien (zweimal), nach Frankfurt und München telegraphirt. Da die Eiſenbahnzüge nicht regelmäßig gingen, ſo mußte ich bis Montag, 25. Juni, nachmittags in Lichtenfels verweilen. Am Morgen deſſelben erhielt ich eine Antwort vom Baron Kübeck. Sie lautet wie folgt:

«Aeußerſt dringend. Archivrath Klopp. Lichtenfels. Telegramm heute früh erhalten. Falls nicht ſchon geſchehen, bitte, ſich ſofort ins Hauptquartier nach Bamberg zu begeben, um S. K. H. Prinzen Karl nähere Nachrichten zu geben, welcher ſofort verſtändigt worden iſt, wie auch Prinz Alexander und Wien. Kübeck.»

„Da ich den weſentlichen Inhalt der Depeſche des

Grafen Ingelheim an den Grafen Mensdorff, die ich überbringen ſollte, bereits telegraphirt hatte, ſo glaubte ich dieſer Weiſung folgen zu dürfen und zu müſſen. Ich ging daher ſogleich nach Bamberg ab, ſprach dort zuerſt den General von der Tann und dann auch S. K. H. den Prinzen Karl. Ich ſtellte ſo nachdrücklich wie ich vermochte die Lage der Dinge vor. Das Ergebniß liegt in folgenden Worten, welche ich ſofort von Bamberg aus an den Baron Kübeck telegraphirte:

«Baron Kübeck. Frankfurt.

«Der Weiſung von Excellenz gemäß nach Bamberg gegangen. Prinzen Karl und General Tann geſprochen. Allgemeine Vertröſtung erhalten, mit Aufzählung der militäriſchen Fehler der Hannoveraner. Sie müſſen ſich ſelbſt helfen. Ein Gerücht ſpricht von Capitulation. Ich verneine es entſchieden. Der König capitulirt nicht. Ein anderes ſagt, daß ſie bei Gotha die Bahn forcirt. Ich flehe Excellenz, zu thun was möglich. Ich gehe im Auftrage Ingelheim's nach Wien. Klopp.»

„Jene Worte: «Sie müſſen ſich ſelbſt helfen», beziehen ſich auf die Unterredung mit dem Prinzen Karl. Als ich auf ſeine Frage, wie ſtark die Armee ſei, erwiderte: 19000 Mann, gab er die Antwort: «Mit

19000 Mann muß man ſich durchſchlagen können.« Die umſtehenden Offiziere des Generalſtabes nickten dazu bejahend.

„Mit ſchmerzlich bittern Gefühlen fuhr ich von Bamberg ab nach Wien, kam am Mittwoch Morgen früh dort an, fuhr ſogleich nach der Staatskanzlei und gab meine Depeſche ab. Um 10 Uhr ging ich perſönlich dahin und ſtellte dem Grafen Mensdorff die Lage der Dinge vor, ſodann den andern Herren, die ſämmtlich für Hannover aufs wärmſte bewegt waren. Dann zum General Kneſebeck, bei dem ich auch am Nachmittage wieder verweilte.

„Am andern Morgen ward ich aufmerkſam gemacht, daß es zweckmäßig ſei, mich auch beim Generaladjutanten Grafen Crenneville melden zu laſſen. Er nahm mich ſofort an und verſicherte, daß alles geſchehen, was von da aus nur möglich ſei. Auch meine Klagen über Baiern fanden bei ihm Widerhall. Er bat dann mit einigen ſchriftlichen Worten Seine Apoſtoliſche Majeſtät den Kaiſer um eine Audienz für mich. Die Gewährung erfolgte ſofort. Der Kaiſer war ſehr gnädig gegen mich. Er ſagte mir, daß er dem General Kneſebeck den Auftrag gegeben, ſich ins bairiſche Hauptquartier zu begeben, und daß es gut ſein würde, wenn ich auch wieder mitginge und durchzubringen verſuchte.

«Falls Sie zu Ihrem Könige zurückgelangen», ſetzte er hinzu, «ſo ſagen Sie Seiner Majeſtät, daß ich tiefes Mitgefühl für ſeine Lage empfinde und Bewunderung für ſeine Haltung.»

„Am Nachmittage reiſten der General Kneſebeck und ich ab, gelangten am folgenden Tage, den 29. Juni, ins bairiſche Hauptquartier zu Neuſtadt a/S. und ſetzte ich am Sonnabend, den 30. Juni, mit demſelben die Reiſe nach Meiningen fort. Dort erfuhren wir durch die Herren Graf Ingelheim und Oberſtlieutenant von Kohlrauſch die Kataſtrophe und kehrten dann ſofort wieder um.

„Da ich nicht wußte, wo Ew. Excellenz ich ſicher treffen würde, ſo bin ich, mit Zuſtimmung des Grafen Ingelheim, hier nach Frankfurt gereiſt, um hier die Befehle von Ew. Excellenz abzuwarten.

Ew. Excellenz

ehrerbietigſt gehorſamer

(Gez.) O. Klopp.

Frankfurt a/M., 2. Juli 1866."

Die Armee marſchirte alſo ſo ziemlich ohne alle Kenntniß des ihr vorliegenden Terrains und der Stellung des Bundescorps, welches ſie erreichen wollte, nach Süden hin. Das Ziel war, Eiſenach und Gotha zu erreichen, dort die Eiſenbahnlinien zu überſchreiten

und ſich auf dieſe Weiſe der Gefahr einer Einſchließung durch preußiſche Truppen zu entziehen. Jeder Zuſammenſtoß ſollte dabei ſowol aus militäriſchen als aus politiſchen Gründen vermieden werden, und daher kam es, daß, als in der Nähe von Heiligenſtadt Meldungen über ſtarke entgegenziehende preußiſche Corps einliefen, der Generallieutenant von Arentſchildt ſich ſeitwärts wendete und in das preußiſche Gebiet einrückte, um auf dieſer Linie ſicherer und ſchneller nach Eiſenach zu gelangen. Der König enthielt ſich in beſtimmter Abſicht jedes unmittelbaren Eingreifens in die militäriſchen Befehle. Bei dieſer Gelegenheit war jene Zurückhaltung nach meiner Ueberzeugung ein Unglück; denn da man noch immer an dem Princip feſthielt, die hannoveriſche Armee nur in Sicherheit bringen und aus der Neutralität activ nicht herausgehen zu wollen, ſo war der Einmarſch in das preußiſche Gebiet ein politiſcher Fehler, der es unmöglich machte, die preußiſche Occupation Hannovers als einen unberechtigten Friedensbruch zurückzuweiſen, indem nun von hannoveriſcher Seite ſelbſt der thatſächliche Kriegszuſtand acceptirt wurde.

Es fanden viele Hin- und Hermärſche, viele Befehle und Gegenbefehle ſtatt, welche die Truppen in hohem Grade ermüdeten und verſtimmten und den Zug

der hannoverischen Armee fast als eine planlose Irrfahrt erscheinen ließen, sodaß später der Prinz Karl von Baiern eine gewisse Berechtigung zu der Aeußerung hatte, er sei außer Stande gewesen, der hannoverischen Armee die Hand zu reichen, da er nie gewußt habe, wo dieselbe sei, und da sie da, wo sie nach strategischen Voraussetzungen hätte sein müssen, niemals gewesen wäre.

Der alte General von Brandis, welcher als junger Offizier die spanischen Feldzüge unter Wellington mitgemacht, war über dieses eigenthümliche Hin- und Herziehen im hohen Grade entrüstet. Er drang darauf, auf der geradesten Linie vorwärts zu gehen, und da der Krieg nun doch da sei, sich durch etwa entgegentretende preußische Corps, welche damals kaum von großer Stärke sein konnten, durchzuschlagen. Allein auch er konnte als Kriegsminister auf das einmal dem General von Arentschildt übertragene Armeecommando nicht einwirken.

Der Zug ging von Heiligenstadt über Mühlhausen auf Langensalza, fast unter den Kanonen von Erfurt vorbei, ohne daß man trotz der fortwährend einlaufenden Meldungen über die Nähe außerordentlich starker preußischer Corps irgendetwas von preußischen Truppen wahrnahm.

Die Armee marſchirte in einer ungemein geſtreckten Linie, in der Mitte der König mit ſeinem Gefolge, den Wagen und Handpferden, nur gedeckt von einer ſchwachen Abtheilung Dragoner. Die Truppen wurden auf das äußerſte angeſtrengt und oft auf die Meldung von der Annäherung preußiſcher Corps mitten im Abkochen alarmirt. Die Hitze war ganz außerordentlich und die Armee befand ſich im Zuſtande äußerſter Abgeſpanntheit. Der ganze Marſch machte auf das Auge eines Laien einen wunderſamen und bedenklichen Eindruck. Ich erinnere mich, daß wir uns einmal zwiſchen Heiligenſtadt und Mühlhauſen auf einer von weiten Flächen umgebenen Chauſſee, abgeſehen von der Dragonerbedeckung, ganz iſolirt befanden. Ein Stallmeiſter des Königs ritt auf der Chauſſee weit voraus und ebenſo weit zurück, ohne etwas von unſern Truppen entdecken zu können. Zwei Schwadronen preußiſcher Huſaren hätten den König entführen können, und wir mußten lange warten, bevor die zunächſt hinter uns marſchirenden Regimenter herangekommen waren.

Ein andermal bemerkten die Adjutanten des Königs auf einem ſeitwärts liegenden Höhenzuge Vedetten, deren Umriſſe ſich ſcharf gegen den Horizont abhoben. Es trat eine allgemeine Beſtürzung ein, weil man

glaubte, an feindliche Vorposten gerathen zu sein. Endlich wurden einige Leute zum Recognosciren dorthin geschickt und man fand, daß jene Vedetten hannoverische Dragoner waren.

Manche dieser Vorkommnisse hätten gerabezu erheiternd wirken müssen, wenn die ganze Situation nicht in so hohem Grade tragisch gewesen wäre.

Zwischen Mühlhausen und Langensalza begannen nun jene eigenthümlichen Verhandlungen, deren Basis und Zusammenhang niemals vollständig aufgeklärt worden ist, und welche durch das über jene ganze Zeit waltende Verhängniß wieder gerade das Gegentheil von dem bewirkten, was sie erreichen sollten.

V.

Hauptmann von Zielberg als Parlamentär des Herzogs von Sachſen-Koburg. — Anerbieten des Herzogs zur Vermittelung. — Sendung des Majors von Jacobi an den Herzog. — Vormarſch auf Eiſenach. — Verhandlungen des Herzogs von Sachſen-Koburg mit dem Major von Jacobi. — Hauptquartier zu Langenſalza. — Erſcheinen des ruſſiſchen Geſandten Herrn von Perſiani im Hauptquartier. — Wiederabreiſe deſſelben. — Generaladjutant Oberſt Dammers nach Gotha geſendet. — Telegramm des Grafen Bismarck an den Herzog von Koburg dem Könige geſendet. — Antwort des Königs. — Einnahme von Eiſenach durch die Avantgarde. — Rückzug der Brigade aus dem Gefecht auf ein Telegramm des Majors von Jacobi. — Stockung des Vormarſches. — Preußiſche Beſetzung von Eiſenach. — Hauptquartier Großbehringen. — Der Generaladjutant von Alvensleben im Auftrag des Königs von Preußen. — Waffenſtillſtand. — Verhängnißvolle Misverſtändniſſe über den Waffenſtillſtand. — Letztes preußiſches Ultimatum durch den Oberſten von Döring überbracht. — Preußiſcher Angriff durch den General Flies. — Schlacht bei Langenſalza. — Kriegsrath nach derſelben. — Verhängnißvolle Verzögerung des Vormarſches nach Gotha. — Capitulation der Armee. — Der König beſchließt, nach Wien zu gehen. Verzögerung der Reiſe durch eine Etikettenfrage. — Der König nimmt ſeinen Aufenthalt auf dem Schloſſe Fröhliche Wiederkunft. — Meine Abreiſe nach Linz, um mit dem Grafen Platen den König dort zu erwarten.

In einiger Entfernung vor Langensalza meldete sich bei den Vorposten ein sachsen-koburg-gothaischer Hauptmann von Zielberg als Parlamentär im Auftrage des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, um unter Vermittelung dieses Fürsten nochmals eine Verständigung mit Preußen anzubahnen.

Der Hauptmann von Zielberg beobachtete indeß bei seinem Erscheinen nicht die nach völkerrechtlichem Kriegsgebrauch für die Parlamentäre üblichen Formen; auch war er nicht im Stande, irgendeine genügende Legitimation über seinen Auftrag vorzuweisen. Derselbe hätte daher unter gewöhnlichen Kriegsverhältnissen gefangen genommen oder mindestens ohne weitere Erörterungen zurückgewiesen werden müssen. Der General von Brandis, welcher vor allem jede Verzögerung des Vormarsches nach einem vor preußischer Umzingelung sichern Gebiet fürchtete, rieth auch dringend, den nicht legitimirten Offizier nicht als Parlamentär anzunehmen und ihn von den Vorposten zurückweisen zu lassen. Graf Platen indeß, welcher immer noch den Wunsch und die Hoffnung einer Verständigung und einer Abwendung des unwiderruflichen Bruches hegte, empfahl dem Könige, trotz der mangelhaften Form den Herrn von Zielberg anzunehmen und seine Mittheilungen wenigstens zu hören.

So verhängnißvoll die Verzögerung nun auch für die Entwickelung der weitern Ereigniſſe wurde, ſo war Graf Platen doch gewiß von der ganz richtigen und im Intereſſe der Zukunft des Königs wie des Landes gebotenen Rückſicht geleitet, das für die hannoveriſche Politik aufgeſtellte Princip zu wahren, nach welchem der König ſich ſeinerſeits als auf dem Boden des bundesmäßigen Vertragsrechts ſtehend betrachtete, den preußiſchen Einmarſch in Hannover für unberechtigt erklärte und ſeine militäriſchen Maßregeln nur zur Sicherung der Armee und zur Verhütung eines kriegeriſchen Zuſammenſtoßes getroffen hatte. Man konnte vorausſetzen, daß die ſo über Erwarten ſchnell geſammelte hannoveriſche Armee, welche, wenn ſie ſich mit den Baiern vereinigte, ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagſchale der Entſcheidung werfen konnte, in Berlin nochmals den Wunſch erregt habe, auch jetzt noch unter Zurückziehung der geſtellten Sommation auf die Baſis der Neutralität zurückzukommen, wodurch es dann möglich geworden wäre, unter Zurückführung der Armee auf den Friedensſtand den Statusquo vom 15. Juni wiederherzuſtellen.

Der Hauptmann von Zielberg wurde alſo angenommen und meldete, daß er von dem Herzoge von Sachſen-Koburg-Gotha an den König abgeſendet ſei,

um die Bereitwilligkeit Sr. Hoheit zu erklären, ſich auch jetzt noch der Vermittelung zu einer Verſtändigung mit Preußen zu unterziehen. Der König behielt den Hauptmann von Zielberg, da dieſer, wie geſagt, keine Legitimation beſaß, im Hauptquartier zurück und ſendete den Major von Jacobi vom Generalſtabe nach Gotha, wo ſich der Herzog befand, um über die Abſendung des Hauptmanns von Zielberg und über den Inhalt des demſelben ertheilten Auftrages nähere Erkundigungen einzuziehen und danach den König zur Entſcheidung über die zu machenden Vorſchläge in den Stand zu ſetzen.

Der Major von Jacobi ging als Parlamentär legitimirt und zur Entgegennahme weiterer Mittheilungen für den König beglaubigt nach Gotha ab. Der König beſchloß indeß, von dieſen bis jetzt noch ſo unklaren, der Form und dem Inhalt nach zweifelhaften und unüberſehbaren Verhandlungen die zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles nothwendigen militäriſchen Operationen nicht abhängig zu machen. Er befahl die Fortſetzung des Vormarſches der Armee und bezog das Hauptquartier in Langenſalza, während die Avantgarde bis vor Eiſenach hin vorgeſchoben wurde.

Hier in Langenſalza traf plötzlich und ganz unerwartet der ruſſiſche Geſandte von Perſiani ein.

Der alte Herr, welcher, von einem hannoverischen Postsecretär Denker begleitet, mit Extrapostpferden ohne Aufenthalt die Reise von Hannover durch die von Truppen durchzogene Gegend gemacht hatte, war körperlich und geistig auf das äußerste erschöpft, sodaß er kaum zu sprechen vermochte und erst längerer Erholung und Stärkung bedurfte, bevor er vor dem Könige erscheinen konnte.

Er erklärte, daß er von dem Kaiser Alexander den Befehl erhalten habe, sich ohne Verzug in das Hauptquartier des Königs zu begeben und seine Dienste Sr. Majestät zur Verfügung zu stellen für den Fall, daß, wie der Kaiser voraussetzte, noch Verhandlungen mit Preußen eintreten sollten.

Herr von Persiani theilte dies dem Könige mit thränenden Augen und zitternder Stimme mit — er vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, und fügte ganz entsetzt hinzu, daß er nun zwar infolge des Befehls seines Herrn hier sei, daß er aber in der That nicht begreife, wie es ihm möglich sein werde, dem Hauptquartier des Königs zu folgen, da er solche erschöpfende Anstrengungen, wie er sie bei seiner Reise bis hierher ausgehalten, nicht weiter ertragen könne.

Nachdem Herr von Persiani, dessen körperlicher Zustand in der That mitleiderregend war, da der alte,

kränkliche und leicht erregbare Herr seit langen Jahren das regelmäßigste Leben führte und seine Gesundheit auf das äußerste schonen mußte, sich auf den dringenden Wunsch des Königs zu nochmaliger Ruhe und Erholung zurückgezogen hatte, stellte Graf Platen Sr. Majestät vor, daß es grausam sein würde, den so schwer erschütterten Diplomaten im Hauptquartier zu behalten, da eine Vermittelung desselben bei dem vom Könige als unabänderlich festgehaltenen Standpunkt kaum nöthig sei, und bei der Verfassung, in welcher sich Herr von Persiani befände, auch keinen Erfolg haben könne.

Graf Ingelheim, welchem vor allem daran gelegen war, jede mögliche Verständigung mit Preußen auszuschließen, und welcher daher auch eine russische Vermittelung auszuschließen bestrebt sein mußte, suchte einen russischen Collegen auf und machte demselben eine so abschreckende Schilderung der Entbehrungen und Anstrengungen des Lebens im Hauptquartier einer im Felde befindlichen Armee, daß der arme Herr von Persiani von immer steigendem Entsetzen erfaßt wurde. Er war daher überglücklich, als der König ihn wieder rufen ließ und ihm erklärte, daß er für den Beweis der theilnehmenden Freundschaft des Kaisers Alexander die innigste Dankbarkeit empfinde, daß er aber an den

Eintritt und den Erfolg weiterer Verhandlungen mit Preußen kaum glaube und daher den Herrn von Persiani nicht veranlassen wolle, sich den Anstrengungen des Feldzuges auszusetzen.

Herr von Persiani dankte dem Könige tief gerührt für die Erlaubniß, nach Hannover zurückkehren zu dürfen, ließ sogleich wieder die Postpferde vor seinen Wagen spannen und begab sich, schon durch die Gewißheit, einer so mühseligen Aufgabe enthoben zu sein, neu gestärkt, auf die Rückreise, zu welcher ihm eine militärische Bedeckung mitgegeben wurde, um ihn durch die hannoverische Stellung zu geleiten und nöthigenfalls an die preußischen Vorposten abzuliefern, bei denen ihm ja in seiner Eigenschaft als russischer Gesandter der rücksichtsvollste Empfang sicher war.

Der Postsecretär Denker, welcher Herrn von Persiani begleitet hatte, wurde an den österreichischen Bundestagsgesandten Baron von Kübeck abgesendet und lernte die folgende Botschaft auswendig, da es bedenklich schien, ihm für den Fall seiner Festhaltung durch preußische Truppen etwas Schriftliches mitzugeben:

„Die hannoverische Armee hat den Versuch gemacht, den Uebergang über die Eisenbahn bei Eisenach zu forciren. Die von Preußen her concentrirten Truppen-

maſſen ſind aber beſonders bei der ſtarken Stellung, welche ſie einnehmen, zu groß, um den Uebergang mit Ausſicht auf Erfolg zu verſuchen. Da auch von Norden her preußiſche Truppen heranziehen, ſo iſt die Poſition der hannoveriſchen Armee eine ſehr gefährliche, und man muß auf das Schlimmſte gefaßt ſein. Wir werden uns aber mit aller Anſtrengung behaupten, ſolange dies irgend möglich iſt, und hoffen, es acht bis vierzehn Tage thun zu können, wenn wir beſtimmte Ausſicht haben, daß unſere Alliirten vom Süden uns zu Hülfe kommen und die preußiſchen Corps bei Gotha und Eiſenach beſchäftigen und ihre Macht theilen, ſodaß wir wieder mit Ausſicht auf Erfolg angreifen können.

„Wir bitten deshalb ſchleunigſt um Nachricht:

1. Ob uns Truppen unſerer Alliirten zu Hülfe kommen können?
2. Wann wir beſtimmt auf dieſe Hülfe rechnen können?

„Es iſt die höchſte Gefahr im Verzuge, und wir übertragen unſern Alliirten die ganze Verantwortung für die traurige Wendung der Dinge, welche eintreten muß, wenn man nicht auf das allerſchleunigſte nachrückliche militäriſche Operationen zu unſerer Hülfe unternimmt.

„Wir bitten um ſchleunige Beantwortung unſerer

Fragen durch mehrere sichere Boten, eine Rücksicht, die wir schon längst erwarten mußten, und bedauern im Interesse der allen gemeinsamen Sache, daß man uns so ganz ohne Nachricht gelassen hat."

Ob er seine Mission hat erfüllen können, weiß ich nicht; eine Nachricht von ihm ist niemals eingelaufen. Jedenfalls blieb auch diese Botschaft ohne Erfolg auf die Bewegung der süddeutschen Bundescorps.

Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha erklärte dem Major von Jacobi, als dieser bei ihm erschien, daß er den dringenden Wunsch habe, für die Beseitigung des beklagenswerthen Kriegszustandes zwischen Hannover und Preußen zu wirken, daß er willens und in der Lage sei, in Berlin zu vermitteln, und daß er zu wissen wünsche, ob und unter welchen Bedingungen der König von Hannover zu einer Verständigung geneigt sei. Er bestätigte also die Sendung des Hauptmanns von Zielberg, und eigentlich hätte der Major von Jacobi nach Empfang dieser Bestätigung zur weitern Meldung zum Könige zurückkehren müssen. Er besprach indeß, wie unter den obwaltenden Verhältnissen wol natürlich war, mit dem Herzog die Möglichkeit eines Arrangements, und stellte, ohne dazu autorisirt zu sein, als seine Meinung den Gedanken einer Convention dahin auf, daß der hannoverischen

Armee der freie Durchzug nach dem Süden hin gewährt werden ſolle, wogegen dieſelbe die Verpflichtung übernehmen würde, eine zu beſtimmende längere Zeit nicht gegen Preußen zu fechten.

Bald nach dem Abgange des Majors von Jacobi beſchloß der König, um ſeinerſeits eine greifbare Baſis für eine mögliche Verſtändigung zu bieten und die Erörterungen abzukürzen, den Generaladjutanten Dammers nach Gotha zu entſenden mit dem Vorſchlage, daß er ſich aller Feindſeligkeiten enthalten würde, wenn Preußen dem freien und ungehinderten Durchzuge der hannoveriſchen Armee durch die thüringiſchen Bundesſtaaten kein Hinderniß in den Weg legen wolle, ſodaß dann die hannoveriſche Armee in neutraler Haltung den weitern Ausgang der Ereigniſſe und eventuell weitere detaillirte Verhandlungen abwarten könnte.

Oberſt Dammers fand bei ſeiner Ankunft in Gotha den Herzog und den Major von Jacobi in der Erörterung der von Beiden ins Auge gefaßten Convention begriffen, und in ſeiner Anweſenheit wurde der Inhalt dieſer Convention dahin präciſirt, daß die hannoveriſche Armee ein Jahr lang nicht gegen Preußen fechten ſolle. Für dieſe ſpeciellen Conventionsvorſchläge waren beide Offiziere vom Könige nicht autoriſirt, ſie konnten dieſelben daher nur ad referendum nehmen.

Der Oberſt Dammers kehrte zurück, um dem Könige Bericht zu erſtatten, und ließ den Major von Jacobi in Gotha, um ſpätere Verhandlungen zu erleichtern.

Der Herzog von Sachſen-Koburg mußte indeß die von zwei legitimirten Parlamentären des Königs mit ihm erörterten und präciſirten Conventionsbedingungen als eine genügende Baſis für weitere Verhandlungen betrachten und ſetzte die preußiſche Regierung von denſelben in Kenntniß. Der preußiſche Miniſterpräſident Graf Bismarck telegraphirte ſogleich an den Herzog, daß der König von Preußen die Geſtattung des freien Durchzuges der hannoveriſchen Armee nach dem Süden angenommen habe unter der Bedingung, daß die Armee ſich ein Jahr lang aller Feindſeligkeiten enthalte; der preußiſche Generaladjutant von Alvensleben würde zu näherer Verabredung im Hauptquartier des Königs von Hannover erſcheinen. Dieſes Telegramm ſendete der Herzog von Koburg durch den hannoveriſchen Rittmeiſter von der Wenſe, welcher inzwiſchen zur Zurückberufung des Majors von Jacobi nach Gotha geſchickt war, an den König nach Langenſalza. Der König begrüßte die Möglichkeit der Vermeidung eines blutigen Zuſammenſtoßes mit Freuden, hatte indeß erhebliche Bedenken gegen die Feſtſtellung einer Jahresfriſt, durch welche er und die hannoveriſche Armee, wenn dieſelbe

namentlich auf bairiſches Gebiet übertreten ſollte, in eine äußerſt ſchwierige und eigenthümliche Lage kommen mußte. Es war kaum vorauszuſehen, daß der Krieg gegen Oeſterreich die Dauer eines ganzen Jahres in Anſpruch nehmen ſollte, und in welcher Weiſe hätte dann die Stellung der hannoveriſchen Armee in einem fremden Lande geregelt werden ſollen? Aber auch ſchon während des Krieges führte die Bedingung zu großen Schwierigkeiten. Wenn die hannoveriſchen Truppen als Verbündete auf bairiſches Gebiet traten, ſo würden ſie dort natürlich bereitwilligſt aufgenommen und verpflegt worden ſein, aber natürlich in der Vorausſetzung, daß ſie auf bairiſcher Seite am Kriege activ theilnähmen — kaum aber erſchien es möglich, daß Baiern eine fremde Armee auf ſein Gebiet aufnehmen und verpflegen ſollte, welche zur abſoluten Unthätigkeit verpflichtet war und welche doch dort ihre Verpflegung in Anſpruch nehmen mußte, da ſie von den Hülfsquellen des eigenen Landes abgeſchnitten war. Der freie Durchzug durch die thüringiſchen Staaten konnte vielmehr nach der Anſicht des Königs nur den Zweck haben, eine von der Ausübung militäriſchen Drucks geſicherte Poſition zu erreichen, von der aus dann über die definitive Verſtändigung unterhandelt werden könnte und für welche nach der An-

ſicht des Königs die einzig mögliche Bedingung ſein mußte, daß die hannoveriſche Armee unter Aufhebung der preußiſchen Occupation Hannovers im Friedenszuſtande in ihre heimiſchen Quartiere zurückkehrte und die Neutralität definitiv abgeſchloſſen würde.

Da damals die Schlacht von Königgrätz noch nicht geſchlagen war und man wol in Berlin ſelbſt an eine ſo entſcheidende und zerſchmetternde Niederlage Oeſterreichs kaum glauben konnte, ſo erſchien die Möglichkeit der Wiedergewinnung einer ſolchen Baſis der Neutralität nicht abſolut ausgeſchloſſen. Der König war darum entſchloſſen, die Verhandlungen nicht abzubrechen, ebenſo aber wollte er die militäriſchen Operationen durch dieſe Verhandlungen nicht aufſchieben laſſen, da die Ausſicht vorhanden war, daß ein energiſcher Vormarſch ohne Blutvergießen und ſchnell daſſelbe Reſultat erzielen könnte, welches die Verhandlungen in Ausſicht nahmen: nämlich die Erreichung eines ſichern Gebiets für die hannoveriſche Armee. Denn nach den eingezogenen Ermittelungen ſtand in und vor Eiſenach nur eine ſehr geringe Truppenzahl. Der König dictirte mir deshalb ſogleich an den Herzog von Koburg nachſtehenden Brief, welcher dann Sr. Hoheit abermals durch den Rittmeiſter von der Wenſe überbracht wurde:

„Durchlauchtigſter Fürſt!
Freundwilliger Vetter!

„Ew. Hoheit haben mir ſoeben ein Telegramm des preußiſchen Miniſterpräſidenten Grafen von Bismarck durch meinen Rittmeiſter von der Wenſe zugeſendet, nach welchem Seine Majeſtät der König von Preußen den durch meinen Generaladjutanten überbrachten, durch meinen Major von Jacobi präciſirten Vorſchlag über den Durchzug meiner Armee durch die thüringiſchen Bundesſtaaten genehmigt, jedoch dabei die Bedingung ſtellt, daß für die Nichttheilnahme meiner Armee an den Feindſeligkeiten während der Dauer eines Jahres Garantien gegeben werden ſollten.

„Ew. Hoheit werden ermeſſen, daß ich auf ſolche Bedingung nicht einzugehen vermag und von den Verhandlungen darüber eine Verzögerung der militäriſchen Operationen nicht abhängig machen kann. Die letztern haben bereits dadurch erheblichen Nachtheil erlitten, daß Ew. Hoheit mir geſtern Morgen einen nicht völlig legitimirten Parlamentär, Ihren Hauptmann von Zielberg, zuſendeten, und ich kann keine erneute Verzögerung der Operationen zulaſſen, muß daher auch Ew. Hoheit bitten, mir ſofort meinen Major von Jacobi zurückzuſenden.

„Dagegen bin ich aber gern erbötig, mit dem

mir von Seiner Majestät dem König von Preußen zugesendeten Generaladjutanten von Alvensleben Verhandlungen eintreten zu lassen, um allem Blutvergießen und dem Bedrucke der Einwohner möglichst vorzubeugen.

„Mit vollkommenster Hochachtung verbleibe ich Ew. Hoheit

freundwilliger Vetter

(Gez.) Georg, Rex.

Langensalza, 24. Juni 1866."

Unmittelbar nach der am 24. Juni mittags erfolgten Absendung dieses Schreibens befahl der König die Fortsetzung des Vormarsches der Armee. Die Brigade von Bülow marschirte in der Avantgarde und stieß bei Mechterstedt auf eine sehr geringe preußische Truppenabtheilung. Nach einem kurzen Gefechte zog sich dieselbe zurück. Die äußerste hannoverische Avantgarde war bereits bis über Eisenach hinaus vorgedrungen und die Brigade von Bülow stand im Begriff, in Eisenach einzurücken. Durch die Besetzung von Eisenach wäre der Durchzug der hannoverischen Armee gesichert gewesen, denn weiter südwärts hin konnten keine preußischen Truppen mit der Eisenbahn befördert werden, und zu einer Vorschiebung preußischer Corps außerhalb der Eisenbahn war keine

Zeit vorhanden — nahe hinter Eisenach aber mußten bereits die bairischen Corps stehen.

Der Herzog von Koburg hatte in dem dringenden Wunsche, die von ihm angebahnte Verständigung zu Stande zu bringen, den Major von Jacobi noch auf kurze Zeit zurückgehalten, und bestimmte denselben, an den Brigadecommandeur von Bülow eine telegraphische Depesche zu senden, des Inhalts, daß der Abschluß der Convention sicher und daher die Feindseligkeiten abzubrechen seien. Der Brigadecommandeur von Bülow leistete dieser Depesche Folge, gab die gewonnenen Vortheile und die Besetzung Eisenachs auf und zog sich in die von ihm vor dem Gefechte von Mechterstedt eingenommene Position zurück.

Dieser ganze Vorgang, welcher den verhängnißvollen Wendepunkt für die Entwickelung der weitern Ereignisse bildet, erscheint vom militärischen Standpunkte aus befremdend und kaum erklärlich. Denn erstens hatte der Major von Jacobi nach dem ihm überbrachten Befehle des Königs in keine weitern Erörterungen einzugehen, jedenfalls nicht das Recht, irgendwelche Mittheilungen an einen im Gefecht befindlichen Truppencommandeur zu richten. Der Brigadecommandeur von Bülow seinerseits hatte unzweifelhaft irgendwelche Befehle nur von dem Generallieute-

nant von Arentschildt, nicht aber von einem Major des Generalstabes anzunehmen, und wenn er sich dennoch veranlaßt fühlte, das Gefecht abzubrechen, so schien es im Hinblick auf die hohe strategische Bedeutung des Bahnüberganges bei Eisenach mindestens geboten, diesen Uebergang besetzt zu halten und nach beiden Seiten hin die Schienen zu zerstören, um das schnelle Herannahen feindlicher Verstärkungen zu verhindern.

Erklärlich werden diese Vorgänge vom persönlichen und rein menschlichen Standpunkte nur dadurch, daß die höhern Offiziere die Wichtigkeit einer Verständigung mit Preußen noch im letzten Augenblicke tief empfanden und von dem Wunsche nach einer solchen Verständigung beseelt waren — daß sie daher geneigt sein mochten, alles zu thun, was die eingeleiteten Verhandlungen fördern, und alles zu vermeiden, was dieselben zum Scheitern bringen konnte.

Als die Meldung von diesen Vorgängen an den König, der sich auf der Straße nach Eisenach befand, gelangte, war derselbe über das nach seiner Auffassung vom militärischen Standpuukte nicht zu rechtfertigende und in politischer Beziehung ebenso verhängnißvolle Verfahren hoch erzürnt. Er sendete sogleich den Generaladjutanten Dammers nach den Vorposten, um unmittelbar die militärischen Operationen zur Siche-

cung Eisenachs wieder aufnehmen zu lassen. Allein es war inzwischen Nacht geworden, die ganze Marschcolonne war ins Stocken gerathen, und es war unmöglich, an diesem Abende noch etwas zu thun.

Der König befand sich ungefähr zwei Stunden vor Eisenach.

Man suchte nach einem passenden Nachtquartier und bezog das in der Nähe liegende Schloß Großbehringen, welches einer mit ihrer Familie abwesenden Frau von Trützschler-Falkenstein gehörte. Es fehlte dort an allen Lebensmitteln und sowol das königliche Hauptquartier als der größte Theil der Armee litt dringend Mangel, da durch die eigenthümlichen Märsche und durch die Stockungen des Vorrückens die Proviantcolonnen niemals da waren, wo man ihrer bedurfte. An der Tafel des Königs gab es nur abgekochte Kartoffeln und kaltes Rindfleisch, und auch diese einfachen Nahrungsmittel nur in sehr beschränkter Quantität.

Es gelang mir, durch einen Kanzleibeamten des Auswärtigen Amtes in der Apotheke Großbehringen eine Flasche Rothwein aufzutreiben, dessen Zusammensetzung mir heute noch ein chemisches Geheimniß ist, der indeß damals eine unschätzbare Kostbarkeit war.

Während der Nacht nun fuhren auf der Eisenbahn von beiden Seiten her unausgesetzt bedeutende preußische

Truppenabtheilungen heran, sodaß am nächsten Morgen schon Eisenach sehr stark besetzt war und an einen Uebergang über die dortige Eisenbahnlinie nicht gedacht werden konnte.

Unmittelbar nachdem der König das Hauptquartier von Großbehringen bezogen hatte, meldete sich bei den Vorposten der preußische Generaladjutant von Alvensleben mit der Erklärung, daß er von Sr. Majestät dem Könige von Preußen abgesendet sei, um die Befehle Sr. Majestät des Königs von Hannover entgegenzunehmen.

Am frühen Morgen des 25. Juni traf der General von Alvensleben in Großbehringen ein behufs der Verhandlung über die von dem Herzoge von Koburg und dem Major von Jacobi präcisirte Convention.

Der General gab dem dringenden Wunsche des Königs von Preußen Ausdruck, unter den obwaltenden gespannten Verhältnissen wenigstens um jeden Preis einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden und die Möglichkeit einer weitern Verständigung offen zu halten. Dagegen äußerte er selbst Bedenken gegen die von dem Könige von Preußen acceptirte Bedingung des Herzogs von Koburg über die Enthaltung der hannoverischen Armee von allen Feindseligkeiten auf die Dauer eines Jahres. Er erkannte vollkommen die Schwierig-

iten, ja beinahe Unmöglichkeiten an, die dadurch der
nnoverischen Armee geschaffen werden würden, und
klärte, daß er für seine Person ein solches Arrange-
ent zu befürworten nicht im Stande sei. Der König
eorg seinerseits, um für alle weitern Erwägungen
eit offen zu lassen, behielt sich für den definitiven
ntschluß über den frühern Vorschlag der einjährigen
nthaltung von den Feindseligkeiten eine Bedenkzeit
n 24 Stunden vor. Der General von Alvensleben
ernahm es, über die Unterredung von Großbehrin-
n die definitive Entscheidung seines königlichen Herrn
nzuholen, und schloß zu diesem Behufe einen Waffen-
llstand bis auf weiteres ab.

Infolge dieses Waffenstillstandes bezogen die han-
verischen Truppen Cantonnements, und der General
n Arentschildt entsendete den Oberstlieutenant Rudorff
m Generalstabe in das Hauptquartier des comman-
renden preußischen Generals Vogel von Falckenstein,
n ein Arrangement der Quartiere mit den preußischen
orposten herzustellen. Der General Vogel von Falcken-
ein erklärte jedoch dem Oberstlieutenant Rudorff, daß
von einem abgeschlossenen Waffenstillstande nichts
isse und unmittelbar angreifen werde.

Am andern Morgen, den 26., meldete sich ein Offi-
er aus dem Hauptquartier des Generals Vogel von

Falckenſtein und erklärte dem Könige nochmals, daß die Preußen angreifen würden. Der König war in hohem Grade unwillig über dieſe Erklärung, welche er im Hinblick auf den mit dem General von Alvensleben abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand für eine Verletzung des Völkerrechtes erachtete, wenn nicht ein Misverſtändniß durch mangelnde Benachrichtigung des Generals Vogel von Falckenſtein vorliege. Er proteſtirte gegen den angekündigten preußiſchen Angriff im Namen aller Souveräne Europas und entſendete den Oberſtlieutenant Rudorff nach Berlin, um das vorliegende Misverſtändniß aufzuklären und die in Ausſicht genommene definitive Antwort des Königs von Preußen einzuholen. Der Oberſtlieutenant Rudorff indeß wurde von den preußiſchen Vorpoſten nicht durchgelaſſen und kehrte alſo unverrichteter Sache zurück.

Die hannoveriſche Armee zog ſich auf die Poſitionen um Langenſalza zurück, und der König bezog abermals das Hauptquartier in dieſem Orte. Hier erſchien nun nochmals ein preußiſcher Parlamentär in der Perſon des Oberſten von Döring, welcher den Auftrag hatte, dem Könige noch einmal die Sommation vom 15. Juni vorzulegen und die letzte und endliche Entſcheidung Sr. Majeſtät darüber einzuholen. Es war alſo hier noch einmal die Möglichkeit vorhanden, alle Feind-

igkeiten auszuſchließen, die hannoveriſche Armee in
Friedensquartiere zurückzuführen und die preußiſche
:cupation des Königreichs zu beenden. Freilich er-
rte der Oberſt von Döring ſelbſt, bevor er die Som-
ıtion, ſeinem Auftrage gemäß, vorlas, daß er dieſen
ıftrag faſt für überflüſſig halten müſſe, da die Avant-
rde des Generals Vogel von Falckenſtein ſich bereits
n Angriff anſchicke. Eine Annahme der Sommation
irde indeß ohne allen Zweifel dennoch die Situation
llig geändert haben.

Es war ein ſchwerer, verhängnißvoller Augenblick;
ein nach den mehrfach hervorgehobenen Anſchauungen,
lche in dem Charakter des Königs tief begründet
ren, konnte deſſen Entſcheidung nicht zweifelhaft ſein.
hielt es für eine heilige und religiöſe Pflicht, an
nen Souveränetätsrechten unveränderlich feſtzuhalten
d um den Preis einer Schmälerung derſelben keiner
fahr auszuweichen. Er lehnte die Annahme der
›mmation ebenſo beſtimmt ab, wie er dies in Han-
oer gethan hatte, und damit war die letzte Brücke
er Verſtändigung abgebrochen.

Am Abend vorher ſchon, als das Vorrücken der
eußen in Angriffsſtellungen zuerſt gemeldet wurde,
tte der König die nachſtehende Erklärung aufſetzen
ſen, welche er mir verſiegelt und an Seine Majeſtät

den König von Preußen adreſſirt übergab, um dieſelbe, im Falle er während des vorauszuſehenden Gefechtes gefangen genommen werden ſollte, in die Hände des preußiſchen Offiziers zu legen, der die Gefangennehmung bewirken würde. Dieſe Erklärung kennzeichnet ſcharf die Auffaſſung des Königs und die tiefe Erbitterung, in welche ihn die unglückſelig verwirrten Verhandlungen, welche vor Eiſenach aufgenommen waren, verſetzt hatten. Sie lautete folgendermaßen:

„Nachdem geſtern zwiſchen dem vom Könige von Preußen an mich abgeſendeten Generaladjutanten von Alvensleben und meinem Generaladjutanten Oberſten Dammers ein Waffenſtillſtand bis auf weiteres abgeſchloſſen war, haben heute, als meine Armee im Vertrauen auf dieſen Waffenſtillſtand zerſtreute Cantonnements bezogen, die preußiſchen Truppen einen unvorhergeſehenen Ueberfall unternommen.

„Ich gebe mich mit meinem theuern Sohne und Kronprinzen und mit meinem Heere, welches ſich kämpfend zurückgezogen, nur der Uebermacht weichend gefangen, und erkläre hiermit feierlich vor dem dreieinigen Gott und der ganzen Welt, insbeſondere zur Wahrung der Rechte meiner angeſtammten Krone, meines königlichen Hauſes und meines Königreichs, ſowie zur Rettung der Ehre meiner tapfern und treuen

Armee diesen Ueberfall für einen Act der größesten Roheit und Barbarei.

„Ich protestire im Namen aller Souveräne Euro-pas, im Namen des Völkerrechts und im Namen der Ehre aller civilisirten Armeen gegen diesen unerhörten Wortbruch, und mache den Urheber desselben für alles daraus entstehende Unglück vor Gott und der Welt verantwortlich.

„Ich werde keine Gelegenheit versäumen, die mir, meinem königlichen Hause und meinem Königreiche — — ntrissenen Rechte mit der Hülfe des Allmächtigen wiederzuerlangen, und vertraue dabei auf die ewige Gerechtigkeit Gottes, auf die unerschrockene Treue meiner Unterthanen, welche schon einmal den — — gestürzten Thron wieder aufrichtete, und auf die Waffen meiner Alliirten, und harre aus in der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß endlich der gerechten Sache der Sieg zutheil werden wird.

Langensalza, den 26. Juni 1866.

(Gez.) Georg, Rex."

Am 27. morgens bei Tagesanbruch wurde von den Vorposten eine stärkere Bewegung in der preußischen Armee gemeldet, welche auf einen beabsichtigten Angriff schließen lasse. Wir brachen von Langensalza auf, und der König begab sich in das auf einer ziemlich hoch

aufsteigenden Anhöhe gelegene Dorf Thamsbrück, wo er im Pfarrhause Quartier nahm, auf dessen friedlich gelegenem Hofe wir uns unter einer mächtigen Linde zu einem aus den primitivsten Bestandtheilen zusammengebrachten Frühstück niedersetzten.

Gegen 10 Uhr griff der General Flies von Gotha her an.

Die hannoverische Armee hatte ihre Aufstellung in und um Langensalza auf den die Stadt umziehenden Höhen und hinter der Unstrut.

Der General von Arentschildt, welcher weit überlegene feindliche Streitkräfte voraussetzte, oder immer noch die Vermeidung eines unheilbaren Bruches im Auge haben mochte, hatte den Befehl an die verschiedenen Truppentheile gegeben, sich fechtend zurückzuziehen. Er sendete, als die ersten Kanonenschüsse fielen, einen Offizier — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, den Rittmeister von Lenthe von der Garde-du-Corps — an den König mit der Bitte, daß Se. Majestät ihm, dem General, die Vollmacht ertheilen wolle, zu capituliren, wenn er es für erforderlich halte.

Der König hörte diese Meldung finster an. Er verweigerte die erbetene Vollmacht auf das bestimmteste und sendete den Rittmeister von Lenthe an den General von Arentschildt zurück mit dem Befehl, sich

gegen den Angriff, den er für eine Verletzung des Waffenstillstandes erachten müsse, zu vertheidigen bis auf den letzten Mann. Er stieg darauf zu Pferde und befahl dem Generaladjutanten, ihn sogleich auf einen Platz zu führen, auf welchem ihn die im Gefecht befindlichen Truppen von allen Seiten sehen konnten.

Wir begaben uns, von dem Generaladjutanten geführt, auf eine Anhöhe seitwärts von Langensalza über dem Dorfe Merxleben, wo der König fast von allen Stellungen seiner Armee aus sichtbar war. Der Armeebereiter, Major Schweppe von den Gardekürassieren, führte das Pferd des Königs am Leitseil, und obwol auf der Höhe der königliche Zug, den man von der Ferne her vielleicht für eine Cavalerieabtheilung halten mochte, das Ziel feindlichen Granatfeuers wurde, befahl der König, aller an ihn gerichteten Bitten und Vorstellungen ungeachtet, das weitere Vorgehen, indem er auf den zischenden Schlag der Granaten lauschte und unausgesetzt fragte, ob ihn die Truppen auch sehen könnten.

Wir hielten auf der von dem Generaladjutanten ausgewählten Höhe während der Dauer des Kampfes bis um 6 Uhr abends in brennender Sonnenhitze, und es war ein ebenso rührender als erhebender Anblick, der nie aus meiner Erinnerung verschwinden

wird, den blinden König zu ſehen, der, von der ringsumher tobenden Schlacht nur durch das Gehör die Eindrücke empfangend, unbeweglich auf ſeinem Pferde hielt, unfähig einzugreifen, nur von dem einzigen Wunſche beſeelt, ſeine Pflicht als Kriegsherr dadurch zu erfüllen, daß er ſeinen Truppen durch ſeinen Anblick Muth einflöße.

Wir beobachteten unausgeſetzt den Gang des Gefechts, und der König ließ ſich über jeden Vorgang, den wir wahrnahmen, Mittheilung machen, ohne daß ſich auf ſeinem edeln, bleichen Geſicht die geringſte Bewegung zeigte.

Das Gefecht ſchien zunächſt eine ungünſtige Wendung für die hannoveriſchen Truppen zu nehmen; dieſelben wurden aus Langenſalza zurückgeworfen, die Preußen beſetzten dieſe Stadt und drangen bis über dieſelbe hinaus vor. Das Gefecht verlief anfänglich den von dem General von Arentſchildt gegebenen Befehlen entſprechend: die Hannoveraner zogen ſich fechtend zurück.

Endlich aber, gegen Mittag, trug die Erbitterung und der Kampfeseifer der jüngern Offiziere und der Truppen den Sieg über die Anordnungen des Commandos davon. Ein Bataillon des hannoveriſchen Garderegiments unter der Führung des Oberſtlieute-

nants von Landesberg ergriff zuerst die Offensive, ging über die Unstrut und warf die dort gegenüberstehenden Preußen zurück. Schnell wurde dieses Beispiel auf der ganzen Linie befolgt — überall griffen die einzelnen hannoverischen Abtheilungen mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die jungen Offiziere, nur noch von ihrem militärischen Ehrgefühle geleitet, wollten dem Befehle zum Rückzuge nicht mehr gehorchen — eine Abtheilung riß die andere mit fort und bald drang die ganze Armee siegreich vor.

Die Cavalerie, welche zuerst in der Reserve gehalten war, drang von allen Seiten in die Ebene hinab.

Um 6 Uhr war der Sieg entschieden.

Die preußischen Truppen zogen sich auf Gotha zurück, bis fast vor die Thore dieser Stadt von den hannoverischen Cavalerieregimentern verfolgt — wir sahen dies von unserm Standpunkte herab deutlich.

Merkwürdigerweise waren bei dem Könige während des ganzen Tages keine Meldungen über die Entwickelung des Gefechts eingelaufen, dessen Leitung der General von Arentschildt wol verloren haben mochte, der sich übrigens mit einer außerordentlichen persönlichen Unerschrockenheit im feindlichen Feuer bewegte. Generaladjutant Oberst Dammers hatte sich in die Gefechts-

linie begeben, wohin ihn der junge Prinz Hermann von Solms-Braunsfels begleitete, der bei dieser Gelegenheit mit einer für sein Alter bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit die hannoverischen Truppen mitten im Kugelregen zum Kampf anfeuerte.

Als der Generaladjutant mit der Meldung des Sieges zurückkehrte, stieg der König tief aufathmend vom Pferde. Er war auf das äußerste erschöpft und hatte, wie wir alle, vom frühen Morgen an nichts genossen. Ich hatte in meiner Feldflasche etwas Sherry und brachte denselben dem Könige in einem Reisebecher des Grafen Platen. Nachdem sich der König erquickt, nahm er meinen Arm und ging eine Zeit lang auf der Berghöhe auf und nieder.

„Ich danke Gott für diesen Sieg", sagte er, „der mich mit hohem Stolze auf meine vortreffliche Armee erfüllt und mich zu unauslöschlicher Dankbarkeit gegen dieselbe verpflichtet — aber dennoch ist es ein großes Unglück, daß es so hat kommen müssen, und was soll nun werden?"

Ich bemerkte dem Könige, daß nach meiner Ueberzeugung jede Möglichkeit irgendeiner Verständigung mit Preußen nunmehr ausgeschlossen sei, daß das vergossene Blut wenigstens für die nächste Zeit einen unüberbrückbaren Abgrund bilde, um so mehr, als der

militäriſch für Preußen ungünſtige Ausgang des Gefechts in Berlin den nothwendigen Wunſch erzeugen müſſe, nunmehr die hannoveriſche Armee um jeden Preis zu erdrücken. Ich ſprach dem Könige ebenſo meine Ueberzeugung aus, daß der einzige Weg zur Rettung und zur Offenhaltung ſpäterer Entſchließungen ja nach dem Gange der Ereigniſſe darin liege, unverzüglich und ohne jeden Aufſchub nach Gotha aufzubrechen. Der Weg dahin müſſe nach der Zurückwerfung des Flies'ſchen Corps frei ſein, und wenn man über Gotha hinauskommen könne, ſo werde man dieſelbe vortheilhafte Poſition erreichen, welche durch die traurig verhängnißvollen Vorgänge vor Eiſenach damals verloren worden ſei. Jenſeits Gotha hin könnten keine namhaften preußiſchen Truppen gebracht werden, und unmittelbar hinter Gotha müßten ſchon die Vorpoſten der bairiſchen Armee ſtehen, mit welcher ſich zu vereinigen jetzt die dringendſte Aufgabe ſei.

Graf Platen war vollſtändig derſelben Anſicht. Die Gefahr und die nunmehr unwiderruflich gewordene Entſcheidung hatten ihn mit einer ihm ſonſt nicht eigenen bewundernswürdigen Klarheit und Entſchloſſenheit erfüllt, und er drang mit mir in den König, daß derſelbe ſogleich, nachdem die Truppen ſich nur ein wenig erfriſcht hätten, den Vormarſch nach Gotha be-

fehlen möge. Der König ſtimmte unſern Anſichten und Gründen durchaus bei. Er kehrte nach Langenſalza zurück und ſendete Adjutanten ab, um den Generallieutenant von Arentſchildt, den Chef des Generalſtabes Oberſten Cordemann und ſämmtliche Brigadiers ſogleich dorthin zu einem Kriegsrath zuſammenzurufen.

Unſer Zug über das Schlachtfeld hin nach der Stadt war ein außerordentlich ſchmerzlicher. Ueberall lagen die zum Theil gräßlich zerriſſenen Leichen umher, die Pferde gingen durch Blutlachen, und der Anblick wurde um ſo ſchauerlicher durch das Gefühl, daß alle dieſe braven und tapfern Soldaten von beiden Armeen einem Kampfe zum Opfer gefallen waren, in welchem Deutſche gegen Deutſche, Freunde, nahe Verwandte und ſelbſt Brüder einander gegenübergeſtanden hatten.

Es dauerte ziemlich lange, bis der commandirende General und die Truppencommandeurs in Langenſalza eintrafen.

Der König hatte befohlen, ſo ſtreng er ſonſt auf die Abſcheidung der militäriſchen und civilen Reſſorts von einander hielt, daß Graf Platen und ich dem abzuhaltenden Kriegsrathe beiwohnen ſollten, und hatte auch den öſterreichiſchen Geſandten Grafen Ingelheim zu demſelben eingeladen, da, wie er ſagte, ihm alles daran gelegen ſei, dem Kaiſer von Oeſterreich, mit dem

ſeine Intereſſen nun völlig identiſch geworden, zu zeigen, daß er, wie auch der Ausgang ſich geſtalten möge, alles gethan habe, um ſeine Armee zu retten. Der König mochte fühlen, daß in jenem Augenblick die größere Entſchloſſenheit und die thatkräftigere Unterſtützung ſeines Willens, den er bei ſeiner Blindheit nicht mit unumſchränkter Selbſtändigkeit geltend machen konnte, bei ſeinen Civildienern zu finden war. Er befahl mir, da er die bedeutungsſchwere Wichtigkeit jener Augenblicke und der zu faſſenden Entſcheidung vollkommen empfand, ein Protokoll über den von ihm verſammelten Kriegsrath zu führen, um eine bleibende Aufzeichnung darüber zu beſitzen.

Als der Kriegsrath verſammelt war, ſprach der König ſeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines ſchnellen Vormarſches auf Gotha aus und verlangte von dem General und den Truppencommandeurs ihre Meinung darüber.

Der Oberſt Cordemann entgegnete nach den mir vorliegenden protokollariſchen Aufzeichnungen: „daß wegen der verſchoſſenen Munition, der mangelnden Verpflegung und der großen Ermüdung der Truppen, ſowie wegen der Unmöglichkeit, dieſen Mangel zu erſetzen, die Armee nicht in der Lage ſei, gegen Preußen iſolirt einen zweiten Kampf zu beſtehen, ſolange ſie

nicht eine Basis zur Ersetzung der Munition und der Verpflegungsvorräthe gewonnen habe, weil sie auf eine überraschende Weise aus dem Zustande des tiefsten Friedens nur zu provisorischer Schlagfertigkeit gebracht sei. Er halte daher für erforderlich: erstens eine möglichst lange Ruhe; zweitens frühzeitige Berücksichtigung des Punktes, daß die Armee momentan nicht schlagfertig gemacht werden könne, weil die Hülfsquellen, welche dazu nöthig seien, augenblicklich nicht in unserm Bereiche sich befänden."

Der Generallieutenant von Arentschildt trat dieser Erklärung des Generalstabschefs in allen Punkten bei und wiederholte, von den meisten der Truppencommandeurs unterstützt, daß die Truppen sich in der vollständigen Unmöglichkeit befänden, den Marsch nach Gotha zu machen.

Es entspann sich eine lebhafte und animirte Discussion darüber. Sowol Graf Platen als ich konnten trotz der schweren Verantwortlichkeit, welche für uns in einem Urtheil über militärische Verhältnisse lag, doch nach dem Eindruck, den wir von den verschiedenen Corps, denen wir auf dem Schlachtfelde begegneten, empfangen hatten, nicht an eine derartige Erschöpfung der Truppen glauben. Wir hoben besonders hervor, daß wenn auch einige tausend Mann auf dem Marsche

nach Gotha nicht folgen könnten und liegen bleiben würden, dies im Hinblick auf die Wichtigkeit des Zweckes der Rettung der übrigen Armee nicht in Betracht käme und keinen Grund bilden könne, den Vormarsch aufzugeben und so der Gefahr, ja der Gewißheit einer völligen Umzingelung sich auszusetzen.

Unsere Bemerkungen fanden fortwährenden und schließlich etwas gereizten Widerspruch, und der commandirende General sowie der Generalstabschef blieben mit Entschiedenheit dabei, daß die Armee absolut außer Stande sei, sich auch nur eine Stunde weit fortzubewegen.

Wiederum wurde ich hier an die unglücklich prophetische Mahnung des Ministers Bacmeister erinnert.

Der König war einer so übereinstimmenden Erklärung seiner Truppencommandeure gegenüber durch sein körperliches Gebrechen außer Stande, unter eigener Verantwortlichkeit durchzugreifen, der Kronprinz noch nicht alt und selbständig genug, um einen entscheidenden Einfluß auszuüben oder seinerseits die Verantwortung zu übernehmen, und so entschied denn der König endlich, da er dem commandirenden General eine Vollmacht, nach seinem Ermessen eine Capitulation abzuschließen, auch jetzt unter keiner Bedingung ertheilen wollte, daß der Generallieutenant von Arent-

ſchildt bei dem commandirenden General der preußiſchen Armee einen Waffenſtillſtand von acht Tagen beantragen ſolle.

Es hieß dies ſo gut wie nichts beſchließen, denn die Annahme eines Waffenſtillſtandsvorſchlages von preußiſcher Seite war völlig undenkbar, und als ſpäter der Rittmeiſter Volger von den Gardehuſaren als Parlamentär nach dem inzwiſchen herangerückten General von Mantenffel geſendet wurde, wies dieſer jeden Waffenſtillſtandsvorſchlag auf das entſchiedenſte mit der Erklärung zurück, daß, nachdem einmal preußiſches Blut gefloſſen ſei, er nur noch über die Capitulation der hannoveriſchen Armee verhandeln könne.

Der Generallieutenant von Arentſchildt und die Truppencommandeure drangen darauf, den Kriegsrath zu beſchließen, da ihre Gegenwart bei den Truppen unerlaßlich nothwendig ſei.

Der König machte noch am Abend eine Fahrt im offenen Wagen durch die Stadt, um den leichtverwundeten Prinzen Ernſt Solms zu beſuchen. Er befahl mir, ihn zu begleiten, und wir kamen, um die Vorſtädte herumfahrend, durch die Cantonnements verſchiedener Truppentheile, welche alle mit Jubelrufen den Wagen des Königs umringten, und bei welchen ich nicht die geringſte Spur von Ermüdung bemerken konnte, viel-

ehr zeigten ſie alle friſchen Muth und freudige Zu-
rſicht und verlangten in lauten Rufen, vorwärts ge-
hrt zu werden.

Ich machte den König abermals auch hierauf be-
nders aufmerkſam und glaubte, ihn nochmals drin-
end bitten zu ſollen, den Vormarſch auf Gotha noch
n dieſem Abend trotz aller erhobenen Schwierigkeiten
nd Bedenken zu befehlen, da ich überzeugt war, daß die
ruppen in dem Bewußtſein des eben erfochtenen Sie-
es vor keiner Anſtrengung zurückſchrecken und das Aeu-
erſte leiſten würden. Der König aber ſchwieg traurig.
r wagte dennoch nicht, einen ſolchen Befehl zu geben,
a ihm allein bei der entgegenſtehenden Erklärung der
enerale alle Schuld eines unglücklichen Ausganges
r Laſt gelegt worden wäre, und er nicht die Möglich-
it beſaß, aus eigener Anſchauung zu urtheilen.

Ich bin auch heute noch der Ueberzeugung, daß
er Marſch auf Gotha an jenem Abend die hanno-
eriſche Armee gerettet haben würde. Er erſchien da-
als um ſo nothwendiger, als ja die Schlacht von
öniggrätz noch nicht geſchlagen und das Schickſal des
rieges noch unentſchieden war. Wäre etwa eine preu-
iſche Niederlage eingetreten oder hätte ſich der Krieg
ur längere Zeit ſchwankend hingezogen, ſo mußte die
annoveriſche Armee noch eine große Bedeutung ge-

winnen; aber auch nach der öſterreichiſchen Niederlage von Königgrätz würde der König eine weſentlich andere Stellung eingenommen haben, wenn er bei Beginn der Friedensverhandlungen noch an der Spitze einer intacten Armee im Felde geſtanden hätte, und auch auf die Kriegführung der ſüddeutſchen Bundescorps hätte die Gegenwart des Königs und der ſiegreichen hannoveriſchen Armee einen ſehr entſcheidenden Einfluß ausüben müſſen.

Es wurde damals aus einer wol zu ängſtlichen Schonung der Truppen das letzte Mittel verſäumt, welches noch zur Rettung Hannovers hätte führen können. Der König hat dies auch ſtets vollkommen klar erkannt und mir noch am Jahrestage der Schlacht von Langenſalza brieflich in den wärmſten Worten ſeinen Dank für den Eifer ausgeſprochen, den ich ihm in jenem Kriegsrath am Abend nach der Schlacht durch meinen Rath zur Rettung der Armee bewieſen. Leider war dieſer Rath erfolglos geblieben, wie es unter den obwaltenden Verhältniſſen wol natürlich war.

Viele Feldherren haben wol unter weit ſchwerern Verhältniſſen, als ſie damals vorlagen, angeſtrengte Gewaltmärſche gemacht und durch dieſelben große Erfolge errungen und hochwichtige Entſcheidungen herbeigeführt. Die Geſchichte aller Kriege zeigt ſolche Bei-

iele, und wenn Blücher nach der Schlacht von Ligny
if die Ermüdung ſeiner Truppen Rückſicht genommen
itte, ſo wäre der Ausgang bei Waterloo ein anderer
weſen und das Schickſal Europas hätte vielleicht eine
ıdere Wendung genommen.

Solche Entſchlüſſe aber kann nur ein Feldherr
ſſen, der mit eigenen Augen die Lage der Dinge zu
erſchauen vermag, und daß der König ſie nicht zu
ſſen wagte, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen.

Das Schickſal der hannoveriſchen Armee war nun
ſiegelt. Während der König am 28. Juni morgens die
fallenen Hannoveraner und Preußen in ſeinem Bei-
n beſtatten ließ, lief die Meldung ein, daß das
ıze Corps des Generals von Manteuffel auf den
ſenbahnen von Magdeburg und Nordhauſen in unſern
icken gekommen ſei. Die ungefähr achtzehntauſend
ann ſtarke hannoveriſche Armee war alſo von wenig-
ıs vierzig- bis funfzigtauſend Mann preußiſcher
:uppen umzingelt; jeder weitere Kampf wäre nur eine
eckloſe und unverantwortliche Schlächterei geweſen.

Der Generallieutenant von Arentſchildt erbat aber-
ls die Vollmacht zu Capitulationsverhandlungen.
:r König forderte eine ſchriftliche Erklärung des
ınmandirenden Generals, des Chefs des General-
bes und der ſämmtlichen Brigadiers, in welcher die-

ſelben auf ihre militäriſche Ehre und ihren Fahneneid vor Gott und ihrem Gewiſſen verſicherten, daß die Armee infolge der gehabten großen Anſtrengungen und wegen der faſt ganz verſchoſſenen Munition kampfunfähig ſei und mit aller Anſtrengung nur noch auf einen Tag mit Lebensmitteln verſorgt werden könne. An dieſem Tage konnte ohnehin von einem Marſch auf Gotha nicht mehr die Rede ſein; die Wahl ſtand nur zwiſchen der Ergebung und einem völlig ausſichtsloſen Kampfe. Nachdem dieſe Erklärung von den ſämmtlichen betreffenden Offizieren unterzeichnet war, ertheilte nunmehr der König dem Generallieutenant von Arentſchildt die Vollmacht, eine militäriſche Capitulation abzuſchließen, um das Leben der in der Armee die Waffen tragenden Landeskinder nicht in einem unnützen und erfolgloſen Kampf aufzuopfern.

Dieſe Capitulation wurde am 29. Juni morgens zu Langenſalza zwiſchen dem Generallieutenant von Arentſchildt und dem inzwiſchen dort eingetroffenen preußiſchen General von Manteuffel abgeſchloſſen. Sie beſtimmte, daß die hannoveriſche Armee die Waffen und Pferde an vom Könige zu ernennende Commiſſare zur Uebergabe an Preußen abliefern und ſich dann in ihre Heimat begeben ſollte. Die hannoveriſchen Offiziere und Armeebeamten mit Offiziersrang behielten ihre

affen und die freie Wahl ihres Aufenthaltes; es urde ihnen ohne Friſtbeſtimmung und weitere Bengungen der Bezug ihrer vollen Competenzen von r preußiſchen Regierung gewährleiſtet, und der Geral von Manteuffel bemerkte, daß dieſe für die Offiere ſo ehrenvollen Bedingungen ausdrücklich von r. Majeſtät dem Könige von Preußen beſtimmt ſeien, n der Tapferkeit der hannoveriſchen Armee ſeine Ankennung zu beweiſen.

Auf dieſe Beſtimmungen der Capitulation von ngenſalza iſt beſonderes Gewicht zu legen, weil dielben bei den demnächſtigen Verhandlungen über die erhältniſſe der frühern hannoveriſchen Armee nach r Einverleibung des Königreiches eine wichtige Beutung gewannen, worauf ich in der ſpätern Folge eſer Aufzeichnungen zurückkommen werde. Die Catulation war übrigens rein militäriſch und berührte keinem Punkte das politiſche Gebiet. Das Privatgenthum des Königs war von derſelben völlig ausſchloſſen, und es wurde dem Könige freigeſtellt, wähnd der Dauer des Krieges ganz nach Belieben ſeinen ufenthalt außerhalb der Grenzen des Königreichs annover mit einem von ihm zu beſtimmenden Gelge zu wählen.

Der General von Manteuffel erſchien im hanno-

verischen Hauptquartier, um sich nach abgeschlossener Capitulation bei dem Könige zu melden. Der kurze Empfang war ernst und traurig. Herr von Manteuffel sprach mit bewegter Stimme seinen Schmerz darüber aus, unter solchen Umständen vor Sr. Majestät erscheinen zu müssen, und der König erwiderte, daß die beklagenswerthen Verhältnisse keinen Einfluß auf seine persönlichen Gesinnungen gegen einen pflichttreuen General ausüben könnten, wenn derselbe ihm auch feindlich gegenüberstände.

Es mußte nun ein Entschluß über die nächsten Schritte und über die von seiten des Königs zu treffende Wahl seines Aufenthaltes gefaßt werden. Graf Ingelheim sprach dem Könige die dringende Bitte aus, daß derselbe sich nach Wien zum Kaiser von Oesterreich begeben möge. Der Graf war von unerschütterlicher Zuversicht auf den Sieg der österreichischen Waffen erfüllt, und versicherte in voller, gläubiger Ueberzeugung, daß der Kaiser, sein Herr, den König im Triumph wieder in seine Residenz zurückführen werde. Der vortreffliche, seinem Vaterlande und seinem Kaiser so treu ergebene Mann ahnte nicht, wie schnell die zerschmetternde Katastrophe auch über das Haus Habsburg hereinbrechen und dasselbe dahin drängen sollte, zu seiner eigenen Rettung den Beistand Napoleon's anzurufen.

Graf Platen unterstützte die Bitte des Grafen ngelheim auf das entschiedenste und aus voller Ueber=ugung; er hob hervor, daß, wenn auch der König inen Bündnißvertrag mit Oesterreich geschlossen habe, r dennoch durch die Entwickelung der Ereignisse und urch den entscheidenden Kampf bei Langensalza nun=ehr thatsächlich zum activen Verbündeten der öster=eichischen Sache geworden und daß sowol für seine ersönliche Würde als für seine politische Stellung Vien der angemessenste Aufenthalt für ihn sei.

Der König trat dieser Ansicht wenn auch nicht ganz hne Zögern bei. Nun aber mischte sich in die großen olitischen Rücksichten eine der kleinen Etikettenfragen, elche in dem Leben der Höfe und in den Beziehun=en der Souveräne untereinander oft eine so große, den rner stehenden Kreisen kaum begreifliche Rolle spielen.

Der König hatte in seinem Gepäck keine öster=eichische Uniform und hielt es für unmöglich, anders ls in einer solchen in Wien und vor dem Kaiser Franz oseph zu erscheinen; außerdem schien es ihm auch othwendig, selbst unter diesen außerordentlichen Ver=ältnissen, seinen Besuch in Wien dem Kaiser von Oesterreich erst zu melden und sich des bereitwilligen mpfanges desselben zu versichern. Vergeblich hob raf Ingelheim hervor, daß der Rock, den der König

bei Langenſalza getragen, das ſchönſte Ehrenkleid ſei, in welchem er dem Kaiſer entgegentreten könne; vergeblich verſicherte er, daß der Kaiſer auch ohne vorherige Anfrage mit der höchſten Freude den König in Wien begrüßen werde — alle dieſe Vorſtellungen blieben erfolglos. Der König beſchloß, ſeinen Flügeladjutanten Oberſtlieutenant von Kohlrauſch nach Wien zu ſenden, um dem Kaiſer ſeine Ankunft zu melden, ſich ſelbſt aber nach dem dem Herzog von Sachſen-Altenburg gehörigen Schloß Fröhlich Wiederkunft bei Altenburg zu begeben, um dorthin ſeine öſterreichiſche Uniform nachkommen zu laſſen. Zugleich befahl er dem Grafen Platen, dem Kriegsminiſter General von Brandis und mir, ſogleich nach Oeſterreich abzureiſen und ihn ſelbſt in Linz zu erwarten, um ihn dann von dort aus nach Wien zu begleiten.

Wir reiſten noch an demſelben Abend mit dem Könige bis Erfurt und verabſchiedeten uns dort von Sr. Majeſtät, um die Reiſe nach Linz anzutreten, während der König nach dem Schloſſe Fröhlich Wiederkunft abreiſte, deſſen Namen indeß keine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft bilden ſollte.

VI.

Reiſe über Suhl und Regensburg nach Linz. — Die bairiſche Armee. — Siegeshoffnung der öſterreichiſchen Bevölkerung. — Zögerung des Königs mit ſeiner Abreiſe. — Die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz. — Unſere Abreiſe nach Wien. — Peſſimiſtiſche Stimmung in Wien. — Spionenriecherei. — Audienz des Grafen Platen bei dem Kaiſer Franz Joſeph. — Ruth und Faſſung des Kaiſers. — Bemühungen des Grafen Münſter, den König von der Reiſe nach Wien abzuhalten und um Frieden mit Preußen zu beſtimmen. — Sendung des Grafen Bremer nach Wien. — Brief des Königs an den Grafen Platen. — Antwort des Grafen Platen. — Der König entſchließt ſich zur Abreiſe. — Inzwiſchen erfolgte Veränderung der Situation in Wien. — Ankunft des Königs. — Zurückhaltung der öſterreichiſchen Politik.

Wir fuhren durch Gotha und fanden dort noch an allen Straßenecken die Plakate, in denen der Magiſtrat die Bürger aufforderte, ruhig in ihren Häuſern zu bleiben und die hannoveriſchen Truppen gut zu empfangen, zu denen man das Vertrauen hegen dürfe, daß ſie ſtrenge Ordnung halten und nichts zur Beunruhigung der Einwohner thun würden. Dieſe Procla-

mationen waren der beſte Beweis, daß der Magiſtrat nach den Mittheilungen der preußiſchen Truppen, welche auf dem Rückzuge durch Gotha gekommen waren, die hannoveriſche Armee unmittelbar nach der Schlacht von Langenſalza dort erwartete, während der hannoveriſche Generalſtab dieſelbe für unfähig zu dem Vormarſche erklärte. Die Gegner hatten alſo die Leiſtungsfähigkeit der Truppen, denen ſie in heißem Kampfe gegenübergeſtanden, richtiger geſchätzt, und da die Erreichung von Gotha und die Beſetzung des dortigen Knotenpunktes der Eiſenbahnen der militäriſche Kampfpreis der Schlacht von Langenſalza war, ſo konnte freilich außerhalb des hannoveriſchen Hauptquartiers niemand ahnen, daß man jenen Preis aufgeben und unthätig die völlige Umzingelung erwarten werde.

Bei der Weiterfahrt von Gotha überzeugten wir uns, daß die Armee unter allen Umſtänden gerettet geweſen wäre, wenn ſie Gotha hätte erreichen können, denn die unmittelbar ſüdlich ſich öffnenden Défiléen hätten die Nachführung preußiſcher Truppen in dieſes Operationsgebiet bei der Nähe der bairiſchen Armee unmöglich gemacht.

In Suhl ereignete ſich der komiſche Zwiſchenfall, daß ein Vertreter der Stadt den Kriegsminiſter von Brandis wegen der Aehnlichkeit der Uniform für

inen preußiſchen General hielt und bei unſerer An-
unft eiligſt erſchien, um ihm Mittheilungen über die
ur Sicherung der in Suhl befindlichen Kaſſen ge-
roffenen Maßregeln zu machen. Die Beſtürzung des
rmen Mannes war ſehr groß, als Herr von Brandis
hm lächelnd erklärte, daß er zwar kein preußiſcher
eneral ſei, aber von dem Misverſtändniß keinen in-
iscreten Gebrauch machen wolle. Unmittelbar vor
uhl trafen wir die Avantgarde von dem Corps des
airiſchen Generals Feder, welches heranrückte, um
er hannoveriſchen Armee die Hand zu reichen. Die
airiſchen Offiziere waren in hohem Grade beſtürzt,
ls wir ihnen die Nachricht von der Capitulation der
annoveriſchen Armee brachten. Die Kunde von der
chlacht von Langenſalza war zu ihnen gedrungen,
nd ſie erwarteten jeden Augenblick, unſern ſiegreichen
ruppen zu begegnen! Wir hörten manche halb unter-
rückte bittere Bemerkung über die Langſamkeit der
airiſchen Operationen, welche verhindert hätte, daß
an uns rechtzeitig habe zu Hülfe kommen können.
as Gefühl aber, das ich bei dieſen Bemerkungen
mpfand, war noch bitterer. Denn wenn auch das
orrücken der Baiern wirklich länger, als es nöthig
eweſen, verzögert ſein ſollte, ſo hätten doch die bai-
iſchen Truppen, ſelbſt wenn ſie noch ſo ſchnell mar-

schirt wären, niemals über Gotha hinausrücken und uns niemals in dem Winkel bei Langensalza aufsuchen können. Und wenn die Baiern schon tagelang unmittelbar vor Gotha gestanden hätten, sie würden uns keine Rettung haben bringen können, wenn wir nicht am Abend der Schlacht auf dem völlig freien Wege von Langensalza nach Gotha vorrückten. Es fanden zu jener Zeit viele Erörterungen über diesen Punkt statt, die bairische Armeeführung wurde auch in der bairischen Presse selbst ungemein scharf angegriffen und für das Unglück der hannoverischen Armee verantwortlich gemacht — die Gerechtigkeit erfordert aber die ausdrückliche Anerkennung, daß bei den unberechenbaren und außer allen Voraussetzungen liegenden Bewegungen der hannoverischen Armee die Baiern völlig außer Stande waren, sich mit uns zu vereinigen, und daß andererseits, wenn wir Gotha erreicht hätten, wir der bairischen Armee kaum noch bedurften, da über Gotha hinaus die Preußen damals nicht operiren und uns jedenfalls nicht durch Uebermacht einschließen und zur Capitulation zwingen konnten.

Wir setzten unsere Reise unter bairischer Bedeckung fort, und zwar unter theilweise sehr interessanten, aber auch sehr unbequemen Verhältnissen. Die Eisenbahnen waren meist dem Verkehre entzogen, die Waggons zu

Truppenzügen benutzt, sodaß wir einmal genöthigt waren, in Begleitung eines bairischen Generalstabsoffiziers auf einer Locomotive eine Strecke zu befahren, von der man nicht gewiß wußte, ob die Schienen noch unbeschädigt seien. Wir fanden in der bairischen Armee namentlich unter den jüngern Offizieren viel Erbitterung gegen Preußen, dem man die Veranlassung zum Kriege schuld gab, aber wenig Vertrauen zu Oesterreich und kaum den Wunsch eines entscheidenden österreichischen Sieges. Ich hörte häufig die unumwundene Meinung aussprechen, daß, wenn Oesterreich als unzweifelhaft siegreiche deutsche Obermacht aus dem Kampfe hervorgehe, die süddeutschen Königreiche der österreichischen Macht gegenüber in dieselbe bedrohte Lage gerathen würden, in welcher Hannover und Sachsen sich bisher Preußen gegenüber befunden hätten. Jedenfalls waren die Baiern sehr wenig geneigt, für die österreichische Kaiserhoheit in Deutschland zu fechten, von der man in Wien träumte, und ich war damals schon überzeugt, daß die Baiern sich wol selbst ihrer Haut wehren, aber schwerlich große Anstrengungen machen würden, um Preußen zu Gunsten der österreichischen Suprematie niederzuwerfen.

In Regensburg bestiegen wir das Dampfschiff und machten die Fahrt auf der Donau, welche den Genuß

ſo wunderbar reicher Naturſchönheit bietet, diesmal in trüber und angſtvoll geſpannter Stimmung und unter manchen Verzögerungen, denn auch die Dampfboote waren für militäriſche Zwecke requirirt; von Stein aus war die Communication völlig unterbrochen und wir mußten wieder Wagen und Poſtpferde zu erlangen ſuchen, um Linz zu erreichen. Hier fanden wir endlich einige Ruhe und Erholung, die uns in der That noththat, und richteten uns zu einem Aufenthalte von einigen Tagen ein, um den König ſeinem Befehle gemäß hier zu erwarten. Wir fanden die Bevölkerung überall von zuverſichtlichen Siegeshoffnungen erfüllt. Die erſten Nachrichten über die ſtattgehabten Gefechte waren günſtig geweſen und man zweifelte nicht an dem öſterreichiſchen Siege. Freilich war trotz dieſer Zuverſicht der Krieg nicht eben populär. Die Laſten deſſelben und die Unſicherheit der Geſchäftsverhältniſſe machten ſich drückend fühlbar, und die Stimmung war die, daß Oeſterreich ſein Blut und ſein Geld nicht um Deutſchlands willen, das ihm noch nie etwas eingebracht, hingeben, und daß man nach der erſten entſcheidenden Schlacht Frieden ſchließen und die Preußen nach Hauſe ſchicken ſolle, um dann mit der ganzen Macht die Züchtigung der Italiener durchzuführen. Denn gegen Italien herrſchte, ſoviel

ß nach meinen Beobachtungen in den verſchiedenen reiſen der Bevölkerung wahrnehmen konnte, die tiefſte rbitterung. Nicht ſowol wegen der italieniſchen An- rüche auf Venetien — der italieniſche Beſitz war, wenn auch einzelne commerzielle Vortheile brachte, im eigent- chen Oeſterreich niemals populär —, aber man war ef erbittert, daß Italien oder, wie man damals noch gte, Sardinien trotz wiederholter Friedensverſicherun- n Oeſterreich in dem Augenblicke, da deſſen Macht im orden engagirt war, in den Rücken gefallen ſei.

Inzwiſchen erfuhren wir nichts über die Ankunft s Königs. Durch die Zeitungen wußten wir, daß r Kaiſer Franz Joſeph die durch den Flügeladjutanten n Kohlrauſch überbrachte Anfrage mit der dringend- en Einladung nach Wien beantwortet und zugleich em Könige das Commandeurkreuz des Maria-Thereſia- rdens und dem Kronprinzen das Ritterkreuz deſſelben rdens — der höchſten militäriſchen Auszeichnung eſterreichs — überſendet hatte, um dadurch der Hal- ng der hannoveriſchen Armee die ehrendſte Anerken- ung zu beweiſen. Die Zögerung des Königs in dem chloſſe Fröhlich Wiederkunft war uns unerklärlich, achdem er ſo beſtimmt ſeinen Willen, nach Wien zu mmen, ausgeſprochen, und wir vermochten dieſelbe m ſo weniger zu begreifen, als nach telegraphiſchen

Anfragen, die wir an die Gesandtschaft in München richteten, der Weg über Hof noch von preußischen Truppen frei war.

Während dieser unruhigen Erwartung traf in Linz die erst nur zweifelnd aufgenommene, schnell dann aber in vollem Umfange bestätigte Nachricht von der verhängnißvollen Niederlage bei Königgrätz ein. Die allgemeine Entmuthigung, welche dieser Nachricht folgte, war eine außerordentliche. In der Bevölkerung sah man alles für verloren an, obgleich unmittelbar die Abtretung Venetiens an Frankreich und die Intervention Napoleon's bekannt wurde. Die Zeitungen brachten Telegramme, nach denen die französische Armee am Rhein stände — die siegreiche Armee von Custozza rückte in Eilmärschen von Italien herauf — eine schnelle günstige Wendung wurde mit Sicherheit in Aussicht gestellt. Aber das alles wirkte nicht, und die höchste Erbitterung machte sich überall gegen die militärische Führung und gegen die Regierung im allgemeinen kund.

Graf Platen war nun, da die Friedensverhandlungen jeden Augenblick eingeleitet werden konnten, der Ansicht, daß die Anwesenheit des Königs in Wien unerläßlich sei, da er nur an diesem Orte diplomatische Beziehungen unterhalten und für seine Interessen thätig sein könne. Er bat den König telegraphisch, schleunig

ɔzureiſen, und erhielt durch den Geh. Cabinetsrath
)r. Lex die Antwort, daß die Abreiſe verzögert wor-
:n, weil Hof von den Preußen beſetzt ſei. Graf Platen
ndete nun am 6. Juli das folgende Telegramm ab:

„Geh. Cabinetsrath Lex.

Schloß Fröhlich Wiederkunft, Sachſen-Altenburg,
via Hof.

„Depeſche erhalten. Bedaure erneute Verzögerung
) nothwendiger Reiſe hierher. General Brandis und
ir ſcheint jede Verzögerung ſchwere Gefährdung der
ntereſſen Sr. Majeſtät, und bitten dringend, ſofort
ɔzureiſen. Da Se. Majeſtät nach Capitulation von
ıngenſalza völlig freie Wahl des Aufenthalts hat, ſo
ınn auch Anweſenheit von Preußen, wenn beſtätigt, in
)of ſeine Reiſe nicht hindern. Ich hoffe ſehnlichſt, daß
ie. Majeſtät dieſen Entſchluß faßt, jedenfalls aber
tte den Kurier von Heimbruch abzuwarten, und
enn trotz deſſen der Beſchluß zum Dableiben gefaßt
ird, mir wenigſtens zu erlauben, nach Wien zu gehen
ıd dort Sr. Majeſtät Sache zu vertreten.

(Gez.) Platen-Hallermund.“

Der in dieſem Telegramm erwähnte Kurier ſollte
:m Könige ein ausführlicheres Schreiben überbringen,
nnte aber wegen der militäriſchen Hemmungen des
erkehrs nicht durchdringen.

Am nächſten Tage reiſten wir nach Wien ab und nahmen dort im Hôtel-de-l'Europe in der Leopoldſtadt zu längerm Aufenthalte Wohnung. Graf Platen ſendete den Oberſtlieutenant von Kohlrauſch, den wir in Wien fanden, an den König, um demſelben mündlich ſeine Anſichten zu entwickeln und eine ſchleunige Abreiſe Sr. Majeſtät zu erbitten.

Die Aufregung in Wien war unbeſchreiblich.

Man verwünſchte den Marſchall Benedek, welcher unmittelbar vorher noch der Mann des allgemeinen Vertrauens und der Held der aura popularis geweſen war. Man ſchob alle Schuld auf die Unfähigkeit der öſterreichiſchen Generale, welche den Dienſt ihrer perſönlichen Bequemlichkeit nachgeſetzt hätten, — es bildeten ſich Sagen und Märchen der abenteuerlichſten Art — die Perſon des Erzherzogs Maximilian, des unglücklichen Kaiſers von Mexico, wurde gegen ſeinen kaiſerlichen Bruder in allen öffentlichen Geſprächen in den Vordergrund geſtellt, und auch die Proclamation des Kaiſers Franz Joſeph trug wenig zur Beruhigung bei, da ſie ziemlich niedergeſchlagen klang. Auch das Wort „Verrath" wurde natürlich, wie das in ſolchen Verhältniſſen immer zu geſchehen pflegt, ſofort ausgeſprochen, und als man nun gar erfuhr, daß die Generale von Henikſtein und Krismanic zur kriegs-

htlichen Unterſuchung gezogen ſeien, da kannte der
itterte Peſſimismus keine Grenzen mehr.

Geradezu lächerlich war die Spionenfurcht und
ionenriecherei, welche zu jener Zeit in Wien epi-
niſch wurde. Unausgeſetzt brachte man Spione ein,
che oft nur mit Mühe den Ausbrüchen der Volkswuth
zogen werden konnten und ſich dann bei der Unter-
ung faſt immer als harmloſe Reiſende entpuppten.
wurde damals ein kleines Gelegenheitsſtück im Carl-
ater gegeben, in welchem dieſe Spionenjagd ſcharf
ſiflirt wurde. Ein Polizeibeamter einer Provinzial-
t erklärte darin, daß er jetzt keine Zeit habe, ſich
ſeinen Geſchäften abzugeben, da er den halben Tag
3 Spione arretiren und die übrige Hälfte damit
bringen müſſe, ſich bei denſelben wegen der un-
chtfertigten Arreſtation zu entſchuldigen. Dieſe
ne fand jedesmal lärmenden Beifall im Publikum.
erhaupt machte ich die Bemerkung, daß die Wiener
aus geſchäftig waren, ihr eigenes Unglück lächer-
zu machen. Zahllos waren die oft ſehr beißenden
bis zur höchſten Stelle hin treffenden Scherz-
te, welche täglich in Umlauf geſetzt wurden — es
n faſt, als ob allgemein eine kaum verhüllte Scha-
reude über die Niederlage der Regierung ſich Luft
he. Nirgends bemerkte man eine Spur von ernſter

Sammlung, wie sie nothwendig gewesen wäre, um ein so großes nationales Unglück würdig zu tragen und seine Folgen muthvoll abzuwenden. Auch in der Regierung und am Hofe herrschte eine zwischen den wechselndsten Stimmungen hin- und herschwankende Unruhe, — jene traditionelle ruhige Zähigkeit, welche früher eine specielle Eigenthümlichkeit der Habsburger gewesen war und das Haus Oesterreich durch manche schwere Katastrophe immer wieder hindurchgeführt hatte, schien völlig verschwunden zu sein. Mir flößte diese Beobachtung geringes Vertrauen in die innere Lebenskraft des Kaiserstaates ein.

Graf Platen hatte sich gleich nach unserer Ankunft bei dem Kaiser gemeldet und kam sehr ermuthigt von der ersten Audienz zurück.

Der Kaiser hatte ihm erklärt, daß alles noch sehr gut stehe, daß es nur darauf ankomme, eine Frist zur Sammlung zu gewinnen, wofür die französische Vermittelung eintrete. Die italienische Armee werde bald auf dem nördlichen Kriegstheater erscheinen, und dann könne alles sich wenden. Jedenfalls werde er keine Verletzung der Rechte der deutschen Bundesfürsten dulden. Zugleich hatte der Kaiser dringend den Wunsch ausgesprochen, den König bald in Wien zu sehen. Auch Graf Ingelheim, den wir bereits in Wien fanden und

: täglich zu uns kam, war voll Hoffnung, daß, wenn
: eingeleiteten Verhandlungen an zu hohen Forde-
ıgen Preußens ſcheitern ſollten, der Krieg dann von
ıem unter ungleich günſtigern Bedingungen beginnen
ɔ für Preußen, deſſen Armee ebenfalls durch den
oß von Königgrätz ſchwer erſchüttert war, ver-
ıgnißvoll werden würde. Graf Platen ſendete den
igeladjutanten Oberſtlieutenant von Kohlrauſch zum
nige, um deſſen ſchleunige Abreiſe nach Wien zu
itten.

Auf dem Schloſſe Fröhlich Wiederkunft waren wäh-
ɔ dieſer Zeit mehrere Mitglieder des hannoveriſchen
:ls erſchienen, um den König zu beſtimmen, daß er
ıt nach Wien gehen, ſondern verſuchen ſolle, auf
ınd der vor dem Kampfe zurückgewieſenen Be-
ɜungen und nöthigenfalls, wenn ſeine Perſon Hin-
ıiſſe bereite, auf Grund der Abdankung zu Gunſten
Kronprinzen Frieden mit Preußen zu ſchließen.
: Erblandmarſchall Graf Münſter, deſſen Familie
n Beſitz und ihre Stellung weſentlich dem Welfen-
ſe zu danken hatte, hielt ſich vor allen verpflichtet,
: Könige in dieſem Sinne Vorſtellungen zu machen.
war der Ueberzeugung, daß durch ſchnell eingeleitete
handlungen, zu denen er bei dem Könige Wilhelm
der preußiſchen Regierung Bereitwilligkeit voraus-

ſetzte, die Exiſtenz Hannovers unter der welfiſchen Dynaſtie gerettet werden könne, wenn auch vielleicht unter Gebietsabtretungen und Einſchränkung der ſelbſtändigen Souveränetät nach den von Preußen aufgeſtellten Bundesreformbedingungen. Der König ſollte nach dem ihm vorgelegten Plane nach Pyrmont gehen und von dort aus die Verhandlungen mit Preußen, welche Graf Münſter erfolgreich führen zu können glaubte, einleiten.

Dem Könige ſchienen die ihm vorgetragenen Gründe ernſter Erwägung werth. Er wies den Gedanken des Grafen Münſter nicht unbedingt zurück und es wurden bereits Vorbereitungen zu einem Aufenthalte in Pyrmont getroffen. Indeß hielt es der König für nöthig, vor einem definitiven Entſchluſſe die Anſicht des Grafen Platen einzuholen, welcher ſich in dem Mittelpunkte diplomatiſcher Verbindungen befand, von denen der König in Fröhlich Wiederkunft abgeſchnitten war. Er forderte daher telegraphiſch den Grafen Platen auf, nach Fröhlich Wiederkunft zu kommen, und als dieſer dringend bat in Wien bleiben zu dürfen, ſendete der König den Geheimrath Grafen Bremer nach Wien, um dem Grafen Platen über das in Fröhlich Wiederkunft Vorgegangene Bericht zu erſtatten und ihm die Meinung ſeines auswärtigen Miniſters zu bringen,

r ſich unter dem unmittelbaren Eindrucke der großen ropäiſchen Ereigniſſe befand.

Die ganze damalige Situation, die Auffaſſung des nigs und die Gründe, welche für ſeine Entſchlüſſe timmend wurden, das alles tritt am deutlichſten d klarſten aus der Correſpondenz hervor, welche af Bremer vermittelte.

Das Schreiben des Königs an den Grafen Platen ltete:

„Fröhlich Wiederkunft, 10. Juli 1866.

„Mein lieber Miniſter Graf Platen!

„Nachdem endlich am Schluſſe der vorigen Woche Antwort des Kaiſers von Oeſterreich durch meinen ſandten General von Kneſebeck mir zur Kenntniß racht worden, wonach meine Ankunft in Wien er- nſcht ſei, befahl ich meine Abreiſe nach Oeſterreichs uptſtadt. Durch die Entfernung Hofs von hier ßte mein Gepäck nothwendigerweiſe 24 Stunden her von hier abgehen. Demnach ſollte dies in der cht von Sonntag auf Montag nach jener Eiſenbahn- tion befördert werden, und wollte ich mit dem Kron- inzen und den mich Begleitenden in der Nacht n Montag auf den Dienstag Fröhlich Wiederkunft laſſen.

„Sonntag Nachmittag kam Kühl, welcher vorausgeschickt worden, um die Pferde zu bestellen, nun mit der Nachricht, daß das Einrücken der Preußen jeden Augenblick dort erwartet würde, wie ich Ihnen durch den Geh. Cabinetsrath Lex telegraphiren ließ, zurück. Und nun noch obendrein am Sonntag Abend 9 Uhr traf eine von dem wiener Kurier Rheinfelder aus Hof besonders hergesandte Estafette hier ein mit der Anzeige, daß der Betrieb auf der Eisenbahn von Hof bis Neumarkt unterbrochen sei. Dies hinderte vollends meine Abreise, wie Sie einsehen werden.

„Ich begreife vollkommen, daß Sie, wie ich aus Ihrem Telegramm ersehe, nicht verstehen konnten, daß der Einmarsch der Preußen in Hof mich von meiner Abreise abhalten konnte, da, wie Sie allerdings treffend bemerken, mir der freie Aufenthalt überall, mit Ausnahme meines eigenen Landes, huldreichst gestattet ist.

„Nach den unangenehmen Erfahrungen aber, die ich, was Ihnen wahrscheinlich noch nicht bekannt ist, in Gotha gemacht, daß ich nämlich trotz der hohen preußischen Erlaubniß, ungestört zu reisen, vier geschlagene Stunden dort zappeln mußte, weil der Zug ohne Erlaubniß des Commandanten von Erfurt, der nicht früher zu antworten geruhte, nicht abfahren durfte, so besorgte ich, daß die Preußen namentlich nach den bei

m General Vogel von Falckenſtein geſammelten Er-
hrungen, trotz der Erlaubniß des Königs von Preußen
ich nicht durchlaſſen würden, wenn ſie erführen, daß
) nach Wien ginge. Ueberdies war es nicht un-
ıhrſcheinlich, daß ich in ein Gefecht zwiſchen den
:eußen und Baiern gerathen könnte.

„Dies die ſämmtlichen Gründe des damaligen
ögerns.

„Während dieſes Aufſchubes wurden mir nun Graf
ünſter und Graf Bremer von Hannover geſandt,
t der von ihnen beiden dringend unterſtützten Vor-
llung, daß alle correct Geſinnten, nicht etwa Piep-
yer und Pfahlbürger-Politiker, ſondern in der That
ſichtsvolle Männer, große Beſorgniß für Hannovers
kunft von meiner Erſcheinung in Wien befürchteten.
e beſorgen nämlich, daß, nachdem Oeſterreich mo-
ntan dergeſtalt geſchlagen, daß der Kaiſer Franz
ſeph, ſtatt Hülfe gewähren zu können, dieſe für ſich
eußen gegenüber vom Kaiſer Napoleon begehre, Han-
ver und das Königshaus dadurch größern Gefahren
ıgeſetzt würde, weil der König von Preußen und ſeine
gierung durch meine und des Kronprinzen Gegen-
rt in Wien unverſöhnlich erbittert werden würden
) ſo, wo Oeſterreich und ſeine ſämmtlichen Verbün-
en durch Napoleon's Vermittelung von Preußen

etwas zu erlangen ſuchen müßten, Hannover ſchlecht wegkäme.

„Da Graf Bremer gleichzeitig mit Ihrem Telegramm, worin Sie, theuerſter Graf, meine Abreiſe dringend anheimgeben, hier eintraf, ſo ſende ich ihn nach Ems, damit er Ihnen, dem die augenblicklichen Verhältniſſe in Hannover nicht bekannt ſein können, mündlich jene Gründe gegen meine Abreiſe nach Wien entwickele.

„Verſchweigen kann ich Ihnen nicht, daß ich jene Auffaſſung nicht zu theilen vermag, da ich überall nicht verſtehe, weshalb meine Anweſenheit in Wien Preußen mehr verſtimmen kann, als es durch die Politik, die ich, Gott ſei Dank, geführt und, ſo Gott will, rückſichtslos fortzuführen beabſichtige, weil nur ſie allein durch des dreieinigen Gottes gnädigen und mächtigen Beiſtand zum richtigen Ziele führen wird, ſchon verſtimmt iſt. Ferner wird meiner Anſicht nach Oeſterreich und jeder einzelne ſeiner Verbündeten gleichmäßig über Einen Kamm geſchoren werden, mag ich nun nach Wien gehen oder nicht; denn ſind jetzt Bedingungen von Preußen überhaupt zu erlangen, ſo werden ſie meiner Ueberzeugung nach für alle gleich günſtig oder gleich ungünſtig ausfallen; wenn aber Preußen von Oeſterreich und deſſen Verbündeten Bedingungen ver-

ngt, die dieſe nicht eingehen können, ſo wird der rieg wieder aufgenommen werden, bis ſpäter unſer chickſal nach irgendeiner Richtung entſchieden iſt. ann glaube ich ferner, daß Napoleon, von dem ich s ſicherer Quelle weiß, daß er über den jüngſten folg der preußiſchen Waffen wahrhaft erſchreckt iſt, bſt im Intereſſe Frankreichs nie zugeben wird, daß reußen auf Koſten Oeſterreichs und der übrigen utſchen Monarchen zu mächtig werde.

„Irre ich hierunter nicht und ſollte ſich Preußen n Napoleon'ſchen Anſichten nicht fügen, ſo würden r in Napoleon den wichtigſten Verbündeten für uns gen Preußen bekommen und des letztern Vergröße- ngspolitik bald ein Ende nehmen. Außerdem kann auch nicht verhehlen, daß, nachdem ich dem Kaiſer anz Joſeph meinen Beſuch in Wien angekündigt — n Gedanke, der nach meiner Anſicht nach dem Siege d der leider unvermeidlichen Capitulation zu Langen- lza ein richtiger war —, auch der Kaiſer die Aus- ht meines Kommens mit Freuden begrüßt, es jetzt, o er im Unglück iſt, und ich nicht erſchiene, geradezu sſieht, als ob ich mich jetzt von ihm abwenden wolle nd mich nur in ſeinem Glück an ihn angeſchloſſen hätte.

„Gewiß werden Sie ſich wundern, daß nach Ent- ickelung dieſer meiner Anſchauung und bei meiner

Ihnen bekannten Gewohnheit, mich, wo ich etwas für recht erkenne, nicht von andern beeinflussen zu lassen, ich nur einen Augenblick mit meiner Abreise zaudere. Aber da in Hannover, wie man mich versichert, allgemein und übereinstimmend eine so entsetzliche Besorgniß über meine Reise nach Wien herrscht, und namentlich, wie ich oben schon bemerkte, auch bei den einsichtsvollsten Menschen, so vermochte ich, der ich ja auch eben die augenblicklichen Verhältnisse in Hannover nicht würdigen kann, nicht allein die Verantwortlichkeit zu übernehmen, und wünsche deshalb, daß Sie mit dem Grafen Bremer, der mit am entschiedensten meine gegenwärtige Politik theilt, die ganze Angelegenheit erwägen. Da ich, wie Sie wissen, das unbedingteste Vertrauen in Ihr Urtheil setze, so wünsche ich, daß Sie nach Anhörung und Prüfung der Gründe für und wider mir Ihre innige Ueberzeugung darüber schriftlich aussprechen.

„Bleiben Sie bei der Ansicht, daß es am besten, nach Wien zu gehen, so dürfte dieser Aufschub von wenigen Tagen von gar keiner Bedeutung gewesen sein.

„Ich verbleibe, Ihrer Antwort entgegensehend, theuerster Graf,

Ihr freundlichst wohlgeneigter

(Gez.) Georg Rex."

Graf Platen gab dem Grafen Bremer folgende ntwort auf den Brief des Königs mit:

„Wien, 14. Juli 1866.

„Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr!

„Ew. königl. Majeſtät danke ich vor allem unter= änigſt für das allergnädigſte Schreiben vom 10. Juli, s mir heute Graf Bremer überbracht hat und das) als einen freudigen Beweis des Vertrauens an= je, welches mein königlicher Herr mir auch in ſchwe= r Zeit erhalten hat.

„Da Ew. königl. Majeſtät mein Telegramm aus ız erhalten haben, ſo iſt Allerhöchſtdenſelben bereits annt, warum ich ſowol als General von Brandis n Befehle, nach Fröhlich Wiederkunft zu kommen, ht ſogleich gefolgt ſind. Wir hatten gleichzeitig mit n Telegramm einen Brief an Ew. Majeſtät dem ndestagsgeſandten von Heimbruch zugeſendet, um ſelben durch einen Kurier in Allerhöchſtihre Hände bringen. In dieſem Schreiben war dargelegt, daß o. Majeſtät dringendſtes Intereſſe Ihre ſofortige reiſe nach Wien erheiſchte, und ſowol General von andis als ich baten Ew. Majeſtät, uns die Abreiſe ch Wien ſogleich zu geſtatten, um hier Ihre Sache vertreten.

„Da Herr von Heimbruch dies Schreiben mit dem Bemerken zurückſendete, es ſei für einen Kurier unmöglich, nach Fröhlich Wiederkunft zu gelangen, ſo mußten wir um ſo mehr überzeugt ſein, daß für uns, die man ohne alle Legitimation als zu Ew. Majeſtät Gefolge gehörig gewiß nicht betrachten würde, die Gefangennahme und Abführung nach einer preußiſchen Feſtung ſicher ſein werde, wenn wir den Verſuch machen würden, zu Ew. Majeſtät durchzudringen. Unter dieſen Umſtänden hielten wir es beide für unſere Pflicht, nicht länger unthätig in Linz zu bleiben, ſondern nach Wien zu gehen, wo nach unſerer Ueberzeugung allein Ew. Majeſtät Intereſſen kräftig und erfolgreich vertreten werden können.

„Wir ſind vorgeſtern abends ſpät hier angekommen, und der Oberſtlieutenant von Kohlrauſch, welchen ich geſtern zu Ew. Majeſtät geſendet habe, wird Allerhöchſtdenſelben alle nähern Thatſachen mittheilen und meine von dem General von Brandis vollſtändig getheilten Anſichten eingehender entwickeln.

„Nach dieſen unſer Nichterſcheinen bei Ew. Majeſtät rechtfertigenden Bemerkungen beehre ich mich, allerunterthänigſt auf den Hauptinhalt des allergnädigſten Schreibens vom 10. Juli zu erwidern.

„Mit großer Freude hat es mich erfüllt, daß Ew.

nigl. Majestät klare Einsicht und edles Gefühl sofort
: Unrichtigkeit der von Hannover aus mitgetheilten
nsichten scharf erkannt und würdig empfunden hat.

„Ew. königl. Majestät versichere ich, daß ich in
iesem ernsten Augenblicke die Lage der Dinge nur
n dem Gesichtspunkte der Wohlfahrt und der Ehre
nnovers und seines Königshauses pflichtmäßig er-
ige; aber in beiden Rücksichten muß ich nach meinem
ten Gewissen vollkommen den Gründen beitreten,
lche Ew. Majestät selbst für die Ausführung Ihres
ten Entschlusses anzuführen die Gnade gehabt haben.

„Es werden für Ew. Majestät Verbleiben auf
enburgischem Gebiet, das heißt innerhalb der
eußischen Macht, zwei Gründe angeführt:

„Erstens die Stimmung in Hannover, welche einen
nschluß an Preußen verlange, und

„zweitens der Umstand, daß Ew. Majestät und
s Kronprinzen Reise nach Wien den König von
reußen unversöhnlich beleidigen und daher zu einem
günstigern Schicksale Hannovers führen könne.

„Beide Gründe halte ich für durchaus unrichtig.

„Was die Stimmung in Hannover betrifft, so habe
allerdings aus den in meine Hände gelangten der-
ien öffentlichen Blättern ersehen, daß das Organ der
emokraten, die «Zeitung für Norddeutschland», ganz

und gar für den Anschluß an Preußen plaidirt, und daß dieser Anschauung sich wunderbarerweise auch das Organ der sogenannten Conservativen, die «Nienburger Landeszeitung», anschließt.

„Die Stimme der hannoverischen Presse glaube ich aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen für nichts rechnen zu müssen.

„Denn alle diejenigen, welche theils aus landesverrätherischer Absicht, theils aus Zaghaftigkeit und Charakterlosigkeit für den Anschluß an Preußen sprechen, haben ausschließlich das freie Wort, während die treuen und charakterfesten Ansichten nicht laut werden dürfen. Da ist es denn leicht, eine öffentliche Meinung in der Presse zu machen, und es ist auch nicht zu verwundern, wenn auch sonst ruhige und einsichtsvolle Männer auf den verkehrten Weg mitgerissen werden, um so mehr, als ja natürlich nach Hannover nur allein die für Preußen günstigen Nachrichten gelangen, und man dort die immer noch großen Hoffnungen und Aussichten Oesterreichs gar nicht bekannt werden läßt.

„Was sodann zweitens die Besorgniß vor einer unversöhnlichen Erbitterung des Königs von Preußen betrifft, so kann ich auch hierin keinen Grund erkennen, Ew. Majestät beschlossene Reise nach Wien aufzugeben.

„Preußens Politik bestimmt sich nach den Interessen,

lche Graf Bismarck ohne Rücksicht auf Recht, Ehre
d Treue verfolgt. Preußen wird versuchen, wo-
glich Hannover zu erwerben oder doch wenigstens
Militärkräfte des Königreichs in seine Hand zu
mmen. Von diesen Forderungen wird Preußen nicht
assen, wenn es die Macht behält, sie durchzusetzen,
d die persönlichen Beziehungen Ew. Majestät zum
nige von Preußen werden dabei ganz gleichgültig sein.

„Wer hat größere Rücksicht bis zum letzten Augen-
ke gegen Preußen beobachtet als Hannover, das
s vermied, Preußen zu verletzen, und in seinen Be-
hungen, zu vermitteln und zu versöhnen, so weit
g, daß dieselben Personen, welche jetzt zum An-
lusse an Preußen rathen, damals nicht müde wur-
t, Ew. Majestät Regierung als im preußischen Lager
indlich darzustellen und anzugreifen? Dennoch ist
. Majestät Königreich das erste gewesen, über wel-
s Preußen herfiel, das erste, in welchem es die
itime Regierung außer Kraft setzte.

„Was haben Mecklenburg und Oldenburg ihre Rück-
ten geholfen?

„Die Großherzoge müssen jetzt — ein trauriger
hn — für ihre eigene Mediatisirung ins Feld ziehen.

„Vom guten Willen Preußens ist also in keinem
lle etwas zu erwarten, und die Ew. Majestät an-

gerathene Politik würde die Würde verletzen, ohne irgendeinen Erfolg zu erzielen, d. h. sie würde schwach und unklug zugleich sein, wie Ew. Majestät es so klar und richtig erkannt haben.

„Wenn nun die Ew. Majestät angeführten Gründe für ein Verbleiben in Fröhlich Wiederkunft nicht im geringsten stichhaltig sind, so sprechen dagegen auf der andern Seite überwiegende und höchst gewichtige Gründe für Ew. Majestät schleunige Abreise nach Wien.

„Vor allen Dingen dürfen Ew. Majestät nicht innerhalb der preußischen Machtsphäre bleiben, wo Allerhöchstdieselben von allen wahren und authentischen Nachrichten und von der Verbindung mit den Mittelpunkten der großen politischen Action abgeschnitten sind. Um das zu beschließen und zu thun, was die jedesmaligen Verhältnisse erheischen, müssen Ew. Majestät jederzeit schnell und sicher über die Vorgänge und Wandlungen an den großen Welthöfen unterrichtet und in der Lage sein, dort nach allen Richtungen Allerhöchstihre Interessen wahrzunehmen.

„Mindestens müßten also Ew. Majestät Altenburg verlassen und einen sicherern und den Verbindungen zugänglichern Ort wählen.

„Am richtigsten und würdigsten bleibt aber nach meiner innigsten Ueberzeugung für Ew. königl. Ma-

ität der Aufenthalt in Wien bei Sr. Majestät dem
ıiser, Ihrem einzigen festen Verbündeten.

„Es ist richtig, daß Oesterreich hart getroffen ist,
er seine Macht liegt bei weitem nicht so zu Boden,
:e dies vielleicht in den von Preußen beherrschten
:genden angenommen wird.

„Die österreichische Nordarmee ist völlig wieder ge-
mmelt und kampftüchtig, die Südarmee rückt in star-
ı Märschen herauf und der Erzherzog Albrecht hat
ıtschlossenheit und das Vertrauen der Soldaten.

„Ein glücklicher Schlag kann die ganze Situation
ändern, und wenn dies geschehen sollte, so werden
v. Majestät selbst fühlen, welche Deutung Allerhöchst-
r Fernbleiben im Unglück erfahren könnte.

„Nimmt man aber auch den unglücklichsten Fall an,
ß nämlich Oesterreich nicht im Stande wäre, durch
affenerfolge die Niederlage von Königgrätz wieder
t zu machen, so wird doch der Kaiser stets im Stande
n, für Ew. Majestät das zu thun, was zu thun
erhaupt möglich ist.

„Oesterreich wird auch nach der größten Niederlage
ıe Großmacht bleiben, und zwar eine Großmacht,
ren volle Kraft zu erhalten alle europäischen Mächte
s dringendste Interesse haben. Frankreich insbeson-
:e kann nicht dulden, daß Oesterreich aus Deutsch-

land ausgeſchieden werde, und daß Preußen, die aggreſſivſte und unruhigſte Macht, die militäriſchen Kräfte Deutſchlands in ſeiner Hand concentrire.

„Napoleon iſt in dieſem Augenblicke nicht völlig zum Kriege gerüſtet, und zögert daher, um Zeit zu gewinnen; ich theile aber vollkommen Ew. königl. Majeſtät Ueberzeugung, daß Oeſterreich und die deutſchen Souveräne in dem Kaiſer der Franzoſen den beſten und kräftigſten Verbündeten haben werden.

„Selbſtändige und einſeitige Schritte in Paris zu thun, halte ich für Ew. Majeſtät in dieſem Augenblicke nicht für gerathen, weil dieſelben jetzt von keinem Erfolg ſein würden, ſehr gehäſſig beurtheilt werden und ſpäter eine Waffe des Angriffs abgeben würden, wie denn auch Herr von Beuſt nur im Auftrage Oeſterreichs nach Paris gegangen iſt. Aber es bietet ſich doch eine Gelegenheit, auch von ſeiten Hannovers etwas in Paris zu thun, indem Se. königl. Hoheit der Herzog von Cambridge, wie mir mein Neffe, Ew. Majeſtät Geſandter in London, ſchreibt, ſich bereit erklärt hat, nach Paris zu gehen und dort für die Erhaltung Hannovers zu wirken.

„Der Herzog will dabei, um einen Rechtstitel für ſeine Thätigkeit zu haben, ſeine eventuellen Erbrechte geltend machen; er hat aber dabei ausdrücklich erklärt,

er selbstverständlich lediglich im Interesse Ew. Ma-
it handeln wolle. Ich habe geglaubt, daß eine solche
itigkeit Sr. königl. Hoheit nur nützlich sein könne,
meinem Neffen deshalb den Auftrag ertheilt, den
zog in seinem Vorsatze entschieden zu bestärken.
also die Sachen auch kommen mögen, die festeste
tze, die Ew. Majestät haben können, bleibt der
er und durch ihn die französische Zurückweisung
preußischen Uebergriffe.

‚Se. Majestät der König von Sachsen hat dies
ommen erkannt und bleibt treu an der Seite sei-
kaiserlichen Alliirten — und ich glaube, daß der
g von Sachsen sich mit Ew. Majestät in ganz
ger Lage befindet. Er ist ein anerkannt bundes-
r Fürst, ein in seinem Lande geliebter und in
Deutschland hochgeachteter Regent; ich glaube
daß Ew. Majestät sich dem Schicksale dieses er-
nen Alliirten ruhig und unbesorgt anschließen
ten, und nach der dem Kaiser gemachten Anzeige
r Ankunft auch anschließen müssen, wie Aller-
dieselben selbst ausgesprochen haben.

‚Aus allen diesen Gründen glaube ich Ew. königl.
estät dringend bitten zu sollen, Allerhöchstihren
n Entschluß unbeirrt festzuhalten und auszu-
n.

„So weit, was den Inhalt Allerhöchstihres Schreibens betrifft. Graf Bremer hat mir aber auch noch mündliche Mittheilungen gemacht, über welche Ew. Majestät Schreiben nichts enthält, und welche dazu beigetragen haben, mich über den Charakter der Ew. Majestät von Hannover aus gemachten Vorstellungen aufzuklären und dieselben als eine große politische Intrigue erscheinen zu lassen.

„Graf Bremer hat mir nämlich mitgetheilt, daß von seiten des Grafen Münster und des Sir Charles Wyke Ew. Majestät dringende Vorstellungen gemacht würden, Ihr Ministerium zu ändern und mit dem Grafen Bennigsen über die Bildung eines neuen Ministeriums zu unterhandeln. So verlange es die öffentliche Stimmung in Hannover.

„Ew. Majestät kennen und beurtheilen den Grafen Münster wie ich, und wissen wie ich, daß er in den Händen des Abgeordneten Rudolf von Bennigsen ist. Sir Charles Wyke ist eng liirt mit dem Grafen Bennigsen, und dieser ist wiederum ebenfalls von seinem Vetter, dem Präsidenten des Nationalvereins, politisch vollständig abhängig. Alle Fäden führen hiernach auf Rudolf von Bennigsen und somit auf den Grafen Bismarck zurück.

„Die Absicht, welche Preußen hat, Ew. Majestät zu

rhindern, nach Wien zu gehen und zugleich Allerhöchst-
nen ein constitutionell preußisch gesinntes Ministerium
geben, liegt für mich klar auf der Hand. Man will
o. Majestät mit Männern umgeben, welche den
:undsätzen des Nationalvereins huldigen, und dabei
gleich durch constitutionelles Regiment Allerhöchst-
e eigenen und selbständigen Entschließungen ver-
ibern oder unwirksam machen. Preußen will dies
Wege der Verhandlung und Intrigue erreichen
r der Endentscheidung über die Geschicke Deutsch-
ibs, um sozusagen Hannover für alle Fälle vorweg-
iehmen.

„Denn man weiß in Berlin sehr wohl, daß Oester-
ch noch lange nicht niedergeworfen ist, und daß,
ist wenn dies gelingen sollte, Frankreich und die
oßmächte die Errichtung einer preußischen Suprematie
Deutschland schwerlich zulassen würden. Man will
ier Ew. Majestät vom Kaiser und Ihren bundes-
ien Alliirten trennen, in constitutionelle Fesseln legen
) so bei dem spätern Arrangement mit einem fait
:ompli hervortreten.

„Ich kann Ew. Majestät vor dieser Intrigue nur
das dringendste warnen und ehrfurchtsvoll bitten,
ien auf Ministerveränderungen gerichteten Vor-
ägen Gehör zu geben.

„Es ist ja möglich, daß später Modificationen in der Regierung eintreten müssen; dieselben werden dann aber von den Bedingungen abhängig sein, unter denen Ew. Majestät in Ihr Königreich wieder einziehen, und es wäre sehr gefährlich, wenn Ew. Majestät sich jetzt die Hände binden und der möglicherweise günstigen Wendung der Zukunft vorgreifen wollten.

„Hiernach kann ich Ew. königl. Majestät nur inständigst bitten, auf das schleunigste abzureisen und hierher zu kommen.

„Was nun die Ausführung der Reise betrifft, so bin ich der Meinung, daß insofern Vorsicht angewendet werden müsse, als Preußen, bei welchem auf Treue und Glauben ohnehin nicht zu rechnen ist, Versuche machen könnte, Ew. Majestät Schwierigkeiten in den Weg zu legen, wenn es seinen fein angelegten Plan für gescheitert hält.

„Ich bin daher der unterthänigsten Ansicht, daß Ew. Majestät dem Grafen Bremer sagen und auch sonst gegen jedermann laut aussprechen, Allerhöchstdieselben hätten Ihre Reise nach Wien aufgegeben und wollten sich auf bairisches Gebiet nach Regensburg begeben, um von dort aus nach der Schweiz oder in die bairischen Alpen zu gehen. Auch Ew. Majestät Gefolge müßte nichts anderes erfahren.

„Von Regensburg aus würde ich dann Ew. Ma-
tät unterthänigst bitten, mir sofort hierher Aller-
chstihre Ankunft mitzutheilen, damit ich anzeigen
m, ob etwa weitere Truppenbewegungen der directen
ise hierher entgegenstehen sollten.

„Um nach allen Richtungen vorsichtig zu sein, bitte
Ew. Majestät zugleich, in Betreff der Vorschläge
f Ministerveränderungen dem Grafen Bremer aller-
ibigst sagen zu wollen, Ew. Majestät wollten die
getheilten Ansichten in Erwägung ziehen, bedürften
r dazu der Ruhe im Gebirge; Allerhöchstdieselben
llten dem Grafen Bremer überlassen, in Hannover
aige Vorschläge genau zu präcisiren und Ihnen
m zu überbringen.

„Ich weiß, daß Ew. Majestät zu diesen Maßregeln
Vorsicht nach allen Richtungen wol nur ungern
entschließen werden; ich halte dieselben aber für
ngend geboten, ihre Anwendung einem Feinde wie
ußen gegenüber völlig gerechtfertigt und für Ew.
ajestät Sicherheit unerläßlich.

„Ew. Majestät würden, wenn Allerhöchstdieselben
ers handelten, als ich es allerunterthänigst mir
zuschlagen erlaubt habe, wenn Sie der preußischen
ession, in welcher Form dieselbe auch immer geübt
den möchte, auch nur im geringsten nachgeben würden,

die Frucht Allerhöchstihrer bisherigen Politik, d. h. die Hochachtung und Bewunderung Deutschlands, nach meiner festen Ueberzeugung verscherzen, dann würde das edle Blut von Langensalza in der That umsonst vergossen sein.

„Das aber werden Ew. Majestät nie thun, dafür bürgt mir die Kenntniß der hochherzigen Festigkeit und des edeln Muthes meines königlichen Herrn.

„In jedem Falle aber bitte ich Ew. Majestät, mir allergnädigst zu erlauben, bei Sr. Majestät dem Kaiser zu bleiben und hier Allerhöchstihre Interessen zu vertreten, wo sie allein richtige Vertretung finden können.

„Indem ich Ew. Majestät nochmals meinen unterthänigsten Dank für Allerhöchstderselben mich hochbeglückendes Vertrauen auszusprechen mich beehre, verharre ich in tiefster Ehrfurcht als

Ew. königlichen Majestät

allerunterthänigster pflichtschuldigster Minister

(Gez.) Graf Platen-Hallermund."

Nachdem Graf Bremer dieses Schreiben überbracht, reiste der König sogleich ab und traf, nachdem wir kurz vor seiner Ankunft telegraphisch benachrichtigt waren, in Wien mit dem Kronprinzen ein, begleitet

ſeinen Flügeladjutanten, dem Geh. Cabinetsrathe
dem Adjutanten des Kronprinzen, Rittmeiſter von
ıck von der Garde-du-Corps.

Der Würfel war nun gefallen und der unbedingte
chluß an die öſterreichiſche Politik geboten, denn
durch Oeſterreich konnte jetzt noch der König
Wiederaufnahme des Kampfes und durch einen
:eichen Ausgang deſſelben ſeine verlorene Poſition
)ergewinnen oder bei einem Friedensſchluſſe mit
möglichſt geringen Opfern ſein Königreich er-
en.

Inzwiſchen war indeß in Wien die Situation ganz
ntlich verändert.

Graf Mensdorff war zur böhmiſchen Armee ab-
ıngen, um ſich von dem Zuſtande derſelben und der
glichkeit ihrer Reorganiſation zu überzeugen. Er
te voll tiefer Entmuthigung zurück, und der Be-
:, den er dem Kaiſer erſtattete, ließ kaum eine
ſnung auf eine Wiederaufnahme und erfolgreiche
tſetzung des Kampfes übrig. Graf Mensdorff war
allem General, er hatte nur widerſtrebend das
niſterium der auswärtigen Angelegenheiten behalten
das Vertrauen der öffentlichen Meinung in den
rſchall Benedek niemals getheilt. Dies alles und
önliche Kränklichkeit wirkte zuſammen, um ihn

die allerdings ſchwer verwickelte Lage noch ſchwärzer anſehen zu laſſen, als er es unter andern Umſtänden vielleicht gethan hätte.

Dazu kam, daß man nach Ungarn hin Sondirungen gemacht hatte, welche ergaben, daß man auf eine Anſpannung der ſo reichen Militärkraft Ungarns nicht rechnen konnte. An eine nationale Erhebung der Magyaren wie zur Zeit Maria Thereſia's war nicht zu denken, vielmehr war es unverkennbar, daß die Ungarn mit Befriedigung die öſterreichiſche Niederlage anſahen, von welcher ſie die Erfüllung ihrer nationalen Wünſche und den Zuſammenbruch des bisher in Wien herrſchenden Regierungsprincips erhofften.

Freilich hätte man damals wol durch die ſpäter zugeſtandene Autonomie und vielleicht mit geringern Conceſſionen, als man ſie kurz darauf gewährte, die Unterſtützung Ungarns erkaufen können. Allein man ſcheute, noch befangen in den ſo lange feſtgehaltenen Anſchauungen, vor einem ſo kühnen Schritte zurück und wollte lieber durch die Abtretung Venetiens die Hülfe Napoleon's, als durch die Gewährung nationaler Autonomie diejenige des ungariſchen Volkes erkaufen. So verhängnißvoll dieſe ſcheue Zurückhaltung gegen die Wünſche Ungarns in jenem entſcheidenden

genblicke nun auch für Oesterreich wurde, so dürfen
) die Bedenken, welche damals in der Hofburg
gebend waren, nicht als völlig unbegründet erklärt
den. Denn in ganz Ungarn herrschte gegen die
ner Regierung eine tiefe Erbitterung, welche auch
Anhänglichkeit an das Haus Habsburg unverkenn-
zu erschüttern begann; dagegen war das ungarische
k von lebhafter Sympathie für Preußen erfüllt
ganz entschieden abgeneigt, für die Wiederher-
ung des österreichischen Einflusses in Deutschland
kämpfen. Unter diesen Umständen konnte die freie
fesselung der ungarischen Nationalkraft in jenem
genblicke auch in hohem Grade gefährlich werden.
wäre ein äußerstes Mittel auf Leben und Tod ge-
n, welches den Organismus des österreichischen
serstaates vielleicht retten, ebenso gut aber auch
eilbar zerstören konnte.

Außerdem trat Napoleon nicht in der Weise, wie
1 es in Wien erwartet hatte, für Oesterreich ein.
: Herzog von Gramont mochte — und in gutem
uben — Erwartungen erweckt haben, die sich nun
t erfüllten. Er wünschte persönlich eine energische
itärische Intervention Frankreichs; er that alles,
seine Regierung zu einer solchen zu bestimmen,
glaubte auch an dieselbe, da Drouyn de l'Huys

ganz derſelben Anſicht war. Noch heute iſt das, was damals in Paris vorging, nicht völlig aufgeklärt.

Als die Friedensbedingungen, welche Preußen aufſtellen würde, in ihren großen Umriſſen in Paris bekannt wurden, beantragte Drouyn de l'Huys eine energiſche Einſprache unter Aufſtellung eines Beobachtungs- und Demonſtrationscorps am Rhein. Im erſten Augenblicke zeigte ſich der Kaiſer auch dazu geneigt; dann aber begann er zu zögern. Er hatte mehrere ſeiner Marſchälle befragt, und die franzöſiſche Armee ſchien nach deren Urtheil nicht in der Verfaſſung, um mit der Zuverſicht des Erfolgs eine Interventionspolitik zu unterſtützen, welche zu einem gewaltigen Nationalkampfe führen konnte. Denn bereits wurden in ganz Deutſchland Stimmen laut, welche zu einer rückſichtsloſen Zurückweiſung jeder franzöſiſchen Einmiſchung mahnten. Drouyn de l'Huys erwiderte zwar auf dieſe militäriſchen Einwendungen, daß in dem damaligen Augenblicke ein Corporal mit der franzöſiſchen Fahne am Rhein genügen würde, um Frankreich die Rolle des Schiedsrichters zu ſichern. Denn auch nur die Andeutung einer militäriſchen Demonſtration am Rhein würde Preußen, das mit einer erſchütterten Armee in weit vorgeſchobener und trotz des Sieges gefährdeter Poſition ſtünde, in eine äußerſt kritiſche Lage bringen

dazu zwingen, einen erheblichen Theil seiner Streit-
e aus Oesterreich zurückzuziehen.

Allein Drouyn de l'Huys — ich zeichne dies alles
den mir später von jenem Staatsmanne selbst
ichten Mittheilungen auf — konnte den Kaiser
oleon nicht zu dem von ihm als nothwendig er-
ten und so dringend befürworteten Entschlusse
gen. Napoleon versuchte seinem Charakter ent-
hend, sich durch möglichst unthätige Zurückhaltung
der Verlegenheit zu ziehen. Er scheute einen
pf mit Deutschland, das er genauer als irgend-
nd in Frankreich kannte, auf das äußerste, und
n ihm auch Drouyn de l'Huys vorhersagte, daß
ieſem Kampfe, wenn er jetzt unthätig bliebe,
r doch nicht werde ausweichen können und den-
n dann unter ungünstigern Verhältnissen werde
ehmen müssen, so glaubte der Kaiser einer künf-
n Gefahr durch die Reorganisation seiner Armee,
er dem Marschall Niel übertrug, begegnen zu
en. Er war mit dem Resultat der Ereignisse,
n er auch über den zerschmetternden Sieg von König-
; erschrocken war, dennoch nicht unzufrieden. Die
retung Venetiens an Italien hatte sein Wort „Frei
zur Adria" erfüllt und der italienischen Actions-
ei eine theilweise Befriedigung verschafft, sodaß er

hoffen konnte, die römiſche Frage, an welcher ihm vor allem gelegen war, bis auf günſtigere Zeit vertagen zu können.

Die Theilung Deutſchlands durch die Mainlinie entſprach im allgemeinen ſeinen Anſchauungen und Wünſchen, und was die Vergrößerung Preußens betraf, ſo hoffte er dieſelbe durch Compenſationen ausgleichen zu können, zu denen die preußiſche Regierung durch die ihr aus der Aſſimilirung der neu erworbenen Gebietstheile erwachſenden Verlegenheiten gezwungen werden würde. Zwar wurde ihm durch den Grafen Bismarck zu jener Zeit durchaus keine Veranlaſſung zu ſolcher Vorausſetzung gegeben, denn nach der Schlacht von Sadowa wies der preußiſche Miniſterpräſident alle ſolche mehr oder weniger directen Andeutungen auf das entſchiedenſte und ſelbſt ſchroff zurück. Ja er nahm die ziemlich vorſichtig auftretende Vermittelung Napoleon's nur kühl widerſtrebend auf und ſprach es dem franzöſiſchen Botſchafter Benedetti unumwunden aus, daß die franzöſiſche Einmiſchung ihm läſtige Verlegenheiten bereite.

Indeß Napoleon hielt an ſeiner Anſchauung feſt; er ſetzte voraus, daß Preußen nach dem Frieden durch innere Verlegenheiten und durch die Furcht vor einem neuen Kampfe nach ſo erſchöpfendem Kriege gefügiger

de gemacht werden, und wies die dringenden
rstellungen seines Ministers Drouyn de l'Huys
nitiv zurück, der damals schon den bald darauf
geführten Entschluß faßte, sein Portefeuille nieder-
gen.

Oesterreich konnte also von Napoleon nichts er-
hen als die Zusicherung, daß die europäische Stel-
g des habsburgischen Kaiserstaates nicht erschüttert
den solle, — woran preußischerseits auch gar nicht
acht wurde. In Bezug auf die Gestaltung der
tschen Verhältnisse konnte von Frankreich keine Unter-
ung erwartet werden, und man überzeugte sich in
n, daß Preußen nach dieser Richtung hin an sei-
Forderungen unbedingt, selbst auf die Gefahr einer
tsetzung des Krieges, festhalten werde.

Unter diesen Umständen gewann in Wien jene An-
uung wieder die Oberhand, welche in Deutschland
eine Fessel für die europäische Macht Oesterreichs
ickte und die vollständige Trennung von Deutsch-
mehr für eine Stärkung als für einen Verlust
Kaiserstaates ansah.

So bitter der Stolz des Kaisers Franz Joseph
die zu erleidende Demüthigung empfand, welche
so peinlicher war, je mehr er sich persönlich noch
dem frankfurter Fürstentage mit den Ansprüchen

Oesterreichs auf die Führung in Deutschland identificirt hatte, so fanden jene Anschauungen auch in seinem zu plötzlichen Aufwallungen und ebenso plötzlichen Entmuthigungen neigenden Geiste Eingang und wurden für die österreichische Politik maßgebend.

Der fernere Widerstand wurde aufgegeben, die Preisgebung Deutschlands beschlossen.

Nach dieser Wendung der Verhältnisse und der Ansichten in Wien, welche man vor uns noch sorgfältig zu verbergen suchte, wurde unsere Stellung dort ziemlich peinlich. Graf Ingelheim kam seltener zu uns; er war traurig und niedergeschlagen, denn die österreichische Politik, welche er uns gegenüber doch nicht abfällig beurtheilen durfte, widersprach vollständig seinen persönlichen Ueberzeugungen und den Versicherungen, welche er in gutem Glauben bis zum letzten Augenblicke wiederholt hatte.

Die Ankunft des Königs mußte unter diesen Umständen fast eine Verlegenheit für den Kaiser und die österreichische Regierung werden.

Aber der König war bereits unterwegs und traf, wenn ich nicht irre, am 19. Juli in Wien ein.

Schon bei seinem Empfange wurde der in den Verhältnissen eingetretene Rückschlag fühlbar.

Der Kaiser, welcher kurz zuvor den König von Sachsen

:sönlich empfangen, erschien zu unserm Befremden
ht auf dem Bahnhofe, sondern sendete den Feld-
rschalllieutenant Baron Reischach zur Begrüßung
ies erhabenen Gastes. Wenn auch der König eigent-
officiellen Empfang verbeten hatte, so hatten wir
h unter den obwaltenden Verhältnissen — wie
s auch bei der Ankunft des Königs von Sachsen
hehen war — das persönliche Erscheinen des Kaisers
artet, und auch der König schien eine solche Auf-
:ksamkeit wol eigentlich vorausgesetzt zu haben.

Der König trug nun die bei Langensalza fehlende
erstenuniform seines österreichischen Infanterieregi-
nts „König von Hannover" und fuhr sogleich vom
hnhofe nach der Hofburg.

Die Begrüßung der beiden hohen Herren war
raus herzlich. Der Kaiser sprach seine höchste Be-
nderung über die Haltung des Königs und der
nee bei Langensalza aus, — der König gab seinem
rschütterlichen Vertrauen zu dem endlichen Siege
Principien, die er für gottverordnetes, geheiligtes
ht hielt, Ausdruck; aber der Kaiser enthielt sich
r Aeußerung über die politische Lage, jeder er-
higenden Versicherung, und der König konnte sein
remden über diese Zurückhaltung, die er nicht er-
tet, kaum verbergen.

Der König nahm seine Wohnung in dem Hause Wallnerstraße Nr. 9. In dem zweiten Stockwerk dieses Hauses wohnte der hannoverische Gesandte General von dem Knesebeck, die übrigen Räume wurden von der Besitzerin Gräfin Wilczeck dem Könige und dem Kronprinzen zur Verfügung gestellt.

Unmittelbar nach der Ankunft des Königs in der für ihn bereit gestellten Wohnung erschien der Kaiser, um seinen Besuch zu machen, Doppelposten wurden vor dem Hause aufgestellt, und dann fuhren alle in Wien anwesenden Erzherzoge und Erzherzoginnen nacheinander vor. Ihnen folgten die Equipagen aller Würdenträger und des gesammten hohen Adels von Wien; von allen Seiten, auch von der Bevölkerung, wurden dem Könige Beweise der Bewunderung und der sympathischen Theilnahme entgegengebracht, und in dieser Beziehung hätte der Empfang des Königs nicht glänzender, nicht ermuthigender sein können.

Der König war durch denselben auch freudig bewegt; er sprach der Vertretung der wiener Bürgerschaft, welche ihn ebenfalls zu begrüßen kam, sein Vertrauen zu dem Stern Oesterreichs aus. Mir war es freilich damals schon klar, daß von dem guten Willen Oesterreichs für die Sache des Königs nichts zu erwarten war und daß wir lediglich auf unsere

ie Thätigkeit angewiesen bleiben würden, um zu
n, was überhaupt noch zu retten möglich sein
te. Denn bereits wurde in den preußischen Zei-
en von Gebietserwerbungen mit besonderm Hin-
auf Hannover immer deutlicher gesprochen, und
sterreichische Presse, soweit sie der Regierung nahe
, hatte solchen Andeutungen und Forderungen
über nur dumpfes Stillschweigen.

VII.

Stellung des Königs zu Oesterreich. — Thätigkeit zur Vertretung der Interessen des Welfenhauses. — Stellung der europäischen Höfe zur hannoverischen Frage. — Die hannoverischen Beziehungen zu England. — Der Welfenorden. — Prinzeß Mary von Cambridge und der Herzog von Teck. — Vergeblicher Versuch England zu einer Intervention zu Gunsten des Königs zu bestimmen. — Die Reise des Herrn von Beust nach Paris. — Erhaltung Sachsens. — Herr von Beust der österreichische Zukunftsminister. — Der Staatsrath Klindworth, seine Vergangenheit, sein Einfluß. — Sendung des Generals von dem Knesebeck an den Kaiser Alexander II. — Stellung Rußlands. — Theilnahme des Kaisers für den König. — Sendung des Generals von Manteuffel nach Petersburg. — Brief des Königs Georg an den König von Preußen nach Nikolsburg. — Verweigerung der Annahme desselben. — Finanzielle Lage des Königs. — Vorschlag des Kaisers von Rußland, dem Kronprinzen Ernst August Braunschweig zu sichern gegen den Verzicht auf Hannover. — Bestimmte Ablehnung dieses Vorschlags. — Pläne, die Annexion von Hannover durch die Abdankung des Königs abzuwenden. — Graf Münster. — Bereitwilligkeit des Königs, abzudanken. — Sendung des Freiherrn von Hodenberg nach Berlin, um die Stellung der preußischen Regierung klarzustellen. — Bericht des Herrn von Hodenberg über seine Unterredung mit dem Grafen Bismarck.

Nachdem wir uns nun mehr und mehr überzeugt hatten, daß an eine Wiederaufnahme der militärischen

ationen von seiten Oesterreichs nicht zu denken
und daß auch auf einen ernstlichen guten Willen
viener Cabinets, die Interessen des Königs in
eginnenden diplomatischen Campagne zu vertreten,
zu rechnen sein werde, kam es darauf an, alle
l anzuwenden, um selbständig das hereingebrochene
ück in die möglichst engsten Grenzen einzuschließen
für Hannover und das Welfenhaus so viel zu
, als möglich war. Dazu mußte nun zunächst
möglichst energische und einheitliche Wirkung auf
ffentliche Meinung in Oesterreich selbst und be-
rs in Wien hergestellt werden, um durch den
derselben den Kaiser und die Regierung zur
etung der Interessen Hannovers zu bewegen und
e Ehrenpflicht gegen den König zu erinnern.
ch muß, um nach allen Seiten gerecht zu sein, in
Beziehung hervorheben, daß eine eigentlich recht-
Verbindlichkeit, die hannoverischen Interessen bei
riedensverhandlungen zu vertreten, für Oesterreich
bestand. Der König war nicht der völkerrecht-
Verbündete des Kaisers von Oesterreich; er hatte
hm mehrfach angebotene Bündniß ganz klar und
mt zurückgewiesen, er hatte bei dem Ausmarsch
Armee nur die Absicht gehabt und kundgegeben,
aus der preußischen Machtsphäre fortzuführen, und

war durch die unerklärlichen Märsche und die unglückliche Verkettung der Verhältnisse in die Lage gedrängt worden, sich gegen einen Angriff vertheidigen zu müssen, infolge dessen die Umzingelung und Capitulation der Armee stattfand.

Der Kaiser von Oesterreich hatte also völkerrechtlich keinerlei Verpflichtung, bei den Friedensverhandlungen die Sache Hannovers in irgendeiner Form unter die von ihm zu stellenden Bedingungen aufzunehmen; eine Ehrenpflicht dazu aber ließ sich nicht ableugnen — denn Hannover war ein Opfer seines Festhaltens am Deutschen Bunde geworden, und der König war in die Lage, in der er sich befand, durch die deutsche Politik Oesterreichs hineingedrängt worden. Auch war durch den österreichischen Gesandten zu verschiedenen Zeitpunkten wiederholt die feierliche Versicherung gegeben worden, daß Oesterreich die Waffen nicht aus der Hand legen werde, ohne das Recht und die Existenz der deutschen Bundesfürsten und Staaten mit all seinen Kräften bis aufs Aeußerste vertheidigt zu haben.

Freilich muß man wol auch wieder anerkennen, daß bei der absoluten Zurückhaltung, in welcher der Kaiser Napoleon beharrte, und bei der Ueberzeugung, welche man in Wien von der Unmöglichkeit eines weitern militärischen Widerstandes gewann, jede Be-

ıng Oeſterreichs für Hannover kaum erfolgreich
ſein können — indeß es mußte auch in dieſer
ung verſucht werden, was immerhin möglich war,
:s gelang auch in kurzer Zeit, einen ziemlich aus-
nten Einfluß auf die öſterreichiſche Preſſe zu ge-
:n, durch welchen die in der wiener Bevölkerung
enden lebhaften Sympathien für den König und
Sache erhalten und immer von neuem angeregt
:n.

)er bekannte Herr Zang ſtellte mir für die Ver-
gung der hannoveriſchen Intereſſen bereitwilligſt
Organ, die alte „Preſſe", zur Verfügung, und es
:n in dieſem Journal nicht nur unſere Darſtel-
n der diplomatiſchen und militäriſchen Vorgänge,
: zur Kataſtrophe von Langenſalza geführt hatten,
entlicht, ſondern es wurde auch ſonſt täglich daran
:rt, daß die Erhaltung Hannovers in möglichſter
und Selbſtändigkeit für Oeſterreich ſelbſt von
em Intereſſe ſei.

ußerdem fanden ſich bald zahlreiche Literaten
welche den Redactionen der verſchiedenen wiener
er angehörten und zugleich als Correſpondenten
as Ausland thätig waren und uns ihre Dienſte
en. Ich organiſirte, ſo gut als es in der Eile
ch war, dieſe verfügbaren Kräfte und vereinigte

dieſelben zu einer regen journaliſtiſchen Thätigkeit, obwol ich von vornherein wenig Vertrauen in den Erfolg ſetzte, den ſie auf die Entſchließungen der öſterreichiſchen Regierung würden haben können.

Es zeigte ſich denn auch bald eine deutlich bemerkbare Gegenſtrömung, welche von der öſterreichiſchen Preßleitung ausging, die damals in den Händen des Hofraths von Hell lag, und es machte ſich damals ſchon fühlbar, daß die Anweſenheit des Königs in Wien und unſere politiſche Thätigkeit von dem Kaiſer und der öſterreichiſchen Regierung als eine läſtige und peinliche Verlegenheit empfunden wurde, ein Umſtand, der auch in den immer ſeltenern und kühlern Beziehungen zwiſchen dem Könige und dem durch die politiſche Lage allerdings auf das äußerſte in Anſpruch genommenen Kaiſer Franz Joſeph erkennbar hervortrat.

Neben dieſer auf die diplomatiſche Action Oeſterreichs gerichteten Thätigkeit kam es dann weiter darauf an, auch ſelbſtändig zu handeln, um die Zulaſſung zu den Friedensverhandlungen und möglichſt günſtige Bedingungen bei denſelben zu erreichen.

Unter den europäiſchen Höfen konnten in jenem Augenblick auf den Gang der Verhandlungen und die Entſchließungen Preußens nur Frankreich und Rußland von Einfluß ſein: Frankreich durch die von Oeſterreich

gewiſſermaßen zugewieſene und von Preußen, wenn nicht anerkannte, ſo doch thatſächlich angenommene nittlerrolle; Rußland durch die nahen Verwandt- ts- und Freundſchaftsbeziehungen, in denen der :r Alexander ebenſo zum Könige Wilhelm wie Könige Georg ſtand.

Englaud hatte ſich von dem Gange der deutſchen tik während des ganzen Conflicts officiell voll- nen fern gehalten; es machte keinen Verſuch, ſich e Friedensverhandlungen zu miſchen, und eine Ver- lung von engliſcher Seite konnte bei dem geringen luß, welchen Verwandtſchaftsbeziehungen des königa Hauſes auf die Entſchließungen der vom Parla- abhängigen Miniſter ausüben, kaum gehofft en. Dazu kam, daß die perſönlichen Beziehungen hen dem Könige Georg und der Königin Victoria der freundlichen und artigen Formen nicht die gſten waren. Die frühern Beſtrebungen der eng- n Tories, für die Thronfolge in England das iſche Geſetz einzuführen, mochten bei der Königin völlig vergeſſen ſein; kleine Verſtimmungen kamen , wie es denn ſchon den König Ernſt Auguſt verletzt , daß den engliſchen Unterthanen die Annahme des noveriſchen Welfenordens von der Königin nicht ge- et wurde. Früher, ſolange die beiden Kronen ver-

einigt waren, hatten die Könige von England und Hannover dieſen ihren Hausorden auch an engliſche Unterthanen verliehen; aber gleich nach der Trennung der Königreiche erhielten die hannoveriſchen Ordensverleihungen nicht mehr die Genehmigung der Königin, nach dem in England beſtehenden Grundſatze, daß engliſchen Unterthanen überhaupt die Annahme und das Tragen ausländiſcher Orden nicht geſtattet wird, abgeſehen von dem Falle, daß die engliſche Armee mit der eines verbündeten Staates gemeinſchaftlich im Felde ſteht oder daß ein engliſcher Botſchafter einem fremden Souverän den Hoſenbandorden überbringt. Der König Ernſt Auguſt wie der König Georg ſahen in dieſer Zurückweiſung des hannoveriſchen Welfenordens, der von einem Könige von England geſtiftet war und den Namen des gemeinſamen, auch dort regierenden Hauſes trug, eine Verletzung der Rückſichten gegen die männliche Linie, und fuhren bei verſchiedenen Gelegenheiten nichtsdeſtoweniger fort, den Welfenorden zu verleihen, ohne daß jemals deſſen Annahme von der Königin erlaubt wurde. Dazu kamen Differenzen, welche ſich aus der Stellung des Königs als Chef des welfiſchen Geſammthauſes Braunſchweig-Lüneburg ergaben. Als ſolcher hatte er auch die hausgeſetzliche Zuſtimmung zu den Vermählungen der engliſchen Prinzeſſinnen zu

ilen, und gerade in jenem Augenblick schwebte in
r Beziehung eine ziemlich peinliche Differenz.
Die Prinzessin Mary von Cambridge hatte sich am
Juni 1866 unmittelbar vor dem Ausbruch des
ges mit dem Herzoge von Teck vermählt, und der
ig Georg, obwol er dem Herzoge von Teck, der
ig in Hannover gewesen war, persönlich sehr wohl
te, hatte die hausgesetzliche Zustimmung zu dieser
, von der die Apanagirung der Prinzessin Mary
ingig war, nicht ertheilt. Da der Herzog von
von dem Herzog Alexander von Würtemberg aus
Ehe mit der nicht ebenbürtigen Gräfin von Hohen-
ı, geborenen Gräfin Rhédey, abstammte, so sah ihn
König trotz des ihm vom Könige von Würtemberg
ehenen und mit dem Prädicat Durchlaucht ver-
enen Fürstentitels ebenfalls nicht als ebenbürtig
ınd betrachtete die Ehe der Prinzessin Mary, gegen
he er an sich nichts einzuwenden hatte, als eine
ganatische.
Bald nach der Ankunft des Königs in Wien war
der Herzog von Teck mit seiner Gemahlin dort
ienen, um des Königs Zustimmung zu erlangen;
n ihre Bemühungen stießen trotz der Liebenswürdig-
mit welcher sie empfangen wurden, auf ent-
benen Widerstand. Während am englischen Hofe

die Prinzessin Mary als Herzogin von Teck bezeichnet wurde, wurde beim Könige streng die Titulatur beibehalten: Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin von Cambridge und Se. Durchlaucht der Herzog von Teck. Bei der Tafel saß die Prinzessin zur Rechten des Königs, während der Herzog von Teck nach seinem Range seinen Platz erhielt und officiell nicht als Verwandter des königlichen Hauses behandelt wurde.

Dies mußte natürlich die Königin von England, welche an ihrem Hofe diese Ehe als vollgültig anerkannte, als eine empfindliche Verletzung ihrer königlichen Rechte empfinden; dennoch blieb in allen äußern Beziehungen das freundlichste Verhältniß erhalten.

Lord Bloomfield, der englische Botschafter in Wien, empfing den König mit aller der dem Vetter seiner Königin und dem Chef des königlichen Gesammthauses gebührenden Auszeichnung und Ehrerbietung. Er veranstaltete zu Ehren desselben ein großes Fest in seinem Hotel, bei welchem die gesammte Diplomatie und die ganze österreichische Aristokratie erschienen, und stellte sich für alle persönlichen Angelegenheiten des Königs zu seinen Diensten.

Trotz der vorstehend bezeichneten Verhältnisse hielt es der König dennoch für nöthig, einen vertraulichen Versuch zu machen, um die Königin von England zu

r Einwirkung zu Gunſten Hannovers zu beſtimmen,
die Königin, großherzig hinwegſehend über jene
ien Verſtimmungen, ſprach auch über die Sache
dem Grafen Derby, welcher ſeit dem 6. Juli die
ſidentſchaft des Cabinets übernommen hatte, und
Staatsſecretär des Aeußern Lord Stanley. Beide
niſter wieſen aber jede Einmiſchung in die Friedens-
andlungen und jede, auch die vertraulichſte und
ichtigſte Intervention zu Gunſten Hannovers auf
allerentſchiedenſte zurück und erklärten ſich, ſchon
als an der Annexion des Königreichs nicht zwei-
d, nur bereit, für die möglichſt günſtigſte Regelung
perſönlichen Stellung des Königs demnächſt ihre
mittelung eintreten zu laſſen.

Wäre zu jener Zeit ein Toryminiſterium am
der geweſen, ſo hätte ſich die Stellung Englands
leicht anders geſtaltet — denn die Mitglieder der
:ypartei hatten ſtets eine beſondere Verehrung für
königliche Linie von Hannover. Allein auch ein
:yminiſterium würde kaum mit wirklichem Nach-
ck und über die Grenzen friedlicher Wünſche hinaus
die Erhaltung Hannovers eingetreten ſein. England
ſolches hatte an dieſer Frage zu wenig eigentliches
:ereſſe, und jede Einmiſchung in dieſelbe, welche zu
em Bruch mit Preußen hätte führen können, wäre

von keinem Ministerium vor dem Parlament zu rechtfertigen gewesen, so sehr auch vielfach im englischen Volke selbst sich sympathische Theilnahme für den König Georg kundgab.

Herr von Beust war zu jener Zeit mit dem Könige von Sachsen nach Wien gekommen. Schnell entschlossen fuhr er nach Paris, erinnerte den Kaiser Napoleon an die treue Bundesgenossenschaft, welche der König Friedrich August von Sachsen Napoleon I. auch in dessen Unglück bis zum letzten Augenblicke gehalten, und stellte es dem für alle Traditionen seines Hauses so pietätvoll empfänglichen Kaiser als eine Ehrenpflicht vor, nun seinerseits dem Nachkommen jenes treuen Freundes seines Oheims den Thron zu erhalten.

Die Annexion von Sachsen war in Berlin beschlossen; man legte dort entschiedenen Werth auf dieselbe, und die Haltung Sachsens vor dem Kriege gab mehr Veranlassung für eine so einschneidende Maßregel, als es diejenige Hannovers gethan.

Herr von Beust wußte indeß mit der glänzenden Beredsamkeit, welche ihm eigenthümlich ist, den Kaiser Napoleon so siegreich von seiner Ehrenpflicht gegen den König von Sachsen zu überzeugen, daß der Kaiser im preußischen Hauptquartier bestimmt erklären ließ, er werde die Annexion von Sachsen als Kriegsfall ansehen.

hdem dieſes Wort einmal geſprochen war, würde der
ſer, ſo abgeneigt er dem Kriege auch war, dennoch
den äußerſten Schritten nicht zurückgewichen ſein,
n man ſeine Forderung unbeachtet gelaſſen hätte
er hätte dies nicht gekonnt, ohne das Preſtige in
opa und im eigenen Lande, welches er damals noch
ß, mit einem Schlage zu verlieren. Man zweifelte
in Berlin nicht daran und war gewiß auch
dem Zuſtande der franzöſiſchen Armee, der dem
ſer ſo ſchwere Bedenken gegen eine militäriſche
ion einflößte, nicht im vollen Maße unterrichtet.
e franzöſiſche Diverſion am Rhein wäre zu jener
: eine ſchwere Gefahr für Preußen geweſen und
e daſſelbe gezwungen, für die reichen Früchte des
ges, die es ſchon in der Hand hielt, einen zweiten
npf von unabſehbarer Ausdehnung aufzunehmen.
Die Forderung Napoleon's wurde alſo zugeſtanden
die Erhaltung des ſächſiſchen Thrones unter der
ingung verſprochen, daß Sachſen vollſtändig in
militäriſche Organiſation des Deutſchen Bundes
einfüge.

Zu jener Zeit ſchon wurde Herr von Beuſt zum
ſtigen leitenden Miniſter für das an großen, weit-
lenden Staatsmännern wenig productive Oeſterreich
erſehen. Der Kaiſer Franz Joſeph war hingeriſſen

von der geiſtvollen Unterhaltung des ſächſiſchen Miniſters, der ihm in jenen Tagen als Rathgeber ſeines Alliirten näher getreten.

Die Vorbereitungen Sachſens zum Kriege waren muſterhaft geweſen. Herr von Beuſt hatte gezeigt, daß er ganz und mit aller Kraft zu wollen und zu handeln verſtand, und der Kaiſer mußte ſich ſagen, daß, wenn Oeſterreich durch einen ebenſo umſichtigen und thätigen Staatsmann in gleicher Weiſe gerüſtet in den Kampf eingetreten wäre wie Sachſen, der Ausgang nicht ſo vernichtend für die öſterreichiſche Macht und den öſterreichiſchen Stolz geweſen ſein würde.

Die erſte Anregung, Herrn von Beuſt die Regeneration der öſterreichiſchen Monarchie anzuvertrauen, welche von dem Kaiſer Napoleon ausging, fiel daher bei dem Kaiſer Franz Joſeph auf einen ungemein fruchtbaren und wohlvorbereiteten Boden. Es ſpielte bei dieſer Anregung eine merkwürdige und geheimnißvolle Perſönlichkeit, der Staatsrath Klindworth, eine zwar dunkle, aber wirkſame Rolle, und es mögen daher gleich hier über dieſen dem großen Publikum wenig bekannten Mann, welcher beſtimmt war, in ſpäterer Zeit auch dem Könige von Hannover in unglückſelig verhängnißvoller Weiſe näher zu treten, einige Bemerkungen ihren Platz finden.

Klindworth ſtammte aus dem Hannoveriſchen und
der Sohn eines engliſchen Mechanikers in Göttingen
Er ſtudirte Philologie und verſuchte vergeblich,
an der heidelberger Univerſität eine Stellung als
atdocent zu verſchaffen. Im Jahre 1819 kam er nach
lin, wo ſeine Schweſter im Hauſe des portugieſiſchen
ndten Lobo da Silveira, Grafen von Oriola,
her ſpäter in preußiſche Dienſte trat und im Jahre
3 als preußiſcher Geheimer Rath ſtarb, lebte. Hier
te er die Bekanntſchaft von Ancillon, Kamptz und
uckmann und wurde gelegentlich publiciſtiſch ver-
det. Er war bis dahin radicaler Demokrat und
glied der geheimen revolutionären Geſellſchaften
ſen. Seine Kenntniß der Verzweigungen dieſer
llſchaften verwerthete er der Regierung gegenüber,
mochte ſich jedoch dadurch, da ſein Treiben, wenn
gelegentlich benutzt, verächtlich erſchien, keinen
n Boden zu ſchaffen. Er trieb zahlloſe Ränke und
iguen und mußte Berlin wieder verlaſſen.
Er bot ſeine Dienſte dem hannoveriſchen Premier-
iſter Grafen Münſter an. Dieſer, ein vollkom-
er Gentleman und großer Herr von edelſten Ge-
ungen, wies ihn zurück, und von daher datirte ſich
ihm ein bitterer Haß gegen Hannover und das
noveriſche Königshaus.

Auf eine nicht völlig aufgeklärte Weise kam er später, in Verbindung mit einer Gräfin Görtz-Wrisberg, in die Dienste des Herzogs Karl von Braunschweig, bei welchem er bis zu dessen Sturz im Jahre 1830 blieb und an dessen halb wahnsinniger Regierung er einen verhängnißvollen Antheil nahm.

Nach der Flucht des Herzogs tauchte Klindworth wieder als geheimer österreichischer Agent auf und es gelang ihm, als solcher bei Gentz und dem Fürsten von Metternich eine in der That bedeutungsvolle Rolle zu spielen. Besonders verwendete ihn das österreichische Cabinet zur geheimen Beobachtung der Gesandten und zur Anknüpfung verborgener Fäden, welche man noch nicht in die Hände der officiellen Diplomatie legen wollte. Er wurde an die fremden Höfe gesendet und überall wußte er sich durch seine scharfe Beobachtungsgabe, durch sein bis in die kleinsten Details treues Gedächtniß, durch seine Kenntniß des Staatsrechts und durch seine eminente Ueberredungsgabe großen Einfluß und Zutritt durch die Hinterthüren der Cabinete und Kanzleien zu verschaffen. Er trug niemals Bedenken, neben seiner Thätigkeit für Oesterreich auch andern Regierungen zu bestimmten Zwecken seine Dienste zu widmen. Er kannte alle europäischen Souveräne und Minister, insbesondere war er in Würtemberg lange thätig; nur

ı, wie er häufig voll Bitterkeit ſelbſt ſagte, dem
ge Wilhelm von Preußen und dem Grafen Bis-
ſ hatte er ſich niemals nähern können.
ɛr ſtrebte niemals nach äußerlich glänzenden Stel-
ɪn, vielleicht in dem Bewußtſein, daß ſein Vorleben
ɟu ſolchen völlig unfähig machte; wohl aber ſuchte
ɾacht und Einfluß zu gewinnen, und es gelang
ɒies auch ſtets in hohem Grade, wobei er immer
ɒas äußerſte Sorge trug, daß ſeine Thätigkeit,
ine Exiſtenz mit dem tiefſten Geheimniß verhüllt
ɛ und niemals über die engſte Intimität der Cabi-
hinaus bekannt werde. Seine Neigung und ſein
ɔick für die Intrigue war grenzenlos und wurde
noch überboten durch ſeine unerſättliche Geldgier;
er ließ ſich die Dienſte, die er leiſtete, ſehr theuer
ɔlen und verſtand es außerdem noch, unbekümmert
ɔie Mittel, ſich bei jeder Gelegenheit immer wieder
, reiche Geldquellen zu öffnen.
ſach dem Tode des Fürſten Metternich fungirte
ls Agent bald dieſer, bald jener Regierung und
endlich durch den Herzog Karl von Braunſchweig
Napoleon in Verbindung, welcher ſeine große Ge-
lichkeit zu ſchätzen und zu verwerthen wußte. Er
and es auch hier wieder, aus den reichgefüllten
en des unglücklichen Herzogs Karl, der ſonſt nicht

eben freigebig war, mit vollen Händen zu schöpfen, indem er ihn fortwährend glauben machte, daß Napoleon für die Wiedereinsetzung des Herzogs auf den braunschweigischen Thron eintreten werde — ja, man hat mir sogar in Paris von sehr glaubwürdiger Seite erzählt, daß er angeblich im Auftrage Napoleon's mit dem Herzoge einen Vertrag geschlossen habe, nach welchem der Herzog im Falle eines siegreichen französischen Krieges gegen Deutschland zum Kaiser von Norddeutschland gemacht werden solle!

Seine Verbindungen in Wien gab er niemals auf. Unter dem Ministerium Belcredi wollte man dort wegen seiner Verbindungen in Paris nichts von ihm wissen; aber immer verstand er es, sich in den höchsten Hofkreisen Gehör und Einfluß zu erhalten, da man dort mit tiefer pietätvoller Verehrung auf die Staatsleitung Metternich's zurückblickte und Klindworth sich als den letzten überlebenden Gehülfen und Vertrauten des großen Staatskanzlers darzustellen wußte.

Von Paris wurde er häufig an die deutschen Höfe gesendet, so auch noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 nach Dresden, wo er mit Herrn von Beust in nähere Verbindung getreten war. Zu gleicher Zeit aber hatte er sich mit dem verhängnißvoll bekannten Grafen Langrand-Dumonceau in eine enge

indung zu ſetzen gewußt und leiſtete demſelben
ı namhaften Gewinnantheil erhebliche Dienſte bei
ı ſchwindelhaften Actienunternehmungen, welche eine
lang einen faſt märchenhaften Erfolg hatten und
jeuere Kapitalien in die Hände des modernen Law
ımenfließen ließen. Er gab Langrand den Gedanken
das in katholiſchen Händen befindliche Kapital, in
ın Bankunternehmungen vereinigt, den katholiſchen
ceſſen dienſtbar zu machen, und wußte für dieſen
nken in Rom mächtige Unterſtützung zu finden.
ɛr fungirte dann als diplomatiſcher Agent und
sbeiſtand des Grafen Langrand. An allen Höfen
in den hochfürſtlichen Kreiſen wußte er dieſen als
Vertreter der conſervativ-monarchiſchen und katho-
n Intereſſen darzuſtellen, und es war eine Folge
ɜ geheimen Einfluſſes, daß der größte Theil des Ver-
ns des minorennen Fürſten von Thurn und Taxis
)änden Langrand's anvertraut wurde, wofür ſpäter,
er Schwindelbau zuſammenbrach, der Kaiſer von
rreich als Vormund des Fürſten eintreten mußte.
:s würde hier zu weit führen, alle Thaten Klind-
)'s aus jener Zeit, aus welcher ich ſehr genaue
ichnungen beſitze, anzuführen. Ich werde ſpäter
noch Gelegenheit haben, auf dieſen Mann und
traurige Wirkſamkeit zurückzukommen.

Er mochte vielleicht am beſten und klarſten vorausſehen, daß das Gebäude des Grafen Langrand in kürzerer oder längerer Zeit unrettbar zuſammenbrechen müſſe, und ſuchte deshalb im Jahre 1866, als er ſah, daß das bisherige Syſtem in Oeſterreich an ſein Ende gekommen ſei, den feſten Boden eines weitausgedehnten politiſchen Einfluſſes wiederzugewinnen. Dabei machte er den eifrigen Vermittler für die Berufung des Herrn von Beuſt zum öſterreichiſchen Miniſter und hatte dieſerhalb eine geheime Zuſammenkunft mit Herrn von Beuſt in Salzburg. Daß er dabei Oeſterreich einen wirklich großen Dienſt für die Wiederaufrichtung der Monarchie leiſtete, war wol der geringſte Beweggrund für ihn; vielmehr hoffte er unter einem neuen öſterreichiſchen Regiment, an deſſen Begründung er mit thätig geweſen, wieder eine große und einträgliche politiſche Rolle ſpielen zu können, was ihm denn auch für eine Zeit lang in der That gelang.

Ich ſelbſt lernte Klindworth erſt im Jahre 1868 kennen. Er war damals ein hoher Siebziger, aber unermüdlich rüſtig und geiſtig friſch wie ein junger Mann. Sein Aeußeres war in der That abſchreckend häßlich: ein dicker Kopf mit ziemlich groben, plumpen Zügen ſaß auf einem kurzen Halſe und einer eckig

igenen Figur; ſeine Bewegungen waren haſtig
hne jede Anmuth, ſeine Augen ſtechend, durch-
nd und liſtig verſchlagen. Er trug ſtets einen
, weiten Rock und machte auf den erſten Blick
indruck eines Schulmeiſters oder Bureaubeamten.
em die ganze Erſcheinung durchaus unſympathiſch
te, war es dennoch ſchwer, ſich völlig von ſeinem
ſſe frei zu halten — denn er wußte mit einer
rfen Dialektik zu ſprechen, ſeine Gründe ſo über-
d aneinanderzufügen und zu gruppiren, daß
nwillkürlich gefangen genommen wurde; dazu
n unendlich lebhaftes und ausdrucksvolles Mienen-
das jedem ſeiner Worte noch eine beſonders be-
gsvolle Nuance zu geben ſchien, und er verſtand
vortrefflich, die Miene treuherziger Bonhomie
hmen und feſtzuhalten — dann wieder durch
aſt cyniſche Offenheit ſeine Hintergedanken zu
gen, daß man in der That gefangen genommen
und Mühe hatte, ihm gegenüber ſich völlig freie
ngenheit des Urtheils zu bewahren.

s der König von dem Erfolge der Reiſe des
von Beuſt nach Paris durch eine vertrauliche
eilung des Königs von Sachſen erfuhr, hatte er
edanken, ſich auch ſeinerſeits direct an den Kaiſer
eon zu wenden und deſſen Vermittelung zu ſeinen

Gunsten anzurufen, wobei er auf die persönlich freundschaftliche Annäherung rechnete, welche in Baden-Baden zwischen ihm und dem Kaiser stattgefunden hatte.

Graf Platen widerrieth indeß einen solchen Schritt auf das entschiedenste, und ich unterstützte ihn darin aus voller Ueberzeugung. Graf Platen machte geltend, daß eine Anrufung der französischen Vermittelung, wenn sie erfolglos bliebe und in Deutschland bekannt würde, den bösesten Eindruck namentlich auch im hannoverischen Lande selbst machen würde, wo die alten Traditionen aus der Zeit des ersten Napoleon noch lebendig seien. Daß aber die Anrufung der französischen Vermittelung Erfolg haben solle, sei nicht abzusehen, denn für ein Eintreten Frankreichs zu Gunsten Hannovers könnte nicht, wie durch Herrn von Beust für Sachsen geschehen, die treue Bundesgenossenschaft mit dem ersten Kaiser als Motiv angerufen werden, und was Napoleon für Sachsen gethan, werde er niemals für Hannover zu thun geneigt sein, um so weniger, da Preußen, nachdem es in Betreff Sachsens nachgegeben, gewiß zu keinen weitern Concessionen an Frankreich sich verstehen werde. Auch hatte auf vorsichtige Sondirungen hin der Herzog von Gramont, obwol er dem Könige die größten Aufmerksamkeiten erwies, achselzuckend und ausweichend die Möglichkeit

einer weitern französischen Einmischung in die Friedensverhandlungen angedeutet.

Der König gab also diese Idee sogleich auf. Dagegen beschloß er, was jedenfalls am würdigsten und zugleich aussichtsvollsten erschien, sich direct an den Kaiser Alexander von Rußland zu wenden, der ihm ja noch unmittelbar vor der Schlacht von Langensalza die Bereitwilligkeit zur Vermittelung selbst kundgegeben hatte. Er beauftragte den General von dem Knesebeck, seinen Gesandten in Wien, in dessen Hause er wohnte, nach Petersburg zu reisen, um den Kaiser Alexander zu bitten, daß er zu Gunsten Hannovers bei dem Friedensschluß interveniren möge. Gerade von einer Intervention des Kaisers von Rußland mußte zu jener Zeit der beste Erfolg erwartet werden; denn abgesehen von den vortrefflichen Beziehungen, welche zwischen dem Kaiser Alexander und dem Könige Georg stets bestanden hatten, abgesehen von den weitern Verwandtschaftsbanden mit dem russischen Hofe durch die Schwester der Königin, die Großfürstin Konstantin von Rußland, ließen sich auch in Petersburg deutlich politische Strömungen erkennen, welche Hoffnung auf ein Eintreten Rußlands für Hannover erweckten.

In der officiellen petersburger Zeitung erschien ein Artikel, welcher in sehr bestimmter und fast gereizt

ſcharfer Weiſe die Möglichkeit einer preußiſchen Annexionspolitik beſprach und den Satz enthielt, daß es in Europa noch vollſtändig geſammelte und in ungeſchwächter Kraft daſtehende Mächte gebe, welche niemals dulden würden, daß von irgendeiner Macht die Verhältniſſe des Rechts und des politiſchen Gleichgewichts in Europa einſeitig geändert würden. Ueber dieſe Strömung am ruſſiſchen Hofe waren wir, auch abgeſehen von jenem Artikel des officiellen Journals, genau unterrichtet, und es war deshalb ein ernſtes Wort zu Gunſten Hannovers wol von Petersburg aus zu erhoffen. Ein ſolches Wort hätte aber auch Erfolg haben müſſen, denn jede ernſte Intervention einer großen Militärmacht mußte zu jener Zeit von Preußen beachtet werden, da das halb niedergeworfene Oeſterreich, wenn ihm von irgendeiner Seite Unterſtützung kam, ſich leicht und ſchnell wieder erheben konnte, wodurch dann die ſo glänzend ſiegreiche Situation Preußens in einem einzigen Augenblick eine ſehr gefährliche Wendung nehmen und jedenfalls neue, unermeßliche Anſtrengungen und Opfer erfordern mußte.

Um nun aber auch den directen Weg zur Herſtellung des Friedens nicht zu verſäumen, entſchloß ſich der König, als die Friedensverhandlungen in Nikolsburg begonnen hatten, auch ſeinerſeits perſönlich dem

ge von Preußen die Hand zu Friedensverhand-
n zu bieten. Er ſchrieb an den König Wilhelm
Brief und ſendete mit demſelben ſeinen Flügel-
anten Oberſtlieutenant von Heimbruch in das
tquartier zu Nikolsburg. In jenem Briefe,
ı Abſchrift ich nicht mehr beſitze, deſſen Inhalt
ber vollkommen erinnerlich iſt, war ausgeſprochen,
ɔer König Georg, nachdem der Wille der Vor-
g den König von Preußen zum Sieger in Deutſch-
ɜemacht habe, denſelben bitte, ihm die Bedingungen
theilen, unter welchen der Friede geſchloſſen und
en frühern geſchichtlichen und verwandtſchaftlichen
hungen entſprechendes Verhältniß wiederherge-
werden könne. Der König erklärte ſich bereit,
pfer zu bringen, welche die für ihn ſo ungünſtig
beten Ereigniſſe nothwendig machen würden. Der
war nicht in officiellem, ſondern in perſönlich
ɔſchaftlichem Tone gehalten. Der König redete
:önig von Preußen „Lieber Wilhelm“ und „Du“
r beklagte die frühern Misverſtändniſſe, und in
anzen Faſſung lag der ernſte Wunſch der Ver-
ɜung.
er König ſetzte voraus, daß Preußen Gebiets-
ungen namentlich im Süden Hannovers zur Ver-
ng der beiden Hälften der preußiſchen Monarchie

fordern würde; er war zu diesen entschlossen und wünschte nur vor allem für Hannover die Küste zu erhalten, um dessen maritime Bedeutung nicht zu schwächen. Indeß war in jenem Briefe, wie ich mich bestimmt erinnere, unter Voraussetzung solcher Abtretungen die unbeschränkte Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Königreichs Hannover besonders betont, und nach dem Charakter des Königs glaube ich annehmen zu dürfen, daß er eine Einschränkung der Souveränetät, namentlich der Militärhoheit, kaum jemals angenommen haben würde.

Der Oberstlieutenant von Heimbruch nahm zugleich ein Schreiben des Grafen Platen an den Grafen Bismarck mit, welches, wie ich mich erinnere, ebenfalls mehr in persönlich vertraulichem als in diplomatisch officiellem Tone gehalten, ungefähr dasselbe sagte wie der Brief des Königs, und den Wunsch zur Aufnahme der Friedensverhandlungen ausdrückte.

Graf Bismarck empfing Herrn von Heimbruch sehr artig, las das Schreiben des Grafen Platen und versprach, seinem königlichen Herrn Mittheilung zu machen. Am Abend desselben Tages aber erklärte er Herrn von Heimbruch, daß Se. Majestät der König von Preußen nicht in der Lage sei, das von dem Oberstlieutenant überbrachte Schreiben entgegenzunehmen;

Grafen Platen werde er ſelbſt auf deſſen Brief
›orten.

Als Herr von Heimbruch mit dieſer Nachricht zu-
ehrte, erſchien es zweifellos, daß im preußiſchen
ptquartier die Annexion Hannovers beſchloſſene
he ſei, und die einzige Hoffnung beruhte nun noch
einer freundſchaftlichen Intervention des Kaiſers
Rußland.

Einen Gegenſtand ernſter Sorge und Beſchäftigung
:ten zu jener Zeit auch die finanziellen Angelegen-
:n des Königs. Bei der plötzlichen Abreiſe von
nover waren, da man eine ſolche Wendung, wie ſie
eingetreten war, nicht vorausſetzte, nur verhältniß-
ig ſehr geringe Geldmittel mitgenommen worden.
der Ankunft in Wien befand ſich in den königs-
n Kaſſen nur noch ein Wechſel auf Rothſchild über
000 Thaler, und mit dieſer Summe mußte für die
ſte Zeit der Unterhalt des Königs und ſeines Ge-
es im weſentlichen beſtritten werden. Von den
enden Einkünften war für die nächſte Zeit wenig
erwarten, da auch der Hofhalt der Königin in
nover beſtritten werden mußte und die Werthe der
glichen Chatoulle vor der preußiſchen Occupation
ch den Rath Krieger, den Vorſtand der Kronkaſſe
Chatoullekaſſe, im Grabgewölbe der hannoveriſchen

Schloßkirche verwahrt worden waren, von wo man sie nicht zu entfernen wagte.

Da die Vermögensangelegenheiten des Königs und die Verhandlungen über dieselben später eingehend zu behandeln sein werden, so mag hier nur Folgendes noch bemerkt werden.

Unmittelbar vor dem Einrücken der preußischen Truppen in Hannover war ein großer Theil der Bestände der hannoverischen Generalkasse, ungefähr 22 Millionen Thaler, meist in Obligationen, dem Geh. Finanzrath von Klenck übergeben worden, welcher diesen Schatz unter dem Beistande des Finanzrevisors Kniep und des Buchhalters Lohmann glücklich auf einen bremer Lloyddampfer schaffte und nach Southampton brachte. Von hier wurde derselbe auf einem Expreßtrain nach Londonbridge-Station geschafft, woselbst der hannoverische Generalconsul Wehner und der Legationskanzlist Schmettau mit Wagen und Bedeckung warteten, um die Summe nach der Bank von England zu bringen. Dort wurde der Schatz dem Chef des Bankoffice Mr. Johnson übergeben und in den Gewölben der Bank deponirt.

Von diesen Beträgen war indeß für die persönlichen Bedürfnisse des Königs nichts zu entnehmen, da sie Staatsgelder waren. Außerdem mag hier noch bemerkt

daß die hannoverische Silberkammer, ein reicher, den verschiedenen Königen mit Vorliebe angelter Silberschatz an Tafelgeschirr und sonstigen ithen im Werthe von ungefähr zwei Millionen ern, unter den Kellern des Ernst-August-Palais ver-n worden war. Obgleich dabei eine Anzahl ein-r Arbeiter ohne besondere Belohnung verwendet en war, so fand sich doch unter denselben nicht , welcher das Versteck des Silberschatzes verrathen , und das Geheimniß wurde erst bekannt, nach-die Vermögensverhandlungen mit Preußen zum)lusse gebracht waren.

Der General von dem Knesebeck war von dem Kaiser nder auf das liebenswürdigste empfangen worden.)atte eine Wohnung im Zárskoje-Selò, wo der r residirte, erhalten und wurde mit den aufmerk-ten Auszeichnungen umgeben. Der Kaiser hatte General in warmen Worten seine freundschaftliche lnahme für den König von Hannover ausgesprochen wenn auch ohne directe und specielle Versprechungen seine Vermittelung zu Gunsten Hannovers nach n Kräften zugesagt. Auch von dem Fürsten Gort-ow war der General freundlich, wiewol mit rer Zurückhaltung empfangen worden, und sein r Bericht lautete freudig und hoffnungsvoll. Allein

die Stellung Rußlands war auch im preußischen Hauptquartier ernstlich in Erwägung gezogen worden, und jener vorher erwähnte Artikel der petersburger Zeitung war dort jedenfalls nicht unbeachtet geblieben. Der General von Manteuffel, der jetzige Generalfeldmarschall und Statthalter von Elsaß-Lothringen, eine am russischen Hofe schon von der Zeit des Kaisers Nikolaus her gern gesehene Persönlichkeit, wurde aus dem Hauptquartier nach Petersburg geschickt und kam dort einen Tag nach dem General von dem Knesebeck an. Der specielle Inhalt seiner Mission ist mir selbstverständlich unbekannt, indeß ist es wol unzweifelhaft, daß dieselbe den Zweck hatte, auf die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Unterstützung zwischen Preußen und Rußland hinzuweisen und diese Nothwendigkeit sowol aus der Geschichte und den Traditionen der Vergangenheit als aus den Bedingungen der künftigen Entwickelung der europäischen Politik zu begründen.

Preußens Mission lag damals und liegt noch jetzt in Deutschland, während Rußland durch seine politische Aufgabe nach dem Orient hingewiesen wird; eine Collision der beiderseitigen Interessen könnte erst in weit spätern Entwickelungsphasen vielleicht eintreten. Beide Mächte hatten damals entschieden das Interesse, sich in ihren politischen Bestrebungen den Rücken zu decken; sie konnten

zwar gegenseitig hemmen, würden dies aber zu
em Schaden gethan haben; denn wenn Rußland
ßen in der Erfüllung seiner deutschen Aufgabe
end in den Weg trat, so war Preußen später in
age, Rußlands orientalische Politik durch Anschluß
essen Gegner unmöglich zu machen und alle seine
e im Nordwesten des großen Reiches festzuhalten.
st mir nicht zweifelhaft, daß der General von
teuffel die Aufgabe hatte, diese Gesichtspunkte in
sburg zu klarer Erkenntniß und Anerkennung zu
en, und er erfüllte diese Aufgabe mit der ihn aus-
enden, von seltenem Takte unterstützten diploma-
n Geschicklichkeit, sowie mit der in seinem Charakter
den freimüthig-militärischen Offenheit.

Seine Mission hatte vollkommen den im preu-
n Hauptquartier erwarteten Erfolg, und die anti-
ische Strömung, welche sich einen Augenblick am
hen Hofe geltend gemacht hatte, verschwand augen-
ch.

ach einigen Tagen ließ der Kaiser den General
em Knesebeck rufen und erklärte ihm mit Thränen
n Augen, daß er das tiefste und schmerzlichste Mit-
mit der unglücklichen Lage des Königs empfinde,
er aber völlig außer Stande sei, irgendetwas
nen Gunsten zu thun, und daß es unverantwort-

lich von ihm ſein würde, dem Könige die geringſte Hoffnung auf den Erfolg ſeiner Vermittelung zu machen.

Der General zeigte dieſes traurige Reſultat dem Könige an und bereitete ſich zur Rückreiſe vor. Noch ehe er dieſelbe angetreten, ließ ihn der Kaiſer indeß noch einmal rufen und ſagte, er habe dem Könige einen Vorſchlag zu machen, welcher darin beſtehe, daß dem Kronprinzen Ernſt Auguſt die Regierung in Braunſchweig zugeſichert werde gegen den Verzicht auf das Königreich Hannover. Der Kaiſer fügte hinzu, daß er kaum wage, dieſen Vorſchlag zu machen, da er wohl wiſſe, wie ſchmerzlich derſelbe den König berühren müſſe, daß jedoch dies das Einzige ſei, was er für ihn thun könne, und daß er für die Annahme dieſes Vorſchlages in Berlin bürgen könne. Er ſtellte zugleich dem General die Vermittelung ſeines auswärtigen Miniſteriums zur Verfügung, um den gemachten Vorſchlag ſogleich in einem chiffrirten Telegramm durch den ruſſiſchen Geſandten in Wien, Grafen Stackelberg, an den König gelangen zu laſſen.

Das Telegramm kam an. Der König ſtellte daſſelbe nicht, wie er ſonſt wol pflegte, zur Berathung, ſondern dictirte mir unter vollſtändigſter Zuſtimmung des Grafen Platen ſogleich die folgende Antwort, welche auf dem-

Wege durch den Grafen Stackelberg an den
:al von dem Kneſebeck abging:
Se. Majeſtät bedauert, dieſen Vorſchlag ablehnen
ïſſen; denn außerdem, daß Braunſchweig gegen=
ȝ unter der Regierung ſeines Herzogs ſteht und
Majeſtät Ihrerſeits fremde Rechte gewiſſenhaft
, ſo ſteht für den Fall des Aufhörens der Re=
ıg des Herzogs die Succeſſion in Braunſchweig
Könige und ſeinem Hauſe ohnehin zu, kann alſo
den Gegenſtand von Verhandlungen bilden. Da=
ſind Se. Majeſtät bereit, zu Gunſten des Kron=
n zu abdiciren, falls dem letzteren dafür die
und das Königreich Hannover von Preußen
gegeben wird."
:ernach war nun jede Ausſicht auf eine Ver=
ȝung mit Preußen, auf die Vermittelung irgend=
befreundeten Macht und auf die Erhaltung des
verifchen Thrones ausgeſchloſſen. Die Annexion
als von der preußiſchen Politik unabänderlich
ſſen da.
as den letzten Satz in der Antwort des Königs
:n Vorſchlag des Kaiſers von Rußland betrifft,
arf derſelbe einiger Erläuterungen.
er Erblandmarſchall Graf Münſter, welcher
den früher erzählten Vorgängen das Schloß Fröh=

lich Wiederkunft in der Hoffnung verlaſſen hatte, daß der König dort bleiben würde und daß von dort aus Verhandlungen zu einem Friedensſchluſſe mit Preußen angebahnt werden könnten, war in hohem Grade ſchmerzlich berührt, als er die Abreiſe des Königs nach Wien erfuhr. Er gab indeß die Hoffnung auf eine Erhaltung des Königreichs noch nicht auf und glaubte dieſelbe erreichen zu können, wenn der König, an deſſen preußenfeindliche Geſinnungen man, wie er vorausſetzte, nach ſeiner Reiſe nach Wien um ſo mehr glaubte, zu Gunſten des Kronprinzen abdanke, der leichter im Stande und geneigt ſein würde, ſich den von Preußen geforderten Beſchränkungen der Souveränetät zu unterwerfen. Dieſe Anſchauung fand ſich im Lande Hannover ſelbſt unter den treueſten Anhängern des Welfenhauſes verbreitet, und Mittheilungen darüber gelangten in der erſten Hälfte des Auguſt an den König nach Wien.

Graf Münſter hatte ſeine Meinung und ſeine Hoffnung zugleich der Königin mitgetheilt, und ein dem königlichen Hauſe verwandtſchaftlich naheſtehender Fürſt übernahm es, dem Könige noch beſonders ſeinen freundſchaftlichen Rath in dieſer Beziehung auszuſprechen. Der König war keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß es für ihn eine heilige Pflicht gegen ſein Land ſei, die Regierung zu Gunſten ſeines Sohnes nieder-

en, wenn durch dieſes Opfer die Exiſtenz und
ſtändigkeit ſeines Königreichs erhalten und ſeinem
e der alte angeſtammte Thron gerettet werden
. Indeß war er zugleich der Anſicht — und
Graf Platen als ich konnten ihn in derſelben
beſtärken — daß er nur dann verpflichtet und
t ſei, ſeine perſönlichen Rechte auf ſeinen Sohn
bertragen, wenn er die volle Gewißheit erlange,
durch dieſes Opfer der Zweck der Erhaltung ſeiner
ſtie auf dem Throne von Hannover wirklich er-
werde, denn ohne dieſe Gewißheit erſchien eine
nkung nicht nur überflüſſig, ſondern bedenklich.
Kronprinz, damals noch ſehr jung und eben in
rſten Stadien ſeiner ſtaatsrechtlichen Ausbildung
ffen, war der ſchweren Aufgabe, welche er als
des Welfenhauſes übernehmen ſollte, kaum ge-
en, und im Falle des Verluſtes der Krone mußte
Aufgabe nach allen Richtungen hin um ſo pein-
, verwickelter und ſchwieriger werden. Dieſer
ſtspunkt konnte, wenn die Krone durch die Ab-
ung zu erhalten war, in den Hintergrund treten;
es würden dann an die Seite des jungen Königs
ner aus dem Lande von Autorität und Erfahrung
t treten können; würde aber das von dem Könige
chte Opfer fruchtlos bleiben, ſo mußte der junge

Prinz in eine nach allen Seiten schwierige und unhaltbare Lage gerathen.

Die Mittheilung über diese Abdankungsfrage gelangte an den König gerade zu der Zeit, zu welcher sich der General von dem Knesebeck in Petersburg befand, und hierauf bezieht sich der letzte Satz in der dorthin gesendeten Antwort.

Der König hielt es indeß für seine dringende Pflicht, sich über diese hochwichtige Angelegenheit zweifellose Gewißheit zu verschaffen, da er um keinen Preis den Vorwurf auf sich laden wollte, durch starres Festhalten an seinem persönlichen Herrscherrechte die selbständige Existenz seines Landes und Volkes und die Zukunft seines Hauses preisgegeben zu haben.

Es war nun zu jener Zeit der hannoverische Cultusminister Freiherr von Hodenberg in Wien anwesend, und der König beauftragte denselben, sich sogleich unmittelbar nach Berlin zu begeben, wohin inzwischen der König von Preußen und der Graf Bismarck zurückgekehrt waren, um direct und unumwunden dort die Anfrage zu stellen: ob durch eine Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen die hannoverische Krone dem Welfenhause erhalten werden könne?

Ueber diese Sendung des Freiherrn von Hodenberg liegt mir ein von diesem treuen Diener seines könig-

lichen Herrn selbst aufgestelltes Referat vor, aus welchem die auf den fraglichen Gegenstand bezüglichen Stellen hier folgen mögen:

„Der König von Hannover begab sich nach der Capitulation zu seinem Schwiegervater, und erst, als sich in Wien die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen vorbereiteten, dorthin, um als Mitglied des Deutschen Bundes an denselben theilzunehmen. Sobald durch Oesterreichs Separatfrieden die einzelnen Bundesstaaten genöthigt waren, ebenfalls in Separatverhandlungen mit Preußen zu treten, sandte der König Georg seinen Adjutanten nach Nikolsburg in das Hauptquartier des Königs von Preußen mit einem persönlichen Schreiben an den letztern und einem Schreiben seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Bismarck, um «sich direct und ohne Zwischenvermittelung an des Königs von Preußen Billigkeitsgefühl zu wenden und zwischen Preußen und Hannover ein dauerndes Band des Friedens und Vertrauens zu knüpfen, und mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß es den auf Erhaltung des Friedens gerichteten Bemühungen Hannovers nicht gelungen sei, den Conflict zu hindern, unter Anerkennung der Siegesstellung Preußens um Vorlage der Friedensbedingungen zu bitten mit der Erwartung,

daß im beiderseitigen Interesse zur Herstellung des gegenseitigen Vertrauens und eines festen und dauernden Bündnisses die Bedingungen nicht zu drückend gestellt und das monarchische Recht im Innern Hannovers nicht gekränkt werden möge». Das königliche Schreiben wurde nicht angenommen; Graf Bismarck dagegen beauftragte den Adjutanten, dem hannoverischen Minister Grafen Platen zu sagen, daß er ihm von Berlin aus, wohin er gegenwärtig zurückkehre, antworten werde.

„Da entschloß sich der Erblandmarschall Graf von Münster, auf eigene Hand nach Berlin zu gehen, um vom Grafen Bismarck, dessen College er früher als Gesandter in Petersburg gewesen war, Aufklärung in dieser peinlichen Ungewißheit zu erlangen, und ließ von dort aus seinen König in Wien wissen, Graf Bismarck habe ihm in einer am 7. August stattgehabten Unterredung gesagt, «nachdem der König nach der Schlacht bei Langensalza und in Wien alle Verständigungsversuche, auch den einer Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen, abgelehnt, sei jegliche Basis einer Verständigung verloren; die Annexion Hannovers sei eine fest beschlossene Sache; Bismarck selbst wünsche dieselbe zwar nicht, aber der König, gedrängt von der Militärpartei, habe sie fest beschlossen, das ganze Land und beide Kammern drängten so entschieden zu dem

Schritte, daß die Regierung, wenn sie der Stimmung des Volkes nicht folge, Gefahr laufe, der innere Conflict werde nicht gelöst werden».

„Diese Mittheilungen gelangten am 11. August an den König Georg nach Wien.

„Er sandte daher den zufällig an demselben Tage eingetroffenen Cultusminister von Hodenberg nach Berlin mit der Mission, die Worte des Grafen Bismarck zu constatiren und ihn zu befragen, welches die angeblichen, ihm gänzlich unbewußten Verständigungsversuche sein sollten, und ob und wann man der dem Grafen Platen versprochenen Antwort entgegensehen dürfe. Herr von Hodenberg kam wegen der noch gehemmten Eisenbahnverbindung erst am 15. August in Berlin an und hatte an demselben Abend 10 Uhr eine Unterredung mit dem Grafen Bismarck.

„Derselbe erklärte ihm sofort, die Annexion Hannovers sei jetzt eine unumstößlich gewordene Sache, mit dem Könige Georg und dem Minister Platen könne man nicht mehr verhandeln; er werde dem letztern antworten, wenn die Sache fertig sei. Nach der geographischen Lage und der bisherigen Haltung Hannovers könne Preußen dasselbe nicht länger in seinem Rücken in selbständiger Unabhängigkeit dulden, und die Politik des Königs, die den Bestrebungen Preußens

immer feindſelig geweſen, habe erwieſen, daß Hannover niemals ein zuverläſſiger Nachbar geweſen ſei. Herr von Hodenberg entgegnete, daß Hannovers Haltung keine preußenfeindliche geweſen, ſondern nur in ſeinen materiellen Intereſſen ſeine Selbſtändigkeit und ſeine Intereſſen gewahrt habe; es habe nicht zum Kriege gereizt, nicht, wie viele im Lande verlangt, gerüſtet, — hier unterbrach Graf Bismarck: «Das hätte auch nichts genützt, wir wären nur früher eingeſchritten», — daß es keine beſondern Verpflichtungen gegen Preußen oder Oeſterreich bis zum Ausbruch des Krieges übernommen, ſondern ſich nur ſtreng bis ans Ende an die Bundesgeſetze gehalten. Es ſei eben da, wo es Verpflichtungen gehabt, auch zuverläſſig geweſen und habe damit eine Garantie für ſeine Treue und Zuverläſſigkeit auch für die Zukunft und für einen mit Preußen abzuſchließenden Bündnißvertrag gegeben. Graf Bismarck nahm dies zwar nicht in Abrede, bemerkte aber, «der Bund ſei ein Stück Papier geweſen, das nur dazu gedient habe, daß die deutſchen Fürſten ſich beſtändig den Beſtrebungen Preußens widerſetzt und gegen dieſelben intriguirt hätten. Die Geſinnungen der hannoveriſchen Regierung ſeien noch in den letzten Verhandlungen und militäriſchen Maßregeln, worin ſie ſich durchaus ſchwankend und ſchwach gezeigt, als

unzuverläſſig documentirt». — Gegen die Erwiderung, daß aus ſolchen bei der gefährlichen Sachlage und den verſchiedenen Anſichten im Lande erklärlichen Schwankungen, wenn damit keine Verpflichtungen verletzt würden, doch kein Vorwurf des Unrechts und kein Recht der Vernichtung gegen Hannover erhoben werden könne, ſagte Graf Bismarck, es hätte ſich bei dieſem Kampfe um die Exiſtenz, um die heiligſten Intereſſen Preußens gehandelt, und wo es ſich um die Exiſtenz Preußens handle, kenne er keine Rückſicht.

„Auf die Bemerkung, daß König Georg von Verſtändigungsverſuchen, von denen Graf Münſter geſagt, nichts bekannt ſei, daß er, wenn er damit ſeine Dynaſtie retten müſſe, gern ſeine Krone zu Gunſten des Kronprinzen niederlegen würde, daß ihm aber bis dahin, abgeſehen in der letzten Zeit von einem fürſtlichen Verwandten als guter Rath, ein ſolches Anſinnen als von der preußiſchen Regierung gar nicht gemacht ſei, entgegnete Graf Bismarck, das ſei richtig, der Graf Münſter müſſe ihn falſch verſtanden haben; die Abdankung ſei von der preußiſchen Regierung nicht gerathen, könne auch nichts helfen, in Nikolsburg ſei es vielleicht noch Zeit geweſen, jetzt ſei es zu ſpät. Ueberall ſeien die Schwierigkeiten mit jedem König von Hannover für die preußiſche Action zu groß, wie

ſchon das Beiſpiel Sachſens lehre, wo ein wahrſcheinlich unhaltbarer Zuſtand hergeſtellt werde, und ſei daher die Annexion das einzige Mittel, darüber hinwegzukommen. Herr von Hodenberg äußerte ſeine Anſicht, daß ein Bundesverhältniß, wobei ja Hannover Opfer bringen und die militäriſche und diplomatiſche Action in Preußens Händen zuſammengefaßt ſein würde, nicht nur in Deutſchlands, ſondern auch in Preußens Intereſſe der einzige heilverſprechende Ausgang aus der gegenwärtigen Sachlage ſei. Das hannoveriſche Volk, das ebenſo wie ſeine Regierung bis zuletzt treu am Bunde gehalten, auch ſeinerſeits mit Ausnahme einiger Demokraten, an deren Sympathien Preußen wenig gelegen ſein könne, treu an ſeinem Königshauſe hänge, biete damit dem neuen Bunde die beſte Garantie; dagegen werde die Annexion Preußen in einen unheilvollen Weg treiben und das hannoveriſche Volk in die größte Verzweiflung, in die furchtbarſten Gewiſſenszweifel und in einen Kampf des, wenn auch nicht revolutionären, doch moraliſchen Widerſtandes drängen, von deſſen Bedeutung der zehnjährige Widerſtand, den Hannover der franzöſiſchen Herrſchaft am Anfange dieſes Jahrhunderts entgegengeſetzt, ein Vorbild gebe. Graf Bismarck erwiderte, «er verkenne dieſe Schwierigkeiten nicht, er achte die Treue und Zähigkeit des han-

noverischen Volkes, das er kenne, habe Sympathien für dasselbe, sei selbst plattdeutsch erzogen; er bedauere, daß ein solcher Widerstand, den auch er vorhersehe, stattfinden müsse. Indessen werde das mit einer Generation zu Ende sein».

„Herr von Hodenberg fragte nochmals, ob Graf Bismarck wirklich die Absicht habe, auf keine Verhandlungen mehr einzugehen und die versprochene Antwort nicht zu geben, und bemerkte, als Graf Bismarck sich nicht mehr erinnern zu können meinte, daß er eine Antwort versprochen habe, — der Adjutant seines Königs habe ihm noch vor wenigen Tagen dieses bezeugt und den Vorgang erzählt, worauf Graf Bismarck erwiderte, er werde dem Grafen Platen persönlich antworten und bäte, demselben dieses zu sagen."

So weit das Referat des Herrn von Hodenberg.

Es ist dem Könige häufig der Vorwurf gemacht worden, daß er durch starres Festhalten an seinen Rechtsanschauungen und insbesondere durch die Verweigerung seiner persönlichen Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen jede Verständigung mit Preußen unmöglich gemacht und die Schuld der Annexion von Hannover auf sich genommen habe; die vorstehende Darstellung ergibt durch das von Herrn von Hodenberg bestätigte Zeugniß des damaligen preußischen

Miniſterpräſidenten ſelbſt die völlige Grundloſigkeit eines ſolchen Vorwurfs. Man mag den König Georg vom Standpunkt der politiſchen Klugheit tadeln, daß er mit rückſichtslos unbeugſamer Feſtigkeit an dem feſthielt, was er einmal ſeiner religiöſen Auffaſſung der Monarchie entſprechend für recht hielt; ſein perſönlicher Charakter ſteht gerade durch dieſe Starrheit vielleicht um ſo höher und bewunderungswürdiger da. Niemals aber darf an ſeinem Andenken der Vorwurf haften, als habe er Pflichten der Ehre und des Gewiſſens gegen ſein Volk und ſein Haus vor perſönlichen Rückſichten zurückgeſtellt oder als ſei er auch nur über ſolche Pflichten, wo ſie ihm entgegentraten, ohne die gründlichſte Prüfung und Erwägung hinweggegangen.

VIII.

Entſchluß des Königs Georg über ſeine Haltung der Annexion gegenüber. — Entſcheidung deſſelben für die Fortſetzung des Kampfes um ſeine Rechte. — Die braunſchweigiſche Erbfolge. — Meine perſönliche Stellung in der Kriſis jener Zeit und mein Entſchluß. — Die politiſche Lage Deutſchlands und Europas. — Die Möglichkeiten der Zukunft. — Napoleon's Groll und die Nothwendigkeit eines künftigen Krieges zwiſchen Frankreich und Preußen. — Plan für die Action des Königs in dem bevorſtehenden Kampfe. — Herſtellung einer eigenen diplomatiſchen und militäriſchen Thätigkeit. — Verbindung mit der demokratiſchen Idee zur Kräftigung des legitimen Rechts.

Nachdem nun die Annexion des Königreichs Hannover an Preußen als unzweifelhaft beſchloſſen feſtſtand und auch die verſchiedenen aus dem Lande ſelbſt durch Petitionen und Deputationen verſuchten Schritte zur Abwendung der von Preußen als politiſche Nothwendigkeit erkannten Maßregel erfolglos geblieben waren, trat an den König die Nothwendigkeit heran, über die von ihm den unvermeidlichen Ereigniſſen gegenüber

einzunehmende Haltung und über die damit zusammenhängende Wahl seines Aufenthalts einen Entschluß zu fassen.

Dem Könige standen zwei Wege offen: entweder konnte er die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen ausdrücklich anerkennen oder stillschweigend hinnehmen — oder aber er konnte gegen dieselbe protestiren und den Kampf für seine nicht aufgegebenen Rechte mit den ihm übrigbleibenden Mitteln fortsetzen, um eine Gelegenheit zu erwarten, bei welcher er im Stande sein würde, bei der Wiederaufnahme des im Jahre 1866 nicht zur definitiven Entscheidung gebrachten Kampfes um Deutschlands Zukunft activ in die Ereignisse einzugreifen.

Der erste Weg war für die materielle Zukunft des Welfenhauses unzweifelhaft der sicherste und vortheilhafteste; gegen eine ausdrückliche Anerkennung der preußischen Annexion Hannovers wären ohne Zweifel von Preußen sehr große Zugeständnisse in Betreff der Einkünfte und der persönlichen Stellung der Mitglieder des Welfenhauses gemacht worden. Man wäre in Berlin für einen so großen politischen Vortheil und in Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen ganz gewiß bereit gewesen, die materielle Stellung des Welfenhauses auf das allerglänzendste zu regeln; man würde

der künftigen Nachfolge des Kronprinzen in dem Herzogthum Braunſchweig kein Hinderniß in den Weg gelegt haben, und derſelbe würde dann auf einer glänzenden materiellen Baſis und auf dem angeſtammten, zwar kleinen, aber ruhmvollen Throne des welfiſchen Hauſes auch am berliner Hofe und in Deutſchland eine hoch ehrenvolle und angeſehene Stellung haben einnehmen können. Eine ſolche Anerkennung der Annexion würde allerdings mit der perſönlichen Würde des Königs Georg kaum vereinbar geweſen ſein, allein dieſelbe konnte durch den Kronprinzen erfolgen, wenn der König alle ſeine Rechte als Chef des welfiſchen Hauſes in die Hände ſeines Sohnes niederlegte; für den König ſelbſt wäre es dann ſeiner Würde entſprechend geweſen, nach England zu gehen und dort in der glänzenden Stellung eines Prinzen von Großbritannien und Irland, zurückgezogen von aller Politik, zu leben.

Auch war es möglich, daß der König zwar die Annexion Hannovers nicht ausdrücklich anerkannte, dieſelbe aber thatſächlich ſchweigend geſchehen ließ, ohne gegen dieſelbe zu proteſtiren und zu reagiren; wäre dann auch die Stellung des Welfenhauſes nicht ſo klar geworden wie durch eine ausdrückliche Anerkennung, ſo hätten ſich doch die materiellen Vortheile in ähnlicher Weiſe erreichen laſſen, denn man war in Preußen nicht

geſonnen, den König und ſein Haus nach dieſer Richtung hin irgendwie zu beſchränken oder zu benachtheiligen. Und auch in dieſem Falle wäre der Aufenthalt des Königs in England, wohin er durch ſeine Geburtsſtellung gehörte, der angemeſſenſte und würdigſte geweſen.

Da ich hier die braunſchweigiſche Succeſſion berührt habe, ſo mögen über dieſe Frage, welche auch heute noch ungelöſt iſt und vielfach eine ganz verkehrte Beurtheilung findet, einige Worte der Aufklärung eingefügt werden.

Das Haus Hannover, gegenwärtig vertreten durch den Herzog von Cumberland, war nicht nur nach dem braunſchweig-lüneburgiſchen Hausgeſetz, ſondern auch nach den Verfaſſungen beider Länder zur Erbfolge in Braunſchweig berechtigt, wie umgekehrt das Haus Braunſchweig im Königreich Hannover. Dieſe Erbfolge ſtand ſo unzweifelhaft feſt, daß der Huldigungs- und Dienſteid in Hannover für den Fall des Ausſterbens der hannoveriſchen Linie zugleich dem Herzoge von Braunſchweig mitgeſchworen wurde, und wie ich glaube, war in Braunſchweig daſſelbe der Fall.

Dieſes haus- und landesgeſetzliche Erbfolgegeſetz war früher, wie ich an einer andern Stelle bereits erwähnt, wol in Betreff der Perſon des Königs Georg wegen

seiner Blindheit erörtert, niemals aber von seiten der preußischen Regierung in Betreff des hannoverischen Hauses in Frage gestellt worden. Dieses Erbrecht besteht auch heute zweifellos fort; denn die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen kann auf die persönlichen Rechtsverhältnisse des früher dort regierenden Hauses zum braunschweigischen Hause und Lande keinen Einfluß haben, und der Herzog von Cumberland ist also de jure der vollberechtigte Thronerbe in Braunschweig.

Der König von Preußen stand mit dem Könige von Hannover im Krieg und nahm aus dem Eroberungsrecht das Königreich in Besitz — eine solche Besitzergreifung könnte gegen das mit Preußen im Frieden lebende und im Deutschen Reiche verbündete Herzogthum Braunschweig niemals erfolgen, und niemals ist auch von der preußischen Regierung, soviel mir bekannt, ein solcher Gedanke ausgesprochen worden. Nun aber hat der Herzog von Cumberland nach dem Tode seines königlichen Vaters nicht nur seine feindliche Stellung gegen Preußen festgehalten, sondern auch dem Deutschen Reiche die Anerkennung versagt, indem er in seiner bekannten Erklärung den Entschluß aussprach, an seinen Rechten auf das Königreich Hannover festzuhalten, und diese Erklärung nur „an den König von

Preußen“ richtete, indem er deſſen Recht und Würde als Deutſcher Kaiſer vollkommen ignorirte.

Der Herzog von Cumberland ſetzt alſo den Kriegszuſtand, in welchem ſich ſein Vater gegen Preußen befand, fort und beſtreitet zugleich den Rechtsbeſtand und die Verfaſſung des Deutſchen Reiches. Der König von Preußen kann nun einen Fürſten, der ſich ausdrücklich als mit ihm im Kriege befindlich erklärt, nicht zur Regierung in Braunſchweig zulaſſen; ebenſo wenig kann der Deutſche Kaiſer als Schützer und Wächter des verfaſſungsmäßigen Rechtsbeſtandes des Reiches in einem zum Reiche gehörigen Herzogthum die Thronbeſteigung eines an ſich erbberechtigten Fürſten zulaſſen, der in feierlicher Erklärung dem Reiche und dem Kaiſer ſelbſt ſeine Anerkennung verſagt. Solange daher der Herzog von Cumberland dieſen Standpunkt einnimmt, iſt von einer Ausübung ſeiner Erbrechte in Braunſchweig nicht die Rede; ebenſo wenig kann aber eine einfache Einverleibung des Herzogthums in das Königreich Preußen erfolgen, wie häufig von der öffentlichen Meinung angenommen wird. Die nächſte Folge dieſes Zuſtandes müßte im Falle der Erledigung des braunſchweigiſchen Thrones eine Regentſchaft ſein, zu welcher als nächſter Agnat der Herzog von Cambridge berechtigt wäre. Ob der Herzog eine ſolche Regentſchaft anzu-

nehmen geneigt ist, steht dahin, und es würde dann wol eine kaiserliche Verwaltung des Herzogthums als Reichsland einzutreten haben oder die anderweite Regelung der Erbfolge durch den Herzog und die braunschweigische Landesvertretung unter kaiserlicher Genehmigung vorgenommen werden müssen. Denn jedenfalls darf das braunschweigische Land nicht für den Starrsinn des Herzogs von Cumberland durch unsichere und schwankende Zustände gestraft werden, und eine definitive rechtsgültige Ordnung der Dinge dort herzustellen, ist eine Pflicht des Herzogs wie des Reiches.

Wie diese Entschließungen ausfallen möchten, darüber Vermuthungen auszusprechen oder Ansichten auszuführen, erscheint heute weder angemessen noch zweckmäßig, und ich habe nur die vorstehenden Bemerkungen hier einschalten wollen, um Gesichtspunkte aufzustellen, nach denen diese mehrfach in der Publicistik angeregte Frage meiner Ueberzeugung nach demnächst zu behandeln und zu lösen sein wird.

Wenn nun der König die ausdrückliche Anerkennung oder die stillschweigende Annahme der Annexion Hannovers an Preußen nicht beschließen wollte, so mußte man sich darüber klar machen, daß er selbst und sein Haus ein langes und peinliches Exil und alle die

Mühen und Sorgen auf sich zu nehmen haben würden, welche mit der Stellung eines Kronprätendenten unabwendbar verbunden sind, und daß die materielle Sicherstellung der Zukunft des Welfenhauses nur schwer und in wesentlich beschränktem Maße würde erreicht werden können.

In England war entschieden die Meinung vorherrschend, daß der König den ersten der bezeichneten Wege einschlagen solle, und wenn auch die Königin Victoria in dieser Beziehung keine directen Rathschläge ertheilte, so äußerten sich doch gelegentlich die englischen Minister und auch Mitglieder der hohen englischen Aristokratie in diesem Sinne. Vom englischen Standpunkte war dies ganz natürlich, denn die dortige Auffassung war von derjenigen des Königs grundverschieden. In England sah man das kleine Königreich Hannover als eine Secundogenitur, als eine Art von Versorgung für die Seitenlinie des königlichen Hauses an; man beklagte wol den Verlust dieses Besitzes, hielt denselben indeß nicht für ein gar zu großes Unglück, und fand es natürlich, daß die hannoverische Linie sich nun unter den möglichst günstigen materiellen Bedingungen auf ihre immerhin noch äußerst glänzende englische Stellung zurückzöge. Der König umgekehrt erblickte in dem Königreich Hannover das eigentliche

Stammland seines Hauses, mit welchem ihn ältere und heiligere Bande verknüpften als mit England.

Auch in Wien wünschte man unbedingt, daß der König den Weg der Verständigung betreten möge; man empfand seine Anwesenheit in Oesterreich immer mehr als eine Last, denn man wurde durch dieselbe nicht nur immer wieder an die so peinlich demüthigende Niederlage erinnert, sondern sah auch voraus, daß die Anwesenheit des Königs in der österreichischen Hauptstadt zu fortwährenden unangenehmen Verwickelungen mit Preußen führen würde, mit welchem man nun doch gute Beziehungen unterhalten mußte.

Der König stand den zu fassenden Beschlüssen in vollkommenster Klarheit über deren Bedeutung und Tragweite gegenüber; die verschiedenen soeben bezeichneten Eventualitäten und ihre Folgen waren ihm auf das ausführlichste dargelegt. Er besprach und erörterte dieselben in längern Conferenzen eingehend bis auf die kleinsten Verhältnisse, aber sein Wille und Entschluß stand vom ersten Augenblicke an unerschütterlich fest. Er erklärte, daß er niemals die Annexion seines Königreichs an Preußen anerkennen oder annehmen werde, und daß ihn keine Furcht vor irgendwelchen Gefahren, keine Aussicht auf irgendwelche Vortheile zu einem Verzicht auf seine Rechte bewegen würden; er werde bis

zum letzten Athemzuge den Kampf für ſein Recht mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln unermüdlich fortſetzen; er erwarte, daß alle Nachkommen an der Spitze ſeines Hauſes daſſelbe thun würden, und hege die feſte Zuverſicht, daß Gott endlich ſeine Sache zum Siege führen werde.

Dieſe Erklärung entſprach vollſtändig der Geſammtauffaſſung des Königs über ſeine monarchiſchen Rechte und Pflichten; er konnte ſeinem Charakter nach keinen andern Entſchluß faſſen, und wurde in demſelben noch mehr dadurch beſtärkt, daß ihm fortwährend Kundgebungen der Liebe und Anhänglichkeit aus allen Theilen Hannovers zugingen, infolge deren er ſich noch mehr für verpflichtet hielt, den Thron ſeines ihm angeſtammten Landes und Volkes nicht aufzugeben.

Die Erklärung des Königs war feierlich und unabänderlich, und es trat nun an uns, die wir uns in ſeiner Umgebung befanden, die Nothwendigkeit heran, unter den durch die Stellung des Königs geſchaffenen Verhältniſſen unſere Entſchlüſſe zu faſſen. Für den Grafen Platen verſtand ſich dieſer Entſchluß von ſelbſt. Sein Haus war ſeit Jahrhunderten dem Welfenhauſe eng verbunden und dankte demſelben ſeine ganze Stellung. Die gegenwärtige Situation war durch die Politik, für welche er als Miniſter die Verantwortung trug,

herbeigeführt. Unverheirathet und wohlhabend, hatte er keine Familienrücksichten zu nehmen; wie ich schon bemerkt, war das Wesen seiner Natur trotz seines unsicher schwankenden Charakters ritterlich und der Furcht unzugänglich, er entschloß sich also ohne Zögern, bei dem Könige auszuharren.

Auch mir war es keinen Augenblick zweifelhaft, was ich unter diesen Umständen zu thun hätte, obgleich ich nicht leugnen kann, daß mir mein Entschluß schwerer gemacht wurde. Ich war in Preußen geboren und erzogen und war mit Preußen durch alle meine Familienverbindungen und zahlreiche Freunde verbunden. Ich hatte den preußischen Dienst unter der neuen Aera im Unwillen über eine vermeinte Zurücksetzung, die ich vielleicht in jugendlicher Aufwallung überschätzt, verlassen, aber alle meine freundschaftlichen und persönlichen Beziehungen bestanden dort fort, — während man mir in Hannover stets mit der mistrauischen oder auch neidischen Zurückhaltung entgegengetreten war, mit welcher man sich dort gegen jedes fremde Element abzuschließen pflegte. Ich konnte keinen Zweifel haben, daß mir mein Rücktritt in den preußischen Dienst ein Feld fruchtbarer Thätigkeit und eine aussichtsvolle Carrière eröffnen würde; auch sicherte mir meine Stellung als Generalbevollmächtigter der Reuter'schen Com-

pagnie in London den Weg, mir auch außerhalb des Staatsdienstes eine unabhängige und befriedigende Stellung zu gründen. Umgekehrt stand mir, wenn ich im Dienste des Königs blieb, eine mühe- und gefahrvolle Existenz bevor im Kampfe gegen die siegreiche, von ganz Europa gefürchtete Macht, und für eine Sache, die nur durch die schwersten Erschütterungen, wenn es überhaupt möglich war, zum Siege geführt werden konnte. Dieser Kampf mußte nicht nur mich, sondern auch meine Familie jedes festen Haltes und jeder sichern Heimat berauben. Alle äußern Rücksichten, ja fast die Pflicht gegen die Meinigen sprachen daher dafür, mich der neuen Ordnung der Dinge, gegen welche ja der einzelne Mensch ohnmächtig ist, zu unterwerfen, wie dies so viele dem welfischen Hause und dem hannoverischen Lande länger und näher verbundene Personen unbedenklich gethan haben; allein allen diesen Erwägungen gegenüber stand bei mir die Ueberzeugung unerschütterlich fest, daß der dem Könige geschworene Eid seine Geltung und Bedeutung weit weniger für die Zeit hat, in welcher der König die Macht besitzt, Gehorsam zu erzwingen und Untreue und Ungehorsam zu bestrafen, als für die Tage des Unglücks, in denen dem Könige jene Macht genommen ist. Die Beispiele der preußischen Geschichte aus den Jahren von 1806

bis 1813 waren für mich in dieser Beziehung unbedingt maßgebend. Ich habe die Verhältnisse des königlichen Dienstes stets vom rein royalistischen Standpunkte aufgefaßt und das Band an den Monarchen, dem ich diente, als ein durch äußere Verhältnisse unzerreißbares erachtet. Die Monarchie ist eine vom philosophisch-politischen Standpunkte discurtirbare, mir aber durch ihren jahrhundertelangen Rechtsbestand, auf dessen Boden ich erwachsen, erzogen, mit allen meinen Anschauungen und Grundsätzen eingewurzelt bin, heilige Staatsform, deren Verpflichtungen über allen Wechselfällen stehen müssen, wenn nicht der Boden alles Rechtes in Staat und Gesellschaft ins Schwanken gerathen soll.

Hierzu trat für mich die persönliche Pflicht gegen den König, der mir, als er auf der Höhe der Macht stand, stets ein ganz besonders ehrenvolles Vertrauen bewiesen hatte, trotz zahlreicher Versuche, dasselbe zu erschüttern. Ich war daher keinen Augenblick im Zweifel über meine dienstliche wie persönliche Ehrenpflicht, bei dem Könige unter allen Umständen auszuharren und in den Tagen des Unglücks ebenso an seiner Seite zu stehen, wie er mir dies in den Zeiten der Macht und des Glücks gestattet hatte. Daß dieser Entschluß bei meinen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Be-

ziehungen zu Preußen ein besonders schwerer war, daß meine politische Carrière dadurch verhängnißvoll unterbrochen und nach allgemeiner Berechnung wol für immer beendet werden würde, konnte mich in demselben nicht wankend machen, und ich hatte sehr bald Gelegenheit, in dieser Beziehung ganz bestimmt Stellung zu nehmen.

Von dem Generalsecretär des Innern zu Hannover erging an mich auf Befehl der preußischen Administration die Aufforderung, nach Hannover zurückzukehren und mich zur dienstlichen Verfügung des Ministeriums zu stellen. Ich beantwortete diese Aufforderung mit einer bestimmten Ablehnung unter Hinweis auf meine dem im Unglück befindlichen Könige doppelt schuldige Pflicht, und damit war die Brücke abgebrochen.

Die Stellung, welche der König einnahm und welche wir nun mit ihm zu theilen hatten, war eine vom streng juristischen Standpunkte aus unanfechtbare. Es war ihm, als einem von ganz Europa anerkannten Souverän, der Krieg erklärt; nach dem Ausgange desselben war von dem Sieger kraft des Eroberungsrechtes das Königreich Hannover in Besitz genommen, mit dem Könige jedoch war ein Frieden nicht geschlossen und er hatte daher das persönliche Recht, den Kriegszustand fortzusetzen und mit den ihm übrigbleibenden Mitteln für das von ihm nicht aufgegebene

Recht zu kämpfen. Ob dieſer Entſchluß vom Standpunkte der politiſchen Klugheit aus der richtige war, mochte dahingeſtellt bleiben; der König war zu demſelben berechtigt, und er mußte für diejenigen, die ſich durch ihre Pflicht an ihn für gefeſſelt erachteten, verbindlich ſein.

Wir hatten, ſowol Graf Platen als ich, dem Könige mehrfach alle nach den verſchiedenen Richtungen hin in Erwägung kommenden Geſichtspunkte und Gründe klar entwickelt, und er hatte nach eingehender Erwägung derſelben ſeinen Willen ausgeſprochen. Eine abſolute Unmöglichkeit, das von dem Könige vorgeſteckte Ziel der Wiederherſtellung ſeiner Rechte und der Wiederaufrichtung ſeines Thrones zu erreichen, lag bei ſcharfer Erwägung aller einſchlagenden Verhältniſſe nicht vor, ſodaß alſo auch aus einer innern Widerſinnigkeit der einzuſchlagenden Politik eine Zurückziehung von der Pflicht, dem Könige in derſelben zu dienen, nicht gefolgert werden konnte.

Der Kampf um die Zukunft Deutſchlands war durch den Frieden von Nikolsburg nach keiner Seite hin zu einem befriedigenden Abſchluſſe gebracht. Deutſchland war in zwei Hälften getheilt, und weder die föderative Partei noch diejenige der Unitarier konnte durch den geſchaffenen Zuſtand befriedigt ſein. Im Norden ent-

ſprach zwar der begründete Norddeutſche Bund im großen und ganzen den unitariſchen Anſchauungen und Beſtrebungen, aber derſelbe war an der Mainlinie begrenzt und die ſüddeutſchen Staaten waren ſogar in dem Friedensvertrage gewiſſermaßen auf eine ſeparate Gliederung hingewieſen. Die Verträge über militäriſche Unterſtützungen, welche Preußen mit den ſüddeutſchen Staaten damals ſchloß, wurden ſtreng geheimgehalten und waren nirgends, vor allem auch in Wien und Paris nicht bekannt.

Der Wunſch nach Einigung, welcher die ganze deutſche Nation ſtärker als jemals vorher durchdrang, war nicht erfüllt, ſondern durch die neue zweigetheilte Geſtaltung Deutſchlands durchkreuzt worden, und es war natürlich, daß die beiden Hauptrichtungen der deutſchen Einheitsbeſtrebungen ſich bald wieder mit aller Kraft in Thätigkeit ſetzen würden, um jenen Wunſch, jede in ihrer Form und Weiſe, zur endlichen Erfüllung zu bringen.

Die außerordentliche Vergrößerung Preußens hatte die europäiſchen Mächte in Unruhe verſetzt. Die Eiferſucht und die „patriotiſchen Beklemmungen“ Frankreichs waren nur durch die mangelnde Vorbereitung zu militäriſcher Action und durch die Ausſicht auf Compenſation für den Augenblick zum Schweigen gebracht

worden. Die Erbitterung in Süddeutschland war groß, noch tiefer und empfindlicher das Gefühl der Demüthigung, welches am österreichischen Hofe niedergekämpft werden mußte. In den annectirten und dem Norddeutschen Bunde eingefügten Gebieten der preußischen Machtsphäre herrschte tiefe Unzufriedenheit mit den neuen Verhältnissen. Der ganze Zustand, wie er im Jahre 1866 geschaffen war, mußte daher als ein provisorischer erscheinen, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß in früherer oder späterer Zeit sowol von europäischer Seite als von Deutschland selbst heraus der Versuch gemacht werden würde, diesen Zustand wieder zu beseitigen und in einem endlichen definitiven Entscheidungskampfe etwas Endgültiges und nach der einen oder der andern Seite voll Befriedigendes an die Stelle desselben zu setzen. Schon zeigten sich die deutlichsten Anzeichen dafür. Die tiefe Erbitterung des Hauses Habsburg, das in einem so kurzen Feldzuge aus Deutschland, dessen Kaiserkrone es so lange getragen, hinausgeschlagen war, lag uns ziemlich unverhüllt vor Augen. Napoleon, welcher unmittelbar nach den Verhandlungen von Nikolsburg, wie es ja später allgemein bekannt geworden ist, auf allen möglichen Wegen und in allen möglichen Formen, theils direct, theils indirect, eine Compensation für Frankreich den

preußiſchen Vergrößerungen gegenüber zu erlangen ſuchte, ſah ſich überall feſt und beſtimmt zurückgewieſen. Noch ſein letzter durch einen ganz vertrauten Agenten gemachter Vorſchlag, einen neutralen Rheinſtaat unter dem Erbprinzen von Hohenzollern aufzurichten, fand kein Gehör. Er zog ſich tief grollend zurück, und man war auch unzweifelhaft ſchon von jenem Augenblicke an in Berlin überzeugt, daß nur ein künftiger Krieg die noch ungelöſt gebliebenen Fragen zur Entſcheidung bringen könne.

Von jenem Augenblick an begann in der preußiſchen wie in der franzöſiſchen Politik das eigenthümliche Spiel, für den Krieg, den man auf beiden Seiten als unabwendbar erkannte, den günſtigſten Augenblick und den vortheilhafteſten casus belli zu wählen. Für Napoleon kam es darauf an, die durch den Marſchall Niel begonnene Reorganiſation ſeiner Armee zu vollenden und für die Schlagfertigkeit derſelben die in dem Feldzuge von 1866 gemachten Erfahrungen zu verwerthen; zugleich mußte er die militäriſche und finanzielle Wiederaufrichtung Oeſterreichs erwarten und endlich einen Kriegsgrund finden, der die ſüddeutſchen Staaten und Oeſterreich zu einer Wiederaufnahme des Kampfes um die im Jahre 1866 unfertig zurückgelaſſene Geſtaltung Deutſchlands berechtigen und bewegen

konnte. Der Kaiſer Franz Joſeph war zu jener Zeit unzweifelhaft von ganz denſelben Gedanken und Wünſchen bewegt, während Preußen umgekehrt für den unvermeidlichen Kampf der Zukunft den Kriegsgrund ſo zu geſtalten trachten mußte, daß das deutſche Nationalgefühl ſich auf ſeine Seite ſtellte, und während es zugleich ebenfalls der Friſt bedurfte, um die neuerworbenen Gebietstheile zu aſſimiliren und das innere Gefüge des ſo mächtig vergrößerten Staates zu befeſtigen.

Wenn nun dieſer trotz aller Friedensverſicherungen unabwendbar drohende Kampf, über deſſen innere Nothwendigkeit nur die Politiker der Zeitungsredactionen und der Tribünen im Zweifel ſein konnten, demnächſt zum Austrag kam und für die Gegner Preußens zum Siege führte, ſo war eine Umgeſtaltung Deutſchlands auf der Grundlage föderativer Einigung die nothwendige Folge, und unter dieſer Vorausſetzung konnte ohne optimiſtiſche Träumerei und Selbſttäuſchung vollkommen an eine Wiedererhebung des Königreichs Hannover und an eine Rückkehr des Welfenhauſes auf den hannoveriſchen Thron gedacht werden. Die Ereigniſſe von 1870 haben eine ſolche Möglichkeit für immer ausgeſchloſſen; im Jahre 1866 war ſie nach meiner Ueberzeugung vollkommen vorhanden, und da der König zur Weiterführung des Kampfes um ſeine Rechte ent-

ſchloſſen war, ſo mußte ſie in Rechnung gezogen und alles für eine eingreifende Thätigkeit Hannovers vorbereitet werden. Für dieſe klar erkannte und nothwendige Eventualität der Zukunft mußte nun die Haltung und Action des Königs nach feſtem Plane beſtimmt werden, und nach meiner Ueberzeugung, die ich dem Könige motivirt entwickelte, und der auch Graf Platen vollſtändig beiſtimmte, kam es dabei vorzugsweiſe auf die folgenden Punkte an.

Erſtens: Der König mußte in völkerrechtlicher Form ſowol den ſämmtlichen europäiſchen Höfen, welche mit ihm in internationalen Beziehungen geſtanden hatten, als dem eigenen Lande gegenüber ſeinen Standpunkt unzweifelhaft manifeſtiren, ſeine Rechte wahren und ſeine Nichtanerkennung der gegen dieſe Rechte vorgenommenen Handlungen in feierlicher Weiſe ausſprechen, damit er auch auf dem völkerrechtlichen Boden eine Baſis ſchaffe, um bei eintretenden Ereigniſſen jene Rechte wieder aufnehmen und vertheidigen zu können.

Zweitens: Der König mußte den Widerſtand im Lande Hannover gegen die preußiſche Herrſchaft, welche er nur als einen thatſächlichen Zuſtand auffaßte und erklärte, in jeder Weiſe kräftigen und einheitlich organiſiren.

In das moderne Völkerrecht war als thatſäch-

lich anerkannter Rechtsgrundsatz aufgenommen worden, daß bei jedem Wechsel der Staatsoberhoheit die Bevölkerungen selbst zu hören seien. Nach diesem Grundsatze war bei den italienischen Annexionen und auch bei der Einverleibung von Nizza und Savoyen an Frankreich verfahren worden, und ganz besonders hatte sich die französische Regierung und der Kaiser Napoleon persönlich stets zu diesem Grundsatze bekannt. Es mußte also auch von diesem Gesichtspunkte aus der Widerstand gegen die preußische Herrschaft und die Anhänglichkeit an das Welfenhaus in Hannover erhalten, gestärkt und einheitlich geleitet werden, um bei künftigen Ereignissen vor dem Areopag Europas dem Eroberungsrechte das Recht der freien Selbstbestimmung des Volkes entgegenstellen zu können.

Drittens: Weder mit der Würde des Königs noch mit seiner nationalen Stellung als deutscher Fürst erschien es vereinbar, daß derselbe sich ohne eigene Thätigkeit und Mitwirkung nach einem siegreichen zukünftigen Kriege gegen Preußen lediglich durch fremde Mächte wieder in seine Rechte einsetzen ließe und den hannoverischen Thron sozusagen durch des Kaisers von Oesterreich oder gar durch Napoleon's Gnaden wieder bestiege. Er mußte vielmehr, wenn der entscheidende Kampf der Zukunft in einer seiner Sache günstigen

Form und Wendung ausbrechen würde, an demſelben in eigener ſelbſtändiger Kraft und Thätigkeit theilnehmen, um ſeine Wiedereinſetzung als ein erkämpftes Recht fordern und behaupten zu können. Zu dieſem Zwecke war es nöthig, daß der König auch ſeinerſeits für eine militäriſche Action der Zukunft alles ſo weit vorbereite, um an der Spitze einer eigenen Macht in den Kampf für ſeine Rechte eintreten zu können. Es war aber dazu weiter erforderlich, daß der König unausgeſetzt und weit mehr, als dies früher bei dem Beſtande des Königreichs Hannover der Fall geweſen, über den Gang der europäiſchen Politik und über die ſichtbaren und verborgenen Fäden der Diplomatie fortlaufend und ſo eingehend als irgend möglich unterrichtet werde. Ich erinnere mich, daß ich bei der Hervorhebung dieſes Punktes dem Könige gegenüber ein Bild brauchte, das ihm von ſeinem Aufenthalt von Norderney her ganz beſonders geläufig und verſtändlich war. Die großen Dampfer nämlich konnten ſich der Inſel Norderney nicht nähern und auch auf der hohen See ihre Fahrt nicht anhalten, ſondern nur einigermaßen mäßigen. Die Schaluppen, welche die Paſſagiere nach dieſen Dampfern hinführten, mußten alſo ganz genau ihre Fahrt ſo abmeſſen, daß ſie den

Dampfer trafen; gelang dies nicht, ſo fuhr derſelbe vorüber und die Paſſagiere mußten zurückbleiben.

Ich ſagte dem Könige: „Wir befinden uns jetzt in der Schaluppe, die große europäiſche Politik iſt der Dampfer — ſie kann auf uns nicht warten und ihren Curs nicht ändern. Unſere Sache iſt es, den Anſchluß im richtigen Augenblick zu erreichen und daher auf das allergenaueſte die Fahrt des Dampfers zu beobachten; verſäumen wir den Anſchluß, ſo iſt alles für uns unwiederbringlich und für immer verloren: denn ein hiſtoriſch günſtiger Augenblick kommt nie zweimal.“

Der König griff dieſes Bild mit beſonderer Lebhaftigkeit auf und wiederholte daſſelbe ſpäter bei allen Gelegenheiten, wo es darauf ankam, Maßregeln zum Anſchluß an die europäiſche Politik oder zum Eingreifen in dieſelbe zu treffen.

Viertens: So hoch dem Könige ſein legitimes Recht ſtand, ſo beſtimmend daſſelbe auch für uns, ſeine Diener, und eventuell auch für die Cabinete Europas ſein mußte, ſo ſagte ich ihm doch, daß das legitime Recht allein in unſern Tagen kein bewegender Factor der Politik mehr ſei, wie es dies zu den Zeiten der Kämpfe gegen Napoleon I. geweſen war. Ich erklärte es deshalb für nothwendig, daß der König ſich und ſeine Sache mit einer großen, die Zeit bewegenden Idee verbinde, ſodaß

ſein Name gewiſſermaßen zur Fahne für dieſe Idee und ihre Anhänger werde. Nach meiner Ueberzeugung mußte dieſe Idee die demokratiſche ſein, welche ſich damals zu den föderaliſtiſchen Principien der nationalen Einigung Deutſchlands bekannte.

Es lag in der Natur der Dinge, daß für die nächſte Zeit Preußen ſich einer ſtraffen, militäriſchen Concentration zuwenden mußte, um mit dictatoriſcher Gewalt die erworbenen Gebietstheile feſtzuhalten und den Widerſtand in denſelben zu brechen. Der liberale Parlamentarismus, ſoviel Spielraum man ihm auch in einzelnen Theilen der Geſetzgebung einräumen mochte, konnte die damals unmittelbaren Aufgaben Preußens nicht löſen, und es ſchien mir daher nothwendig, daß der König, um alle zu der Politik Preußens in Gegenſatz tretenden Elemente um ſich zu ſammeln und deren geiſtige Führung in ſeine Hand zu nehmen, der Demokratie ſich zuwende und mit deren Führern in Verbindung trete.

Mein Gedankengang dabei war der folgende:

Die Demokratie und die Monarchie ſind zwei völlig klar in ſich ausgebildete Principien. Würde es ſich darum handeln, über die einer neugebildeten Geſellſchaftsgemeinſchaft zu gebenden Formen zu berathen, ſo könnte man nach meiner Ueberzeugung ebenſo viel

für die Demokratie wie für die Monarchie anführen, und vielleicht könnte man sich sogar für die erstere entscheiden. Diese Frage ist jedoch für mich entschieden; die Monarchie ist mit der Geschichte der Jahrtausende erwachsen, und was tausend Jahre bestanden hat, hat ein Recht zu bestehen und beruht auf dem Willen und Beschluß der Macht, welche die Völker regiert. Die Monarchie ist also für meine Auffassung ein heiliges, unanfechtbares und über jeder Discussion stehendes Recht; niemals aber wird man leugnen können, daß auch ein großer Theil der Forderungen der politischen und sogar der socialen Demokratie unbestreitbare Berechtigung habe und daß die Zurückweisung solcher Forderungen die allmähliche Zersetzung und den endlichen Zusammenbruch der Staaten zur unabwendbaren Folge haben müsse. Ich halte eine Vereinigung der Monarchie mit den Forderungen der Demokratie, welche sich in vielen Stücken mit den Geboten des Christenthums decken, nicht nur für möglich, sondern sogar für nothwendig, um der monarchischen Staatsform dauernden Bestand und feste Macht zu geben. Die Monarchie wird erst dann zum wahren Heil der Völker dienen können, wenn auf ihrem unerschütterlich festen Rechtsboden die Saat einer reinen und edeln Demokratie Wurzel faßt und Früchte für die wahren Bedürfnisse

des Volkes trägt. Der reine Demokrat ist durchaus nicht an die republikanische Form gebunden; er wird derselben vielleicht den Vorzug geben, wenn er die Wahl hat, sich gewiß aber auch mit wahrer Hingebung und mit offenem Vertrauen derjenigen Monarchie zuwenden, welche gesunden demokratischen Ideen Spielraum gewährt. Diese Ideen sind sehr verschieden von denen des doctrinären Liberalismus, und der erste Schritt zu ihrer gesunden, naturgemäßen Entwickelung und Durchführung ist die unbedingte Freiheit des Wahlrechtes für die Volksvertretung. Das beschränkte Wahlrecht, wie es der moderne Constitutionalismus erfunden hat, ist eine schlimmere Fessel für die wahre Freiheit des eigentlichen Volkes als selbst das absoluteste Regiment. Eine aus beschränktem Wahlrecht hervorgehende Volksvertretung fördert nur Ansichten der sogenannten Gebildeten zu Tage und vertritt Interessen der Besitzenden im allgemeinen oder einzelner Klassen insbesondere; in ihr lebt stets die Opposition gegen jede Regierung, da sie selbst sich an deren Stelle setzen möchte und den Beweis des Geistes und der freien Selbständigkeit nur in der negirenden Kritik zu finden versteht. Eine Volksvertretung dagegen, welche auf dem völlig unbeschränkten Wahlrecht beruht, wird, wenn nur die allgemeine freie und volle Theilnahme

an der Ausübung des Wahlrechtes gesichert ist, niemals engherzige Ansichten, niemals Klasseninteressen, sondern stets die wahren Bedürfnisse des Volkes zum Ausdruck bringen. Sie wird mit scharfem Verständniß es erkennen, wenn die Regierung selbst auch ihrerseits, wie es ihr Pflicht und Klugheit gebietet, jene wahren Volksinteressen zur Durchführung zu bringen bestrebt ist, und wird fern von jeder systematischen auf Eitelkeit und doctrinärer Einseitigkeit gegründeten Opposition der Regierung in solchem Bestreben vertrauensvoll fördernd entgegenkommen, sodaß aus der Vereinigung dieser beiden scheinbar heterogenen Factoren für die Regierung Kraft und Autorität und für das Volk selbst Wohlfahrt, Sicherheit und Ruhe hervorgehen muß.

Die Geschichte aller wahrhaft großen Monarchen, welche ihre Völker zu wirklichem Fortschritt geführt und mächtig in die Schicksale der Nationen eingegriffen haben, beweist die Richtigkeit dieser Sätze. Sie alle waren mehr oder weniger die Träger und Vorkämpfer der demokratischen Ideen ihrer Zeit, und je mehr sie es waren, um so leichter, sicherer und unbeschränkter führten sie ihre Herrschaft.

Auch der König erkannte diesen Gedanken, welchen ich ihm ausführlich entwickelte, vollkommen an. Graf Platen freilich erschrak vor demselben, ohne ihn jedoch

zurückzuweiſen; er erkannte wol die Macht an, welche die Sache des Königs in einer Verbindung der Demokratie gewinnen müſſe, nur fürchtete er den Eindruck, den eine ſolche Verbindung bei den Regierungen machen möchte, und beſorgte zugleich, daß die Führer der Demokratie es doch niemals mit dem Könige und ſeinem legitimen Rechte ehrlich meinen möchten. Ich entgegnete ihm, daß meiner Ueberzeugung nach gerade die wirkliche Demokratie ein vertrauensvolles Entgegenkommen entweder ganz zurückweiſen oder ebenſo vertrauensvoll und aufrichtig erwidern werde, und daß, wenn dies dennoch nicht der Fall ſein ſollte, ich nicht begreifen könnte, warum wir uns gerade das testimonium paupertatis ausſtellen ſollten, von vornherein die Ueberliſteten zu ſein, da wir ja doch in der Lage wären, mit offenen Augen zu beobachten und ein falſches Spiel, wenn es verſucht werden ſollte, zu durchſchauen. Was das legitime Recht des Königs beträfe, ſo würde ja gerade in der von mir betonten und beſonders in den Vordergrund zu ſtellenden Willenserklärung des hannoveriſchen Volkes auch für dieſes Recht eine demokratiſche Baſis gefunden.

Der König billigte das in den vorſtehenden Punkten aufgeſtellte Programm, und ich werde, wenn ich ſpäter auf die während der nächſten Jahre nachein-

ander getroffenen Maßregeln zur Ausführung deſſelben zurückkomme, Gelegenheit haben, auch insbeſondere noch die Bedeutung hervorheben, welche gerade die Verbindung des Königs mit der Sache der Demokratie hätte haben können.

IX.

Einrichtung des Königs zu dauerndem Aufenthalt in Oesterreich. — Die Villa Braunschweig in Hietzing. — Der Hof und die Umgebung des Königs in Hietzing. — Die Königin auf der Marienburg. — Sendung der Frau von Knesebeck nach der Marienburg, um die Prinzessin Friederike nach Hietzing zu geleiten. — Kleine Intriguen und Damenpolitik. — Graf Alfred Wedel übernimmt die Leitung des Hofhalts, der frühere Legationskanzlist Elster die Finanzgeschäfte. — Die Prinzessin Friederike kommt nach Hietzing in Begleitung der Frau von Heimbruch. — Der Feldmarschalllieutenant Freiherr von Reischach. — Andeutungen über den Wunsch des österreichischen Hofes, daß der König nach England gehen möge. — Entschluß des Königs, in Wien zu bleiben. — Abschied des Königs Johann von Sachsen vom König Georg. — Der König als Chef des preußischen Regiments der Zietenhusaren. — Herr von Beust wird österreichischer Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern. Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Seine Stellung dem altösterreichischen Adel und dem katholischen Klerus gegenüber. — Die österreichische Bureaukratie. — Herr von Beust und König Georg. — Erweiterung der Umgebung des Königs. — Hauptmann von Düring, der letzte hannoverische Truppencommandant im Felde. — Der letzte Vermittelungsversuch durch die Königin-Witwe Elisabeth von Preußen.

Da der König sich nicht hatte entschließen wollen, seinen Aufenthalt in England zu nehmen, sondern fest darauf beharrte, in Wien zu bleiben, so mußte auf die Einrichtung eines dauernden Wohnsitzes für ihn Bedacht genommen werden, denn die Wohnung im Hause der Gräfin Wilczeck genügte in keiner Weise auch für den eingeschränktern Hofhalt und lag außerdem in einer engen Straße der innern Stadt, sodaß der König, der an starke und andauernde Bewegung in freier Luft gewöhnt war und derselben für seine Gesundheit bedurfte, genöthigt wurde, immer erst nach den kaiserlichen Gärten hinauszufahren, um seine Spaziergänge zu machen. Der Herzog von Braunschweig, welcher dem königlichen Hause in den Tagen des Unglücks eine treue verwandtschaftliche Theilnahme bewies, bot seine in Hietzing gelegene Villa an, und der König nahm dieses Anerbieten gern und dankbar an — denn die herzogliche Villa, obgleich nur für kurzen Sommeraufenthalt eingerichtet, bot durch ihre freie Lage in der Nähe des großen Parks von Schönbrunn und durch den eigenen ausgedehnten und vortrefflich gehaltenen Garten einen Wohnsitz, der, was die freie ungezwungene Bewegung betraf, dieselben Vortheile bot wie die Residenz in Herrenhausen.

Die sogenannte Villa Braunschweig, welche meh-

rere Jahre hindurch den Mittelpunkt der welfiſchen Bewegung und des Widerſtandes gegen die neue Ordnung der Dinge in Hannover bildete und dadurch eine hiſtoriſche Bedeutung erlangte, war urſprünglich ein einfaches, nur für beſcheidene Privatverhältniſſe beſtimmtes Haus, das dem Freiherrn Anſelm von Hügel, dem berühmten Reiſenden und Sammler, gehört hatte, der nach ſeinen bis Neuſeeland ausgedehnten Weltreiſen eine Zeit lang öſterreichiſcher Geſandter in Florenz und in Brüſſel war und am letztern Orte im Jahre 1870 ſtarb. Nach der Rückkehr von ſeinen weiten Reiſen lebte er, ehe er wieder in den diplomatiſchen Dienſt trat, in Hietzing und hatte in ſeiner Villa dort einen großen Theil der koſtbaren Sammlungen vereinigt, die er aus allen Erdtheilen mitbrachte und welche ſpäter für die kaiſerlichen Muſeen und die Hofbibliothek in Wien angekauft wurden. Herr von Hügel hatte das Haus ſchon erweitern laſſen und namentlich die Gartenanlagen weſentlich ausgedehnt und verſchönert. Nach ihm erwarb es der Herzog von Braunſchweig. Er fügte, ohne das nach der Straße hin durch eine Mauer verdeckte und kaum bemerkbare Hauptgebäude zu erweitern, größere Stallungen, Küchen und Wirthſchaftsräume hinzu und ſchmückte das Ganze, an Herrn von Hügel's Grundidee ſich anlehnend, mit fürſtlicher Pracht

und feinem Geſchmack aus, ſodaß es, abgeſehen von der geringen Zahl der bewohnbaren Räume, welche indeß dem unverheiratheten Herzog vollkommen genügten, für einen fürſtlichen Hofhalt brauchbar wurde.

Die Villa war in der That ein Kleinod an Reichthum und Geſchmack. Durch die unſcheinbare Thür in der Straßenmauer, über welche die innern Gebäude faſt gar nicht hervorragten, trat man in eine lange, nach dem Garten hin offene Halle mit pompejaniſcher Wandmalerei, an welcher zuerſt eine Portierloge und dann einige für die Cavaliere des Dienſtes beſtimmte Zimmer ſich befanden. Am Ende dieſes langen Ganges lag in der Mitte des Hauptgebäudes ein ziemlich großer Saal, der ſein Licht durch die breiten, nach der Veranda des Gartens ſich öffnenden Glasthüren erhielt, aus denen man die Ausſicht auf ein kunſtvoll angelegtes und ſorgfältig unterhaltenes Blumenparterre hatte. Dieſer Saal war ganz im chineſiſchen Geſchmack decorirt; die Wände bedeckte eine koſtbare chineſiſche Seidentapete von ſeltener Schönheit, an welcher die Geſichter der darauf befindlichen Figuren von bemalten Porzellanplättchen gebildet wurden; an dem Sims der Decke hin lief eine dichte Reihe hellklingender, kleiner Glöckchen, welche jeder Luftzug ertönen ließ; am Boden lag eine feine chineſiſche Strohmatte; große, bunte

Laternen hingen an der Decke; an den Wänden und auch in der Mitte des Saales saßen lebensgroße Pagoden von vortrefflicher Arbeit, welche gleichmäßig die Köpfe und Hände bewegten. Hieran schloß sich ein ebenfalls nach dem Garten hinaus gehendes Speisezimmer, daran ein türkischer Salon, den der Herzog als Rauchcabinet benutzt hatte, und einige andere Empfangsräume; auf der andern Seite stieß an den chinesischen Saal, welcher als Wartezimmer und als Versammlungsraum für die zur Tafel befohlene Gesellschaft benutzt wurde, die Wohnung des Herzogs, welche auch der König für seine persönliche Benutzung auswählte. Sie bestand außer dem Schlaf- und Ankleidezimmer und den Räumen für die diensthuenden Kammerdiener nur aus einem einzigen durch große Fenster erhellten Cabinet.

Dieser Raum, welchen der unglückliche König mehrere Jahre lang ausschließlich bewohnte und in welchem so viel Wichtiges und Denkwürdiges sich vollzog, war ganz schottisch decorirt. Die schweren, reichvergoldeten Möbel waren mit schottisch gemusterten Seidenzeugen überzogen, ähnliche Decken mit Gold durchwirkt lagen auf den Tischen, an den Wänden hingen schottische Waffen mit Schärpen und Plaids in den Farben der Clans, ebenso eine ganze Reihe meisterhaft ausgeführter

Oelgemälde, welche pittoreske Scenen aus Walter Scott's Romanen darstellten. Mich berührte die Ausstattung dieses Zimmers zuweilen eigenthümlich und wunderſam; es konnte faſt wie ein fataliſtiſches Verhängniß erſcheinen, daß dieſer Raum, in welchem der Nachkomme Georg's I. den letzten Kampf um das alte Stamm- und Erbland ſeines Hauſes auskämpfte, gerade mit Zeichen und Bildern aus dem Stammlande der Stuarts geſchmückt war, an deren Stelle das welfiſche Haus getreten und um deren Thron es ſein Erbland verlaſſen hatte, während der letzte Stuart im Schloſſe Saint-Germain ebenſo unbeugſam an ſeinen Rechten feſthielt, als dies der König Georg in der Villa zu Hietzing that.

In den letzten Tagen des Auguſt ſiedelte der König nach Hietzing über und richtete ſeinen bisher nur feldmäßig proviſoriſchen Hofhalt dort ein wenig feſter ein. Er wohnte mit dem Kronprinzen in der Villa Braunſchweig, in welcher nur noch der Geh. Cabinetsrath Lex, deſſen Dienſte der König zu jeder Stunde unmittelbar bedurfte, Platz fand; wir übrigen fanden Wohnungen in den verſchiedenen Villen von Hietzing, welche von einem Theil der wiener Geſellſchaft zum Sommeraufenthalt benutzt werden, allerdings auch meiſt nur für den Sommer eingerichtet ſind, und in denen

wir daher im Winter viel mit Zug und Kälte zu kämpfen hatten, sodaß wir alle Arten von Vorrichtungen gegen die feindliche Jahreszeit treffen mußten.

Die drei Flügeladjutanten Oberstlieutenant von Kohlrausch, Oberstlieutenant von Heimbruch und Rittmeister Graf Wedel blieben im persönlichen Dienst, ebenso der Adjutant des Kronprinzen Rittmeister von Klenck und der Staatsrechtslehrer Sr. königlichen Hoheit Professor Maxen.

Der König hatte sogleich bestimmt, daß die Königin in Herrenhausen, oder wenn ihr Aufenthalt dort unmöglich werden sollte, auf ihrem Schlosse Marienburg bei Nordstemmen in der Nähe von Hildesheim bleiben solle. So sehr es ihn schmerzte, seine Gemahlin in einer so unerfreulichen, nach allen Seiten hin peinlichen Situation zu wissen, so verlangte er dennoch von ihr dieses Opfer und blieb trotz mancher von verschiedenen Seiten gemachten Vorstellungen unerschütterlich dabei, daß die Königin nur der Gewalt weichend das hannoverische Land verlassen solle, um durch ihre Anwesenheit thatsächlich gegen die Einverleibung in Preußen zu protestiren und im Volke die Anhänglichkeit an das welfische Haus und den Glauben an eine künftige Aenderung der Verhältnisse zu erhalten. Auf diese passiv demonstrative Bedeutung sollte sich indeß die An-

weſenheit der Königin in Hannover ſtreng beſchränken; Ihre Majeſtät ſollte nach dem beſtimmten Wunſche des Königs ſich in keiner Weiſe direct oder indirect in die Politik miſchen und auch keine Kundgebungen aus dem Volke entgegennehmen, welche über die einfache Bezeugung der Liebe und perſönlichen Anhänglichkeit hinausgingen; dagegen wünſchte der König, daß die Prinzeſſin Friederike, welche für ihren Vater eine ganz beſondere Liebe und für ſeinen Geiſt und Charakter ein ganz beſonderes Verſtändniß beſaß, zu ihm nach Hietzing kommen möge. Er ſendete deshalb die Gemahlin des Generals von dem Kneſebeck nach Hannover, um der Königin ſeinen Wunſch mitzutheilen und die Prinzeſſin nach Hietzing zu geleiten, wo dann Frau von dem Kneſebeck als Ehrenſtaatsdame der Königin zugleich den Dienſt bei Ihrer königlichen Hoheit übernehmen ſollte.

Damals aber begannen bereits jene eigenthümlichen Intriguen, welche ſich ſtets an depoſſedirten und verbannten Höfen noch mehr und verhängnißvoller fühlbar machen als in der Umgebung der wirklich regierenden Herrſcher.

Es iſt ein ſchöner Titel, der Höfling des Unglücks zu ſein, und wir alle waren damals mit Recht ſtolz auf dieſen Titel; aber faſt ſcheint es, als ob an den im Unglück befindlichen Höfen, an denen doch wahrlich

wenig äußere Ehre und äußerer Vortheil zu erlangen ist, Neid, Misgunst und Mistrauen noch fester Wurzel schlagen und noch üppiger wuchern als auf dem Boden des Glückes und der Macht. Es mag dies wol in jenem eigenthümlichen Zuge der menschlichen Natur liegen, welche einen Jeden immer bei einem Andern die Schuld an dem bitter empfundenen Unglück suchen läßt, und so kam es denn auch damals sehr bald dahin, daß die Umgebung der Königin alles thöricht und verwerflich fand, was in der Umgebung des Königs geschah, und daß auch die Königin selbst von den ihr fortwährend einseitig und ohne Widerlegung ausgesprochenen Anschauungen beeinflußt wurde.

Der Geheimrath von Stockhausen, bis zum Ausbruch des Krieges Gesandter in Berlin, war von der Königin zu ihrem politischen Berather gewählt worden und theilte sich, da er zugleich die Kammerherrenwürde bekleidete, mit dem Grafen von Linsingen in den Dienst bei Ihrer Majestät.

Herr von Stockhausen hatte stets zu den rückwärts blickenden Staatsmännern gehört, welche jedesmal ganz genau wissen, wie es hätte gemacht werden sollen, und welche, ohne selbst den Gedanken und den Entschluß zu einer rechtzeitigen That zu finden, doch für jede Handlung Anderer ein kritisch bedauerndes Achselzucken

haben, das ein tiefgeheimnißvoll verborgenes Besserwissen und Besserkennen ahnen läßt.

Weder Graf Platen noch ich hatten uns jemals in der Lage befunden, diese schweigende Ueberlegenheit anerkennen zu können, und waren daher nicht der Gegenstand freundlicher Gesinnungen des Herrn von Stockhausen.

Er hatte, wie der ganze Hof, bis zum Ausbruch des Krieges zu den enragirtesten Vertretern einer rücksichtslos österreichischen Politik gehört, nun aber war er inmitten der Damen der Königin ein ebenso scharfer Kritiker alles dessen, was in Hietzing geschah, und alles, was der Hof auf der Marienburg unter dem Druck der traurigen Verhältnisse zu leiden hatte, wurde den Rathgebern des Königs schuld gegeben. Was die Gesellschaft auf der Marienburg eigentlich wollte, ist mir und auch wol jenen Herren und Damen selbst niemals klar geworden. Die Königin selbst theilte ja den Standpunkt ihres Gemahls nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern aus Ueberzeugung, und dennoch wurde jede entschlossene und energische Maßregel von ihrer Umgebung mit lautem Jammer aufgenommen, und alle jene malcontenten Elemente, deren es in Hannover so viele gab, trugen ihre oft geradezu komischen Rathschläge nach der Marienburg, welche fast ausnahmslos

darauf hinausliefen, eine Faust in der Tasche zu machen und mit einem Märtyrerthum zu kokettiren, das weder Geld kosten noch Gefahr bringen sollte. Und doch gab es, wie ich schon früher hervorgehoben habe, für den König ganz unbedingt nur zwei Wege: entweder unbedingte Anerkennung des Geschehenen unter Sicherung der möglichst großen materiellen Vortheile, oder Festhalten an den königlichen Rechten und dann auch Kampf für diese Rechte und muthiges Ertragen von allem, was dieser Kampf mit sich bringen mußte. Ein schweigendes Grollen und Frondiren war weder würdig noch klug, denn ein lediglich protestirender Prätendent verfällt unter allen Umständen rettungslos der Lächerlichkeit und verliert zugleich ebenso sicher alle materiellen Vortheile, welche aus der Anerkennung der vollzogenen Thatsachen zu gewinnen sind; ein Recht muß man entweder bis auf das Aeußerste vertheidigen, um zu siegen oder würdig zu fallen, oder aber es so theuer als möglich verkaufen. Wir ließen uns daher durch die politischen Kritiken des den Herrn von Stockhausen umgebenden Damenkreises keinen Augenblick beirren, dennoch aber machten die unausgesetzten Intriguen sich als fortwährende kleine Nadelstiche fühlbar, welche in jener ernsten und schweren Zeit um so widerwärtiger waren.

Der General von dem Kneſebeck mußte nun auch wol auf der Marienburg eine persona ingrata ſein — ich weiß nicht warum, und das Warum war ja dort auch meiſt Nebenſache — genug, Frau von dem Kneſebeck wurde nicht gut empfangen und kehrte ohne die Prinzeſſin zurück. Ihre königliche Hoheit kam erſt einige Zeit ſpäter in Begleitung der Frau von Heimbruch, der Gemahlin des Flügeladjutanten, nach Hietzing.

Begreiflicherweiſe war der General von dem Kneſebeck über dieſe Zurückſetzung, welche ſeine treue und opferbereite Ergebenheit für die Sache des Königs in keiner Weiſe verdient hatte, tief gekränkt, und ſobald ſeine Function in Wien beendet war, zog er ſich nach Hannover in das Privatleben zurück. Auch er beendete ſeine ehrenvolle Laufbahn mit dem ſchmerzlichen Bewußtſein, daß die eifrigſten und hingebendſten Dienſte ſo oft in der Welt ohne Dank und Anerkennung bleiben und ihren einzigen Lohn in dem eigenen Bewußtſein finden müſſen.

Lange ſchon hat ſich das Grab über ihm geſchloſſen, in mir aber lebt die warme Erinnerung an den treuen ritterlichen Mann, der in ſchwerer Zeit mit klarem Blick und muthigem Herzen auf ſeinem Poſten an der Seite ſeines unglücklichen Königs ſtand.

Der Hofmarſchall Graf Alfred Wedel kam nach

Hietzing, um die Leitung des Hofhaltes zu übernehmen, denn der Oberhofmarschall von Malortie war, abgesehen von seinem Alter und seiner Kränklichkeit, in Hannover unentbehrlich, um dort die Vermögensinteressen des Königs wahrzunehmen. Der Legationskanzlist Elster von der hannoverischen Gesandtschaft in Berlin übernahm die technische Führung der Finanzgeschäfte des Hofes, und so war denn die kleine Colonie im Exil constituirt, welche sich nun anschickte, den Kampf für das königliche Recht gegen die siegreichste und gefürchtetste Macht in Europa zu unternehmen.

Zu der unmittelbaren und täglichen Umgebung des Königs gehörte außerdem noch der österreichische Feldmarschalllieutenant Freiherr von Reischach, eine ungemein liebenswürdige und sympathische Persönlichkeit. Er war bei der Ankunft des Königs in Wien zum Ehrendienste bei demselben commandirt und behielt diese Stellung, da der König dem österreichischen Hofe gegenüber fortwährend als Gast des Kaisers betrachtet wurde, während der nächsten Jahre bei. Der General stand nicht mehr im activen Dienst; er war ein überaus tapferer Soldat gewesen, das Maria-Theresienkreuz schmückte seine Brust, und sein ganzer Körper war derartig von Wunden zerrissen gewesen, daß er häufig noch heftige Schmerzen litt. Er konnte niemals eine

liegende Stellung ertragen und war genöthigt, in einem Lehnstuhl sitzend zu schlafen. Er war Comthur des souveränen Malteserordens, den er später am wiener Hofe als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister vertrat, ohne Familie, reich und unabhängig, also in der Lage, sich ganz und gar seinem Ehrendienste bei dem Könige zu widmen. Seine körperlichen Leiden und der Schmerz, den der tapfere und geistig noch jugendfrische Mann über die ihm aufgedrungene Unthätigkeit empfand, hinderten ihn nicht, ein unverwüstlich heiterer Lebemann zu sein. Er war der Liebling der vornehmen Gesellschaft Wiens; sein freundlich wohlwollendes, kluges und feines Gesicht war jugendlich frisch geröthet und sein schneeweißes Haar ganz kurz geschnitten, weshalb ihn die Damen der wiener Aristokratie scherzhaft eine überzuckerte Erdbeere nannten, und der alte Herr freute sich selbst am meisten über diesen anmuthigen Vergleich. Er war täglicher Gast in der Villa Braunschweig und trug durch seine unverwüstliche Loyalität viel zur Belebung und Erheiterung der kleinen Gesellschaft bei, welche sich dort versammelte.

Die ganze österreichische Aristokratie und die in Wien accreditirten Diplomaten umgaben den König mit den ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten. Er konnte wegen des beschränkten Raumes in der Villa keine größern

Geſellſchaften bei ſich ſehen, aber faſt täglich fanden kleine Diners ſtatt und die Mitglieder des hohen öſterreichiſchen Adels betrachteten eine Einladung des Königs als eine beſondere Auszeichnung. Auch der kaiſerliche Hof kam dem Könige und namentlich auch der Prinzeſſin Friederike, als dieſelbe in Hietzing angekommen war, mit um ſo herzlicherer Liebenswürdigkeit entgegen, je weniger die öſterreichiſche Politik in der Lage geweſen war, für Hannover zu wirken. Die königliche Familie war ein für allemal zu der ſonntäglichen Familientafel des kaiſerlichen Hauſes eingeladen, und die Kaiſerin Eliſabeth zeigte ganz beſonders der Prinzeſſin Friederike eine außerordentlich freundſchaftliche Theilnahme; auch ſchloß ſich die Prinzeſſin in inniger Freundſchaft der Erzherzogin Mathilde, der Tochter des Erzherzogs Albrecht, an, welche ſpäter in ſo unglückſeliger Weiſe einen ſo frühen, entſetzlichen Tod fand, der auch für ihre fürſtliche Freundin, wie ich ſpäter erzählen werde, in anderer Weiſe bedeutungsvoll werden ſollte.

Deſſenungeachtet aber war es nicht zu verkennen, daß die öſterreichiſche Regierung und wol auch der Hof die Anweſenheit des Königs als eine drückende und Preußen gegenüber peinliche Verlegenheit empfand. So erinnere ich mich, daß ich eines Abends vom Diner

in der Villa Braunſchweig mit dem Feldmarſchall-lieutenant von Reiſchach in deſſen Wagen nach Wien fuhr, um irgendein Theater zu beſuchen. Der General benutzte dieſe ſich gerade für ihn ſelten darbietende Gelegenheit einer vertraulichen Unterhaltung ohne Zeugen, um mir beſonders eingehend und eifrig die Anſicht auszuſprechen und zu begründen, daß für den König unter den eingetretenen Verhältniſſen England der würdigſte und angenehmſte Aufenthalt ſei, da er dort als königlicher Prinz und als Familienchef des regierenden Hauſes eine beſonders ehrenvolle und über alle diplomatiſchen Rückſichten erhabene Stellung habe. Ich konnte kaum annehmen, daß Herr von Reiſchach dieſe Bemerkungen aus eigenem Antriebe mache; auch war es nicht wahrſcheinlich, daß er von irgendeiner miniſteriellen Seite zu denſelben veranlaßt ſein möchte, da er ja nur vom Kaiſer perſönlich abhängig und von dieſem zu ſeinem Ehrendienſte bei dem Könige commandirt war. Ich nahm Veranlaſſung, dem Könige ſogleich von dieſem Geſpräch Mittheilung zu machen; allein er wiederholte auf das beſtimmteſte, daß er niemals nach England gehen werde, weil ſein Erſcheinen dort von der Welt — und nach ſeiner Auffaſſung mit Recht — als ein Verzicht auf die hannoveriſche Krone betrachtet werden würde.

Die hochgehende Erregung der Kriegszeit verſchwand allmählich und alles kehrte in geordnet ruhige Zuſtände zurück.

Auch das Schickſal Sachſens war entſchieden. Der König Johann, welcher den Sommer über in Schönbrunn gewohnt hatte, während ſeine Truppen Cantonnements in der Umgebung bezogen, kehrte, nachdem der Friede geſchloſſen und die Stellung Sachſens, deſſen Exiſtenz Herr von Beuſt durch Napoleon's Vermittelung gerettet hatte, in dem neugebildeten Norddeutſchen Bunde geregelt war, nach Dresden zurück.

Ernſt und traurig war ſein Abſchied vom Könige Georg, den er damals zum letzten mal auf Erden ſah. Der König von Sachſen ſprach warme Worte des Troſtes; er fügte hinzu, daß er den König um deſſen Stellung beneide, und daß er perſönlich tauſendmal lieber deſſen Los theilen, als in die neuen, drückenden, ſeinen bisherigen Ueberzeugungen und Beſtrebungen widerſprechenden Verhältniſſe zurückkehren werde. Auf eine Bemerkung des Königs Georg, daß alles ſich, wie er zuverſichtlich hoffe, wieder ändern und das alte Recht dennoch zur Geltung kommen werde, ſchüttelte König Johann ernſt den Kopf und ſagte:

„Für Sachſen nicht, mag auch geſchehen, was da wolle! Es hat mich einen bittern und ſchweren Kampf

gekoſtet, dieſen Frieden zu unterzeichnen, aber nachdem ich ihn unterzeichnet, werde ich die Verpflichtungen, die er mir auflegt, treu und unerſchütterlich halten und alle meine Kraft anwenden, mein Volk auch unter den neuen Verhältniſſen zu Wohlfahrt und Segen zu führen."

Einen rührenden Zug von der Gerechtigkeit des Königs und von ſeiner Pietät gegen die Traditionen früherer Zeiten kann ich hier nicht unerwähnt laſſen.

Bekanntlich hatten die Mitglieder des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes infolge des Krieges ihre Würden als Chefs preußiſcher Regimenter niedergelegt, was in Berlin als ein Zeichen des Bruches mit den Erinnerungen großer gemeinſamer Kämpfe und einer geheiligten Waffenbrüderſchaft beſonders peinlich und bitter empfunden wurde. Es trat nun an den König die dringende Forderung heran, auch ſeinerſeits die Würde als Chef des Regiments der preußiſchen Zietenhuſaren niederzulegen und dem Könige von Preußen zugleich den Schwarzen Adlerorden zurückzuſchicken. Der König zögerte; als jedoch die Anregungen immer dringender wurden, befahl er mir, in dem bezeichneten Sinne ein Schreiben an den König von Preußen zu entwerfen und ihm zur Prüfung vorzulegen. Infolge dieſes Befehls legte ich dem Könige nach einigen Tagen den nachſtehenden Entwurf vor:

„Durchlauchtigſter, großmächtigſter pp.
Mein Herr Bruder!

„Unter den Verhältniſſen, welche zu meinem tiefen Bedauern und ohne meine Veranlaſſung zwiſchen Ew. Majeſtät und mir beſtehen, werden es Höchſtdieſelben natürlich finden, daß ich nicht mehr wünſchen kann, zur preußiſchen Armee in Beziehungen zu ſtehen, welche durch weiland Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm IV. als Ausdruck der nunmehr zerriſſenen Bande der Verwandtſchaft und Freundſchaft einſt geknüpft wurden.

„Ich gebe Ew. Majeſtät deshalb das mir als Chef verliehene Regiment pp. zurück.

„Wenn ich durch die gleichen Verhältniſſe gezwungen bin, Ew. Majeſtät auch den Schwarzen Adlerorden hierbei zurückzuſenden, ſo geſchieht dies mit dem ſchmerzlichen Bedauern, mich von einem Erinnerungszeichen an frühere, meinem Herzen ſtets theure, Zeiten trennen zu müſſen.

Ew. Majeſtät ergebenſter."

Als ich dem Könige dieſen Entwurf vorgeleſen hatte, ſtützte er den Kopf in die Hand und ſaß lange ſchweigend da; dann rief er plötzlich tief aufathmend mit lauter Stimme: „Nein, nein!" — (die folgenden Worte ſind von mir auf dem Rande des Concepts notirt) „Wenn auch Preußen mir alles Böſe, das nur

möglich ist, zugefügt hat, so will ich doch das ehrenvolle Band mit der preußischen Armee nicht lösen."

Er befahl mir, den Entwurf zurückzulegen, und wollte von der Sache nichts weiter hören. So ist er denn auch während der ganzen Jahre der so scharf gespannten Gegnerschaft gegen die preußische Regierung Chef jenes hochberühmten preußischen Regiments geblieben; regelmäßig empfing er, wie in frühern Zeiten, den Rapport, und erst sein Tod hat das Band gelöst, das ihn mit der preußischen Armee verknüpfte und das er so hoch in Ehren hielt.

Möge die Mittheilung dieses kleinen, aber bedeutsamen Zuges dazu beitragen, daß auch bei dem preußischen Königshause und bei der preußischen Armee über alle Erbitterungen der politischen Kämpfe hinweg das Andenken des edeln, ritterlichen Fürsten in Ehren bleibe.

Inzwischen war der Wechsel in der österreichischen Regierung vollzogen. Herr von Beust hatte das Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußern übernommen und trat unter der jubelnden Zustimmung der öffentlichen Meinung und unter dem grollenden, feindlichen Mistrauen der altösterreichischen Adelskreise seiner gewaltigen Aufgabe der Regeneration des innerlich so schwer zerrütteten und äußerlich so tief gede-

müthigten Kaiserstaates entgegen. Diese Aufgabe war eine riesengroße, und der freudige Muth, mit welcher Herr von Beust derselben entgegentrat, war in der That bewunderungswürdig.

So schwer das Ziel, welches ihm gesteckt war, überhaupt schon erreichbar schien, so mußten gerade ihm doppelt große Schwierigkeiten sich entgegenstellen, denn er war ein Fremder und ein Protestant — die erstere Eigenschaft stellte ihn in Gegensatz zur österreichischen Aristokratie, die zweite zum katholischen Klerus, und die Mittel, die er zur Erfüllung seiner Aufgabe als nothwendig erkannte, mußten beide Gegensätze noch verschärfen. Herr von Beust war überzeugt, und machte aus dieser Ueberzeugung kein Hehl, daß zur Wiedererweckung und Kräftigung der militärischen und finanziellen Kräfte Oesterreichs eine freie, nationale und selbständige Entwickelung Ungarns unerlaßlich sei, welche allen politischen Traditionen der bisher die Regierung beherrschenden deutsch-böhmischen Adelskreise widersprach. Ebenso war er überzeugt, daß eine Belebung und fruchtbare Entwickelung des öffentlichen Lebens in Oesterreich und ein patriotisch thatkräftiger Aufschwung der Bevölkerung die Aufhebung des die kirchlichen Verhältnisse regelnden und die kirchliche Macht auf alle Verhältnisse ausdehnenden Concordats

mit dem Römiſchen Stuhle als unumgänglich nothwendige Vorbedingung erfordere.

Ich zweifle nicht, daß er dieſe beiden Bedingungen bei der Uebernahme ſeines Amtes dem Kaiſer vorgelegt und für dieſelben auch die allerhöchſte Genehmigung gefunden hat, aber ebendarum fand er ſich auch von vornherein einem geſchloſſenen Widerſtande gegenüber.

Die öſterreichiſche Ariſtokratie konnte ſich zwar nicht verhehlen, daß ſie nicht im Stande ſei, aus ihren Reihen einen Staatsmann zu ſtellen, der den Anforderungen der damaligen Zeit gewachſen ſei. Der einzige wäre vielleicht der Fürſt Richard Metternich geweſen; er beſaß einen lebhaften und klaren Geiſt und ragte in ſeiner vielſeitigen Bildung weit über ſeine Standesgenoſſen hervor; aber einmal war er, wegen ſeiner beſondern Vertrauensſtellung zu dem Napoleoniſchen Hofe, in Paris faſt unerſetzlich und dann fehlte ihm bei ſeiner leicht empfänglichen, aber auch leicht beweglichen Natur die zähe Kraft des Willens und Handelns, welche zur Durchführung einer ſo gewaltigen Aufgabe erforderlich war, bei der jeder Schritt ein Kampf und jeder Sieg nur die Vorbereitung zu einem neuen Angriff ſein mußte.

Obwol nun der öſterreichiſche Adel wohl fühlte, daß er keinen Erſatzmann zu ſtellen vermochte, und obwol

er deshalb ſchwieg, ſo empfand er doch das testimonium paupertatis, welches für ihn in der Berufung eines fremden Staatsmannes lag, mit bitterm Unmuth — er hielt ſich murrend zurück, bereit, bei dem erſten Fehltritt oder dem erſten Miserfolg des Herrn von Beuſt ſeine verurtheilende Stimme laut zu erheben.

Ebenſo war auch eine Aenderung des Concordats für Herrn von Beuſt ſchwerer als für jeden andern; was ſich ein altöſterreichiſcher Katholik hätte erlauben dürfen, das geſtand man dem ausländiſchen Proteſtanten nicht zu, und jeder Schritt in jener Richtung, den er unternehmen würde, konnte als ein Angriff gegen die Religion ſelbſt im voraus auf die ſchärfſte Verurtheilung rechnen. Noch ſchlimmer als dies alles war aber der zähe und dumpfe Widerſtand, welcher Herrn von Beuſt in der öſterreichiſchen Bureaukratie, der bösartigſten von allen, die ich kennen gelernt, entgegentrat, da dieſelbe ſich aus den alten, gewohnten Gleiſen getrieben und in ihrer Omnipotenz bedroht ſah. Ich erlebte in dieſer Beziehung ein merkwürdiges und mir unvergeßlich gebliebenes Beiſpiel.

Ein junger Publiciſt, deſſen Dienſte ich mehrfach benutzt hatte und der auch zu der kaiſerlichen Preßleitung in Beziehung ſtand, entwickelte mir eines Tages ſehr ausführlich und lebhaft ſeine Ideen über die Be-

dürfniſſe des öſterreichiſchen Staatslebens, über die Bedingungen einer geſunden Reform deſſelben und über die Mittel und Wege, dieſe Bedingungen zur Erfüllung zu bringen. Die Mittheilungen des jungen geiſtvollen Mannes intereſſirten mich in hohem Maße, ſeine Anſchauungen frappirten mich und ſchienen mir äußerſt beachtenswerth, und ich fragte ihn, ob er nicht alles, was er mir geſagt, ausarbeiten und in Form einer Denkſchrift dem neuen Leiter der öſterreichiſchen Politik überreichen wolle, der ja an die Löſung derſelben Aufgabe herantrete, über die er eben ſo eingehend, ſachkundig und überzeugend geſprochen habe. Er lehnte dies achſelzuckend ab, und da ich ſeine Miene ſo deutete, als bedauere er die mangelnde Gelegenheit, eine ſolche Denkſchrift zur Annahme und Beachtung zu bringen, ſo bat ich ihn, mir ſein Mémoire zu geben, da es mir vielleicht möglich ſein würde, daſſelbe an die rechte Stelle gelangen zu laſſen. Im höchſten Grade erſchrocken aber rief er:

„Um Gottes willen, nein, nein! Ich habe zu Ihnen nur ganz vertraulich geſprochen und beſchwöre Sie, niemand etwas von dieſem Geſpräch mitzutheilen — die Hofräthe würden mir das niemals verzeihen und jede Ausſicht auf eine Carrière wäre für mich zu Ende.“

Ich fragte ihn ganz verwundert, wie er ſich denn

vor der Unzufriedenheit dieſes oder jenes Hofraths fürchten könne, wenn ſeine Gedanken, wie ich nicht zweifelte, bei dem leitenden Miniſter Anerkennung finden ſollten, der ja doch allein im Stande wäre, ihm eine Carrière zu öffnen.

„Nein", ſagte er ſehr entſchieden, „nein, das iſt unmöglich! Ich weiß nicht, wie lange Herr von Beuſt Miniſter bleiben wird — die Hofräthe aber bleiben und würden es mich bitter entgelten laſſen, wenn der Miniſter mich wider ihren Willen hervorzöge."

Und ſo war es in der That, das Publikum war gewöhnt, die Miniſter, welche ohnehin oft die eigentlichen bureaumäßigen Geſchäfte ziemlich cavalièrement behandelten und nicht die Routine beſaßen, dieſelben zu beherrſchen, häufig wechſeln zu ſehen, und die Gunſt des abgetretenen Miniſters war unter ſeinem Nachfolger vielfach verhängnißvoll geworden. Daher kam es, daß man ſich um die Miniſter wenig kümmerte, ja faſt Scheu hatte, mit ihnen in Verbindung zu kommen, denn was ſie nützen konnten, würde ja vielleicht nach ihrem Rücktritt um ſo nachtheiliger gewirkt haben. Wenn man aber dem Portier eines Miniſteriums, der in ſeiner Stellung unerſchütterlich feſtſtand, einen Gulden in die Hand drückte, ſo konnte das noch nach Jahren ſeine Früchte tragen, und der Thürſteher

konnte in freundlicher Erinnerung immer noch einmal die Hinterthür einer Kanzlei öffnen und bei einem der Welt unbekannten, aber dennoch allmächtigen Kanzlisten ein Fürwort zur schleunigen Erledigung irgendeiner Sache einlegen, die ohne den Willen jenes Kanzlisten vielleicht jahrelang nicht auf den Tisch des Ministers gelangt sein würde.

Der Contreadmiral Freiherr von Wüllerstorf-Urbair, Minister für Handel und Volkswirthschaft, ein ungemein geistvoller, für seine Aufgabe aufrichtig begeisterter, seemännisch freimüthiger Mann sagte mir eines Tages bei Gelegenheit eines Gespräches über die volkswirthschaftlichen Zustände in Oesterreich wehmüthig seufzend:

„Ja, es liegen Schätze unerschöpflichen Reichthums in dem Boden Oesterreichs und noch mehr in Ungarn, aber die Hyder der Bureaukratie ringelt sich davor im Sumpf der trägen Gewohnheit und vernichtet jeden, der jene Schätze heben möchte. Wenn sich einst der Hercules findet, der jenes tausendköpfige Ungeheuer niederstreckt, dann wird Oesterreich gerettet sein."

Dieses Wort ist mir unauslöschlich im Gedächtniß geblieben — selbst die elastische Kraft des Herrn von Beust ist im Kampfe mit jener Hyder erlegen, und immer noch hat sich der Hercules für sie nicht

gefunden; damals aber waren sowol Herr von Beust als alle, welche auf ihn hofften, von frischem Muthe beseelt, und der Kaiser Franz Joseph betrat fest und entschlossen den Weg, welchen ihm sein neuer Rathgeber als nothwendig bezeichnet hatte. Herr von Beust mußte natürlich in der auswärtigen Politik sehr vorsichtig sein und die neugeschaffenen Verhältnisse zu Preußen und Deutschland mit äußerst zarter Hand anfassen. Er empfand wol am meisten die Verlegenheiten, welche für Oesterreich aus dem Aufenthalt des Königs in Wien entstehen mußten, da derselbe den Mittelpunkt einer gegen Preußen gerichteten Agitation bildete und da die preußische Regierung naturgemäß Oesterreich für alle feindlichen Schritte, welche von dort aus geschahen, verantwortlich machte. Er hielt sich deshalb möglichst zurück und vermied ein häufiges Erscheinen am Hofe zu Hietzing, wozu ihm die thatsächlich auf ihm lastende Ueberhäufung mit Geschäften einen unwiderleglichen Vorwand gab. Dessenungeachtet bewies er dem Könige die höchste Theilnahme und Rücksicht, und obgleich der neue österreichische Minister, der von allen Seiten mit Argusaugen bewacht wurde, in allen Gesprächen jede politische Aeußerung auf das geflissentlichste vermied, so glaube ich doch nicht zweifeln zu dürfen, daß er als

das Endziel seiner staatsmännischen Arbeit für sein neues Vaterland sich die Wiederaufnahme des großen Kampfes von 1866 vorbehielt, um Oesterreich dereinst wieder in seine deutsche Stellung zurückzuführen und Deutschland selbst in föderativer Einigung neu zu gestalten. Dem Könige versicherte er, daß er es für eine Ehrenpflicht Oesterreichs halte, nach Kräften, aber selbstverständlich auch nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse, für seine Sache zu wirken, und der König selbst setzte damals ein großes Vertrauen in die glückliche Erfüllung der Aufgabe, welche Herr von Beust sich gestellt, wenn er auch mit der äußersten Discretion alles behandelte, was Herr von Beust ihm über seine Absichten und die Mittel zur Erreichung derselben etwa gesagt haben mochte. Er bemerkte einmal, nachdem er sich in warmen Worten über den eminenten und weitblickenden Geist und die deutschen Gesinnungen des neuen österreichischen Ministers ausgesprochen:

„Montecuculi brauchte drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Herr von Beust braucht ebenfalls drei Dinge: erstens Zeit, zweitens Zeit und drittens Zeit. Wir alle müssen dazu beitragen, ihm diese Zeit zu ruhiger Arbeit zu schaffen, aber wir müssen auch unsererseits unsere Zeit uner-

mühlich benutzen, um vorbereitet zum Handeln zu sein, wenn es noththut."

Die Umgebung des Königs vermehrte sich bald noch nach verschiedenen Richtungen hin. Zunächst für die diplomatische Thätigkeit wurde der Legationsrath Lumé de Luine aus Hannover, der Abkömmling einer französischen Emigrantenfamilie, nach Hietzing gerufen; außerdem erschien der Hauptmann von Düring mit einem Theile des letzten hannoverischen Truppencorps, welches noch bis zum Friedensschlusse mit den süddeutschen Staaten unter den Waffen gestanden hatte, in Wien. Die Geschichte dieses Corps ist eine fast romantische und militärisch merkwürdige. Der Hauptmann von Düring stand beim Ausbruche des Krieges mit einer kleinen Abtheilung in Emden und konnte die nach dem Süden marschirende Armee nicht mehr erreichen. Bei dem Anmarsch der Preußen wurde er zur Uebergabe aufgefordert; er verweigerte dieselbe indeß und erklärte, sich bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen, wenn man ihm nicht freien Abzug gestatte. Um unnützes Blutvergießen und einen verhängnißvollen Straßenkampf zu vermeiden, wurde diese Forderung bewilligt, da man preußischerseits wol dieses kleine Corps für ganz bedeutungslos hielt und nicht zweifelte, daß dasselbe inmitten des völlig von preu-

ſiſchen Truppen occupirten Landes ſich ſofort auflöſen würde.

Herr von Düring zog von Emden ab. Er kleidete ſeine Soldaten in Civilanzüge, welche die Bauern lieferten, verſchaffte ſich auf einem in der Nähe liegenden Amtsbureau Paßformulare, welche er für ſeine Leute ausfüllte; darauf beſtieg er mit denſelben die Eiſenbahn, fuhr durch Holland und Belgien nach Frankreich hinein, kehrte dann über die badiſche Grenze nach Deutſchland zurück und gelangte mit ſeiner Truppe bis nach Frankfurt am Main, wo er ſich — da er ja in die Capitulation von Langenſalza nicht eingeſchloſſen war — zum Dienſt in der Bundesarmee meldete.

Die Bevölkerung in Frankfurt nahm die Hannoveraner enthuſiaſtiſch auf. Schnell eingeleitete und reichergiebige Sammlungen ſetzten ſie in den Stand, ſich neu zu equipiren; der Herzog von Naſſau rüſtete ſie mit Waffen aus, verſchiedene Zuzügler ſtießen zu ihnen, und Herr von Düring wurde mit ſeiner kleinen, ſchnell wieder organiſirten Truppe dem kurheſſiſchen Corps angegliedert. Er gehörte zuletzt zur Beſatzung von Mainz und unternahm aus dieſer Feſtung mehrere kühne Ausfälle.

Als der Friede geſchloſſen war, löſte er ſein kleines

Corps auf; ein Theil ſeiner Soldaten kehrte nach der Heimat zurück, er ſelbſt mit den übrigen kam nach Wien, um ſich dem Könige zur Verfügung zu ſtellen und deſſen Befehle einzuholen. Der König befahl dem Hauptmann von Düring, bei ihm zu bleiben, da er wünſche, dieſen Offizier, der ſo große Unerſchrockenheit und Energie und ein ſo außerordentliches militäriſches Organiſationstalent bewieſen, ſich für die Zukunft zu reſerviren; die mit demſelben angekommenen Soldaten wurden in den nunmehr gebildeten Kanzleien, ſoweit ſie dazu befähigt waren, oder im königlichen Hausdienſt verwendet. Auch der Archivrath Klopp hatte ſich in Wien eingefunden. Er fürchtete ſich, nach Hannover zurückzukehren, in der Beſorgniß, daß man ihn dort ſeine antipreußiſchen Schriften würde entgelten laſſen, und bewarb ſich um eine Stellung in der Redaction der öſterreichiſchen Adelszeitung „Vaterland", welche früher von dem aus Berlin herübergenommenen Dr. Hermann Keipp, dem frühern Herausgeber der „Berliner Revue", redigirt worden war. Er fand jedoch dort keine Verwendung, und der König befahl, daß er dem Kronprinzen Ernſt Auguſt zu deſſen weiterer Ausbildung geſchichtliche Vorträge halten ſolle.

Der König hatte, um keinen Verſuch zur Abwendung der faſt unvermeidlich drohenden Kataſtrophe un-

geſchehen zu laſſen, an die Königin-Witwe Eliſabeth von Preußen, für welche er eine große Verehrung hegte und mit welcher er ſtets in den freundlichſten Beziehungen geſtanden hatte, geſchrieben, um ihre Vermittelung noch in der letzten Stunde zur Verſtändigung mit dem Könige von Preußen in Anſpruch zu nehmen. Aber auch dieſer Schritt blieb, wie es kaum anders zu erwarten war, zum Bedauern der Königin ohne Erfolg.

So kam denn die Publication des der preußiſchen Kammer vorgelegten Geſetzes über die Einverleibung des Königreichs Hannover heran, und es handelte ſich nun zunächſt und weſentlich darum, die diplomatiſchen Beziehungen und Verhältniſſe der hannoveriſchen Armee in einer die thatſächlichen Verhältniſſe ohne Anerkennung derſelben berückſichtigenden und die perſönlichen Intereſſen der Betheiligten ſchonenden Weiſe zu ordnen.

X.

Die diplomatiſche und militäriſche Frage nach der Annexion. — Abberufung der hannoveriſchen Geſandten. — Die Conſulate. — Die engliſche Regierung übernimmt die Vermittelung zur Regelung der Vermögensangelegenheiten des Welfenhauſes. — Rechtsverhältniſſe und Schwierigkeiten der Regulirung. — Der König weiſt die Pfandnahme der nach England geführten Staatsgelder zurück. — Die Verhältniſſe der hannoveriſchen Armee. — Die Frage der Entbindung vom Fahneneide. — Verhandlungen darüber mit der preußiſchen Regierung durch eine Commiſſion von hannoveriſchen Offizieren. — Gründe des Königs, die generelle Entbindung vom Fahneneide zu verweigern und nur den einzelnen Offizieren den Abſchied zu ertheilen. — Erklärung darüber an die engliſche Regierung und an die hannoveriſchen Offiziere. — Eine Anzahl derſelben ſtellt ſich dem Könige zur Verfügung. — Beſtimmung des Königs hierüber. — Die geheimen Comités in Hannover und Organiſation des Widerſtandes. — Proteſt des Königs vor den europäiſchen Mächten und Proclamation an die Hannoveraner. — Falſche Maßregeln der untern preußiſchen Behörden. — Polizei. — Die Bureaukratie in partibus in Hietzing. — Beſtimmung des Königs über meine Miſſion nach Paris.

Als das Geſetz über die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen proclamirt und von

allen europäiſchen Mächten dieſe Thatſache ohne Widerſpruch anerkannt worden war, kamen die hannoveriſchen Geſandten natürlich in eine ſehr peinliche Lage, und es kam darauf an, dieſelben, ohne Alterirung des vom Könige eingenommenen Standpunktes, aus dieſer Lage zu befreien. Der beſte und einfachſte, die perſönlichen Intereſſen zugleich am meiſten berückſichtigende und ihre Zukunft unter den entſtandenen Verhältniſſen am wenigſten präjudizirende Weg dazu ſchien ihre Abberufung durch den König zu ſein, und gegen eine ſolche Aufhebung ihrer bisherigen Functionen konnte auch von dem Standpunkte der preußiſchen Regierung aus kaum eine Einwendung gemacht werden. Die hannoveriſchen Geſandten waren von einem im Vollbeſitze ſeiner königlichen Rechte überall anerkannten Souverän bei den verſchiedenen Höfen accreditirt, und wenn durch die preußiſche Einverleibung das Königreich Hannover nun zu exiſtiren aufhörte, und alſo eine beſondere politiſche Vertretung deſſelben nicht mehr anerkannt werden konnte, ſo blieben doch die perſönliche königliche Würde und deren Ehrenrechte für den König Georg beſtehen, und die Beziehungen, welche zwiſchen ihm und den europäiſchen Souveränen durch ſeine Geſandten vermittelt wurden, mußten in einer jener Würde entſprechenden Form ihre Löſung finden.

Soviel ich weiß, ist auch von Preußen diese Form der Auflösung der diplomatischen Vertretung Hannovers niemals beanstandet worden, und die meisten Souveräne fanden auch kein Bedenken darin, von den bisherigen hannoverischen Gesandten ihre Abberufungsschreiben entgegenzunehmen. Die hannoverischen Gesandten wurden denn auch von der preußischen Regierung ihren Stellungen entsprechend pensionirt, resp. auf Wartegeld gesetzt.

Schwieriger wurde die Frage in Betreff der Gesandtschaftsregistraturen und der Consulate. Die preußische Regierung forderte die Auslieferung der Siegel und der sämmtlichen Gesandtschaftsarchive. Soviel ich mich erinnere, wurde nur ein Theil der Registraturen, welche sich wesentlich auf die laufenden geschäftlichen Formalien der Gesandtschaften bezogen, abgegeben; die eigentlichen diplomatischen Archive, ebenso wie die Siegel waren vorher schon nach Wien an den Grafen Platen gesendet oder auf dessen Anweisung Vertrauenspersonen übergeben worden, sodaß die Gesandten selbst aller Verlegenheiten durch die Erklärung überhoben wurden, daß sie sich thatsächlich nicht mehr im Besitze jener Archive befänden.

Eine gleiche Aufforderung war von seiten der preußischen Regierung an die Consuln ergangen.

Einige derſelben kamen dieſer Aufforderung ohne weiteres nach, andere richteten Fragen deshalb an den Grafen Platen und erhielten natürlich infolge des eingenommenen principiellen Standpunktes die Anweiſung, die Archive nicht auszuliefern, ſondern dieſelben nach Wien abzugeben. Die ganze Angelegenheit hatte praktiſch keine große Bedeutung, da die Functionen der Conſulate ſich meiſt auf Formalien beſchränkten, und es kam bei der ganzen Sache weſentlich auf die Aufrechthaltung des Princips an.

Der hannoveriſche Geſandte in London, Baron Blome, blieb zunächſt dort und behielt auch eine diplomatiſch anerkannte Stellung, zwar nicht als politiſcher Vertreter des Königreichs Hannover, wohl aber als perſönlicher Bevollmächtiger des Königs Georg, um deſſen Beziehungen zur Königin und zur engliſchen Regierung zu unterhalten, denn die engliſche Regierung hatte ſich bereit erklärt, für die Regulirung der Vermögensangelegenheiten des Welfenhauſes und die Herausgabe der in Hannover befindlichen königlichen Vermögensobjecte ihre Vermittelung eintreten zu laſſen und ihren Botſchafter in Berlin, Lord Auguſtus Loftus, mit der Wahrnehmung der Intereſſen des Königs und ſeines Hauſes zu beauftragen. Die ganze Geſandtſchaftskanzlei in Paris blieb dort in ihren bisherigen

Bureaux unter der Obhut des dort bisher fungirenden Legationskanzlisten Hattenſauer.

Der König hatte, ſchon als die Annexion Hannovers feſtſtand und er den Kampf für ſein Recht aufzunehmen beſchloß, die Abſicht, eine perſönliche Vertretung der Intereſſen ſeiner Sache in Paris zu etabliren. Damals liefen ja noch alle diplomatiſchen Fäden in der Hand Napoleon's III. zuſammen; der franzöſiſche Kaiſer war, wie einſt der Fürſt Kaunitz von ſich ſagte, der Kutſcher von Europa, ſo ſchwer erſchüttert ſein Preſtige auch durch die Schlacht von Königgrätz ſein mochte, und Paris war daher die hohe Warte, von welcher aus der Gang der europäiſchen Politik beobachtet werden mußte, um weit voraus die Ereigniſſe der Zukunft kommen zu ſehen und ſich für dieſelben vorbereiten zu können. Der König hatte für dieſe unendlich ſchwierige und mühevolle Aufgabe mich auserſehen und mir ſeine Abſicht mitgetheilt; doch behielt er ſich vor, die Zeit meiner Abreiſe nach Paris demnächſt erſt näher zu beſtimmen, da er fürs erſte meiner Dienſte bei den nächſtliegenden Arbeiten bedurfte.

Die engliſche Regierung übernahm denn auch ſogleich die verſprochene Vermittelung in Betreff der Vermögensverhandlungen, und von preußiſcher Seite wurde die Bereitwilligkeit ausgeſprochen, das königliche

Vermögen, das ja unter die politische Annexion des Königreichs nicht begriffen werden konnte, nach Ermittelung und Feststellung desselben herauszugeben. Diese Verhandlungen wurden nun aber durch die eigenthümliche Lage der Verhältnisse verwickelter und langwieriger, als es unter andern Umständen der Fall gewesen wäre. Zunächst befanden sich in England die p. p. 22 Millionen, welche aus den hannoverischen Staatskassen beim Beginn des Krieges fortgeführt waren, um sie in Sicherheit zu bringen. Die preußische Regierung verlangte die Herausgabe derselben, da sie als Staatseigenthum ihr nach der Annexion zuständen. Außerdem lag bei der Englischen Bank ein von dem Könige Georg III. gestifteter fideicommissarischer Fonds, dessen Zinsen ungefähr 120000 Thlr. jährlich betrugen und zur Disposition des jedesmaligen Chefs des hannoverischen Hauses standen. Die Natur dieses Kapitals als reiner fideicommissarischer Privatfamilienbesitz des Welfenhauses war nun zwar in keiner Weise zweifelhaft, allein es traten der Zahlung jener Zinsen an den König formelle Schwierigkeiten entgegen. Die Quittungen bei der Englischen Bank waren seit der Gründung jenes Fonds regelmäßig unterzeichnet worden von den „Lords of the Hanoverian Regency", das heißt also den hannoverischen Ministern, welche

von dem Könige zur Empfangnahme bevollmächtigt wurden. Da nun ſolche „Lords of the Hanoverian Regency“ nach der Annexion des Königreichs und nach der in England erfolgten Anerkennung derſelben für die Engliſche Bank nicht mehr exiſtirten, ſo nahm das Directorium der Bank Anſtand, die Zinſen auszuzahlen, bis nicht auf geſetzmäßig gültige Weiſe und unter Anerkennung ſämmtlicher Agnaten die neue Form der Quittungen feſtgeſtellt ſein würde.

Was nun das im Königreich Hannover befindliche welfiſche Vermögen betraf, ſo beſtand daſſelbe außer angeſammelten Kapitalien unter der Verwaltung der Kron- und Chatoullekaſſe zum größten und weſentlichſten Theile aus Domanialbeſitz, deſſen Aufkünfte zur Beſtreitung der Bedürfniſſe des königlichen Hofes verwendet wurden. Urſprünglich waren alle Domänen in den braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Ländern Privatgüter des Welfenhauſes geweſen; ſie waren zur Zeit der abſoluten Regierungen mit zu den Staatszwecken verwendet worden und in der ſpätern Verfaſſung als Staatsdomänen behandelt; dann hatte wieder jene heftig angefochtene, aber von den Ständen rechtsgültig beſchloſſene Ausſcheidung eines beſtimmten Domänencomplexes als reiner Familienbeſitz des königlichen Hauſes ſtattgefunden, und dieſer ausgeſchiedene De-

manialcomplex bildete den Grundstock des königlichen Vermögens.

Da die preußische Regierung nun sogleich bei den ersten vorläufigen Besprechungen mit Lord Loftus erklärt hatte, daß sie es nicht für angemessen erachten werde, dem welfischen Hause namentlich bei einer feindlichen Stellung des Königs einen so bedeutenden Grundbesitz in dessen früherm Königreiche einzuräumen, daß sie vielmehr wünsche, ein Aequivalent für denselben in Geld festzustellen, so mußten nach all diesen Richtungen hin die anzubahnenden Vermögensverhandlungen viel Schwierigkeiten in der Lösung und Regelung der einschlagenden Fragen bieten. Dazu kam, daß die preußische Regierung die aus den öffentlichen Kassen nach London geführten Obligationen als widerrechtlich ihrem Besitz entzogen beanstandete, und daß sie später auch bei der Englischen Bank auf die Auszahlung der Zinsen des dort liegenden fideicommissarischen Vermögens einen Beschlag legen ließ, den die Englische Bank bis zur gerichtlichen Entscheidung respectiren zu müssen erklärte.

Schon vor der Annexion und unmittelbar nach derselben hatten sich große englische und pariser Häuser erboten, die in London liegenden Papiere anzukaufen. Der König hätte bei einem solchen Geschäft, welches

vielleicht das Opfer einiger Millionen Thaler gekoſtet, ein frei verfügbares Vermögen von ungefähr 21 Millionen erlangt, und die ſpätere preußiſche Beanſtandung jener Papiere hätte ſich gegenüber den Privatbeſitzern, welche vor einer ſolchen Maßregel bona fide in deren Beſitz gekommen wären, kaum aufrecht halten laſſen. Jedenfalls wollten jene Häuſer dieſes Riſico übernehmen. Der König hätte dann eine Erklärung erlaſſen können, daß er dieſe Gelder vorläufig als Erſatz für den ihm entzogenen Domanialbeſitz betrachte und ſich verpflichte, dieſelben, wenn er den Beſitz ſeines Königreichs wiedererlange, den öffentlichen Kaſſen gegen die Zurücknahme ſeiner Domänen wiederzuerſtatten; er hätte dann keine Vermögensverhandlungen nöthig gehabt und ſich auf den Standpunkt des beatus possessor geſtellt. So viele Vortheile dieſe Offerten auch dem Könige für ſeine politiſche Poſition boten und ſo ſehr ſie ihm auch von finanzieller Seite empfohlen wurden, ſo lehnte er ſie doch ohne jede Zögerung auf das allerentſchiedenſte ab, indem er erklärte, daß er niemals einen Heller von den Geldern, die dem hannoveriſchen Lande gehörten und die er nur, um ſie unter den Kriegszuſtänden dem Lande zu retten, nach England habe bringen laſſen, für ſich in Beſitz nehmen oder auch nur zeitweiſe verwenden werde. Selbſt nach der Beanſtandung der in

London befindlichen Papiere durch die preußische Regierung fanden sich große pariser Finanzmächte zu einer Erwerbung derselben, freilich unter etwas größern Opfern, bereit, und die französische Regierung zeigte sich geneigt, deren Ansprüche im Fall einer solchen Erwerbung gegen Preußen zu unterstützen; allein der König blieb bei seiner bestimmten Weigerung, auf eine solche Transaction einzugehen.

Alle diese so complicirten Verhältnisse führten zu langen Verhandlungen zwischen den vom Könige ernannten Bevollmächtigten, welche von dem englischen Botschafter diplomatisch vertreten wurden, und den preußischen Commissarien. Diese Verhandlungen wurden erst im September 1867 zum Abschlusse geführt, und werde ich später im Laufe dieser Aufzeichnungen ausführlich darauf zurückkommen; damals traten die Vermögensverhandlungen in Zusammenhang mit der Regulirung der Verhältnisse der hannoverischen Armee, welche den nächsten und dringendsten Gegenstand der Sorge des Königs bildete.

Die hannoverische Armee befand sich, als die Einverleibung des Königreichs in Preußen beschlossen und verkündet wurde, in einer ganz besondern und eigenthümlichen Lage. Die Offiziere und Unteroffiziere hatten nach der Capitulation von Langensalza, bei

welcher wol an die ſpätere Annexion des Königreichs noch nicht gedacht worden war, das Recht auf ihre vollen Competenzen und waren durch den Fahneneid dem Könige Georg verpflichtet. Die Capitulation von Langenſalza enthielt keine Zeitbeſtimmung und konnte alſo nach der Anſicht des Königs durch ſpäter eintretende und mit dem Gegenſtande der Capitulation ſelbſt in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehende Ereigniſſe nicht aufgehoben werden. So richtig nun auch dieſe Anſchauung vom ſtreng juriſtiſchen Standpunkte aus erſcheinen mochte, ſo konnte doch die preußiſche Regierung auf der andern Seite in einem von ihr eroberten und ihrer Monarchie einverleibten Lande nicht eine Armee unterhalten, welche durch den Fahneneid an einen Fürſten gebunden war, der ſich offen als mit Preußen im Kriegszuſtande erklärte und gegen die geſchehene Einverleibung feierlich proteſtirte. Die preußiſche Regierung ſprach daher dem engliſchen Botſchafter den Wunſch aus, daß der König Georg ſeine Armee, wie dies der Kurfürſt von Heſſen gethan, generell vom Fahneneide entbinden möge. Dies wurde dem Könige von Lord Stanley durch den Baron Blome mit dem Bemerken mitgetheilt, daß die engliſche Regierung Sr. Majeſtät die Erfüllung des preußiſchen Wunſches dringend empfehle, weil dadurch unbedingt

auch in den Verhandlungen über die Feststellung und Herausgabe des königlichen Vermögens ein um so bereitwilligeres Entgegenkommen der preußischen Regierung erreicht werden würde. Der König erklärte nun zwar sogleich, daß die Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse seines Hauses ihn in seinen Entschließungen über seine Armee niemals bestimmen könne, indeß erkannte er die unendlich schwierige Lage und den schweren Gewissenszwang an, worin sich seine Offiziere den neuen Verhältnissen gegenüber befanden, und war bereit, das Seinige zu thun, um sie aus einer so peinlichen Lage zu befreien. Der König wollte allen seinen Offizieren, welche ja zum großen Theil nicht in der Lage waren, sich eine unabhängige Existenz zu schaffen, die völlig freie Entschließung über ihre Stellung zu den neugeschaffenen Verhältnissen geben; er wünschte aber zugleich, auch denjenigen, welche in den preußischen Dienst nicht übertreten wollten, wenigstens die Vortheile dauernd zu sichern, welche ihnen die Capitulation von Langensalza gewährte. Der König erklärte daher in einer Depesche, welche Graf Platen am 23. November 1866 an den Baron Blome richtete, der englischen Regierung, daß er bereit sei, seine Armee vom Fahneneide zu entbinden, wenn von Preußen denjenigen Offizieren und Unteroffizieren, welche nicht in preußische

Dienſte treten wollten, keinerlei Zwang auferlegt und ihnen ihre vollen Competenzen nach den Beſtimmungen der Capitulation von Langenſalza zugeſichert würden.

Zu gleicher Zeit beauftragte der König den Generallieutenant von Arentſchildt, ſich nach Berlin zu begeben und unter Beirath einer militäriſchen Commiſſion mit der preußiſchen Regierung über die Stellung der hannoveriſchen Armee zu verhandeln. Der Generallieutenant von Arentſchildt hatte für dieſe Verhandlungen den Auftrag, vor allen Dingen die Aufrechthaltung der Capitulationsbedingungen von Langenſalza ohne alle Einſchränkung zu erſtreben, ſodann aber wenigſtens zu erreichen, daß für diejenigen Offiziere und Unteroffiziere, welche nicht in preußiſche Dienſte treten wollten, die in der Capitulation ihnen zugeſicherten Competenzen als Penſion feſtgeſetzt würden. Der Generallieutenant von Arentſchildt trat dem Befehle des Königs gemäß in dieſe Verhandlungen ein; die preußiſche Regierung verweigerte jedoch die unbedingte Anerkennung der Capitulation von Langenſalza, konnte auch, wie oben ſchon bemerkt, von ihrem Standpunkte nicht anders handeln, und es kam nun darauf an, die möglichſt günſtigen Bedingungen für diejenigen Offiziere und Unteroffiziere zu erreichen, welche, obwol von dem Fahneneide, den ſie dem Könige Georg geleiſtet, entbunden, den-

noch nicht in preußische Dienste zu treten gewillt sein würden.

Wie die Verhandlungen in Berlin verliefen, ist mir nicht bekannt; am 24. December aber erschien eine Deputation in Hietzing, welche aus den Obersten von Geyso, Cordemann und von Stolzenberg bestand und dem Könige im Namen der Armee die Bitte um die Entbindung vom Fahneneide aussprach. Von seiten des Generals von Arentschildt und der mit ihm in Berlin verhandelnden Commission war der Brigadegeneral von dem Knesebeck (nicht der bisherige Gesandte in Wien) abgeschickt, um über das Resultat der Verhandlung Bericht zu erstatten. Aus diesem Bericht entnahm der König, daß der General von Arentschildt zwar möglichst günstige Bedingungen für diejenigen Offiziere vereinbart hatte, welche in den preußischen Dienst übertreten würden, daß jedoch für diejenigen, welche dies nicht zu thun gewillt sein sollten, nichts abgemacht, und daß die Stellung der Unteroffiziere bei den Verhandlungen gar nicht berücksichtigt worden sei. Der König erklärte auf diesen Bericht, daß er unter solchen Bedingungen sich zu einer generellen Entbindung der Armee vom Fahneneide nicht verstehen könne, da er durch seine Bevollmächtigten nicht über den Uebertritt seiner Offiziere in preußische Dienste, sondern

vielmehr gerade umgekehrt nur über die möglichſt große Sicherheit derjenigen, welche ſich zu einem ſolchen Uebertritt nicht entſchließen könnten, habe verhandeln wollen.

Zu gleicher Zeit war im Auftrage einer großen Anzahl jüngerer Offiziere der hannoveriſchen Armee der Rittmeiſter Volger vom Regiment der Gardehuſaren an den König nach Hietzing abgeſendet, um im Namen ſeiner Kameraden die Erklärung abzugeben, daß ſie ſämmtlich den dringenden Wunſch hätten, nicht in preußiſche Dienſte zu treten, daß jedoch der größte Theil von ihnen unfähig ſei, eine andere Carrière einzuſchlagen oder unabhängig ſtandesgemäß zu exiſtiren; ſie richteten deshalb an den König die Bitte, bei den Verhandlungen mit der preußiſchen Regierung vornehmlich dahin zu wirken, daß in Betreff des Uebertritts in den preußiſchen Dienſt kein directer oder indirecter Zwang ausgeübt werde und daß wenigſtens für diejenigen, welche nicht preußiſche Dienſte nehmen wollten, die Bedingungen der Capitulation von Langenſalza aufrecht erhalten werden möchten.

Der König war nun mit den in Berlin geführten Verhandlungen äußerſt unzufrieden. Er hielt eine Conferenz zur Berathung und Beſchlußfaſſung über den ihm über jene Verhandlungen erſtatteten Bericht,

an welcher außer mir auch noch der Rittmeister Volger und der Hauptmann von Düring als Vertreter der jüngern hannoverischen Offiziere theilnahmen. Graf Platen war zu jener Zeit in Hietzing nicht anwesend und zum Besuch seiner Familie nach Holstein gereist; dagegen war der Generaladjutant Oberst Dammers zu jener Zeit zur Berichterstattung bei dem Könige in Hietzing und nahm selbstverständlich an den Berathungen theil.

Bei dem von dem Könige eingenommenen Standpunkt erschien es in der That unmöglich, daß derselbe eine generelle Entbindung seiner Armee vom Fahneneide aussprechen könne, wenn ihm als Gegenleistung dafür nur günstige Bedingungen für den Uebertritt seiner frühern Offiziere in den preußischen Dienst gewährt wurden, da es ja umgekehrt nur in seinem Interesse liegen konnte und seiner Würde entsprach, jeden Zwang zu solchem Uebertritt fern zu halten. Sowol ich als der Rittmeister Volger und der Hauptmann von Düring konnten daher dem Könige von der generellen Entbindung seiner Armee vom Fahneneide, welche die drei Obersten dringend von ihm erbaten, nur abrathen und ihm dagegen empfehlen, den Gewissenszwang der Offiziere in der Weise zu lösen, daß er jedem einzelnen, der um seinen Abschied einkam,

dieſen gewährte; dadurch wurde, was die freie Entſchließung der Offiziere betraf, daſſelbe erreicht, der König hielt ſich aber von dem Vorwurfe frei, daß er, um Vermögensvortheile zu erreichen, ſeine Offiziere gewiſſermaßen zum Eintritt in den preußiſchen Dienſt gedrängt und ein Abkommen mit der preußiſchen Regierung getroffen habe, wobei diejenigen, welche nicht in den preußiſchen Dienſt treten wollten, ebenſo wie die Unteroffiziere, völlig unberückſichtigt geblieben ſeien.

Der König erließ daher das nachſtehende Schreiben an den Generallieutenant von Arentſchildt:

„Hietzing, den 24. December 1866.

„Mein lieber Generallieutenant von Arentſchildt!

„Durch denjenigen Vortrag, welchen die Oberſten von Stolzenberg, von Geyſo und Cordemann mir am heutigen Tage über die Verhältniſſe meiner Armee gehalten haben, fühle ich mich nicht bewogen, meine Armee des Fahneneides zu entbinden, weil die Verhältniſſe derjenigen meiner Offiziere und Unteroffiziere, welche nicht in preußiſche oder andere Kriegsdienſte treten wollen, in einer der Billigkeit und dem Rechte gemäßen Weiſe nicht geordnet worden ſind.

„Dagegen verfüge ich hierdurch, daß alle diejenigen meiner Offiziere, Armeebeamten, Unteroffiziere, Corporale, Musiker und Soldaten, welche ihre Entlassung wegen ihrer Verhältnisse zu haben wünschen, dieselbe erhalten sollen.

„Ich will daher, daß Sie in geeigneter Weise bekannt machen:

1. Jeder Offizier und Armeebeamte, welcher Ihnen sein Abschiedsgesuch einreicht, soll den Abschied von Ihnen in meinem Auftrage ausgefertigt erhalten.
2. Diejenigen Unteroffiziere, Corporale, Musiker und Soldaten, welche ihren Abschied zu haben wünschen, können Sie ebenfalls in meinem Auftrage entlassen.

„Sie haben mir durch meinen Generaladjutanten am 15. Januar 1867 ein Namensverzeichniß aller derjenigen Individuen einzureichen, welchen Sie den Abschied oder die Entlassung ertheilt haben.

„Den Modus der Verabschiedung überlasse ich Ihnen.

Ich verbleibe

Mein lieber Generallieutenant

Ihr freundlich wohlgeneigter

(Gez.) Georg Rex."

„Die Allerhöchſteigenhändige Unterſchrift Sr. Majeſtät des Königs wird hierdurch von mir beſcheinigt.

(Gez.) Dammers.
Oberſt. Generaladjutant.“

Zugleich ließ der König durch den Geheimen Cabinetsrath Lex an den Baron Blome zur Mittheilung an die engliſche Regierung das nachſtehende Schreiben richten:

„Hietzing, den 26. December 1866.

Sr. Hochwohlgeboren
dem Königlichen Geſandten u. ſ. w.
Herrn Baron O. von Blome
in London.

„Ew. pp.

habe ich auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs über den Abſchluß der Verhältniſſe der hannoveriſchen Armee ergebenſt Mittheilung zu machen, da Se. Excellenz der Herr Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſich auf kurze Zeit in Holſtein befindet.

„Es iſt Ew. pp. durch die Depeſche des Herrn Grafen Platen-Hallermund vom 23. November c. eröffnet worden, daß Se. Majeſtät der König bereit ſei, Seine Armee vom Fahneneide zu entbinden,

wenn von Preußen denjenigen Offizieren und Unteroffizieren, welche nicht in preußische Dienste treten wollen, keinerlei Zwang auferlegt, ihnen vielmehr die Zahlung der Competenzen (Gesammtbezüge) lebenslänglich als Pension zugesichert würde.

„Ew. pp. haben diesen Beschluß Sr. Majestät dem königlich großbritannischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch Ihre Note vom 27. November c. mitgetheilt und hat der letztere sich mit demselben nicht nur einverstanden erklärt, sondern auch versprochen, eine solche Lösung der Armeefrage in Berlin zu befürworten.

„Nachdem nun der Generallieutenant von Arentschildt als commandirender General der hannoverischen Armee von Langensalza mit der preußischen Regierung über die Verhältnisse der hannoverischen Armee vergeblich zu verhandeln versucht hat, ist von Sr. Majestät dem Könige von Preußen, ohne Berücksichtigung der durch die Capitulation von Langensalza für die hannoversche Armee erworbenen Rechte, definitiv über deren Verhältnisse Verfügung getroffen und diese Verfügung in einer Bekanntmachung des preußischen Generalgouverneurs von Voigts-Rhetz publicirt worden.

„In den Bestimmungen dieser Verfügung sind,

wie Ew. pp. sich überzeugen werden, nur diejenigen Offiziere berücksichtigt, welche in preußischen Dienst treten, oder zur Erreichung höherer Bezüge den preußischen Fahneneid leisten wollen. Auf diejenigen Offiziere aber, welche nicht in preußischen Dienst treten wollen und deren Interesse Sr. Majestät dem Könige ausschließlich am Herzen liegt, ist gar keine Rücksicht genommen, und ebenso ist für die Unteroffiziere gar nichts geschehen.

„Damit ist also festgestellt, daß von Preußen diejenigen Bedingungen, welche Se. Majestät unter vollständiger Billigung des Lords Stanley für die generelle Entbindung Allerhöchstseiner Armee vom Fahneneide gestellt hatte, nicht erfüllt worden sind und nicht erfüllt werden sollen, und zugleich zweifellos constatirt, daß eine Regelung der Militärfrage auf der früher in Aussicht genommenen Basis unmöglich sei.

„Se. Majestät der König hat deshalb sich nicht bewogen finden können, seine Armee vom Fahneneide zu entbinden.

„Dagegen aber hat der König in Berücksichtigung der traurigen Lage der vermögenslosen Offiziere und Unteroffiziere beschlossen, allen Angehörigen Allerhöchstseiner Armee auf deren Gesuch den Abschied zu ertheilen, und zur Ausführung dieses Beschlusses

dem Generallieutenant von Arentschildt den abschriftlich angeschlossenen Befehl zugehen lassen.

„Se. Majestät haben damit bewiesen, wie sehr Allerhöchstdieselben sich lediglich von der Rücksicht auf das Wohl Ihrer Armeeangehörigen leiten lassen, indem sie jedem derselben die völlige Freiheit geben, sich unter den gegenwärtigen Zuständen nach seinen persönlichen Verhältnissen seine Existenz sichern zu können.

„Ew. pp. wollen dies dem Lord Stanley gegenüber unter Mittheilung der vorstehenden Thatsachen besonders hervorheben.

„Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. pp.

ganz gehorsamster

(Gez.) Dr. Lex."

Nach diesen Bestimmungen wurden denn auch die schwebenden Verhältnisse geordnet. Der König von Preußen, in Anerkennung der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Fahneneides, genehmigte, obgleich die Annexion schon erfolgt war, die nachträgliche Abschiedsertheilung des Königs Georg an diejenigen Offiziere, welche dieselbe nachsuchten, und der erhaltene Abschied mußte von denen, welche sich zum Eintritt in den preußischen Dienst meldeten, als Nachweis ihrer Be-

freiung von den Verpflichtungen des hannoverischen Fahneneides beigebracht werden. Der König handelte hierin, wie auch preußischerseits durch die angenommene, ja sogar geforderte nachträgliche Abschiedsertheilung an die frühern hannoverischen Offiziere anerkannt wurde, durchaus correct und würdig; seine Sache konnte es unmöglich sein, für seine Offiziere mit der preußischen Regierung vortheilhafte Bedingungen für deren Eintritt in den preußischen Dienst zu vereinbaren, und da die von ihm ernannte Commission für diejenigen, welche nicht in den preußischen Dienst treten wollten, nichts erreicht hatte, so blieb ihm kein anderer Entschluß übrig, als durch einen selbständigen Act jedem einzelnen in der Abschiedsertheilung die völlig freie Entschließung wiederzugeben.

Von gewisser Seite und zwar nicht von Preußen aus, wo man besonders in militärischen Kreisen die Haltung des Königs vollkommen begriff und würdigte, wurden die getroffene Maßregel und ihre Beweggründe lebhaft angegriffen und verdächtigt; man verbreitete in Hannover das Gerücht, der König habe sich jeder Befreiung seiner Offiziere von dem ihnen durch den Fahneneid auferlegten Gewissenszwang hartnäckig und eigensinnig widersetzt, und die Umgebung des Königs, der man ja gewohnt war, alles Misliebige schuld zu

geben, habe ihn in diesem Eigensinne bestärkt. Es erschienen in diesem Sinne Artikel in den hannoverischen Zeitungen und es wurde in diesen Artikeln besonders hervorgehoben, daß die nach Hietzing entsendeten Obersten und der als Berichterstatter der Commission abgeschickte General von dem Knesebeck nur mit großer Mühe und durch die energischsten Vorstellungen den König bewogen hätten, die Offiziere von ihrem peinlichen Gewissenszwange zu befreien.

Dem Könige lag nun vor allem daran, die Mitglieder seiner frühern Armee vollkommen über seine Gesinnungen und die Beweggründe seiner Entschließungen aufzuklären. Er dictirte daher ein ausführliches Referat über die stattgehabte Conferenz, und ich lasse dasselbe hier folgen, um jene Vorgänge, welche auch bis heute noch vielfachen Misdeutungen unterworfen sind, völlig klar zu stellen. Das mir vorliegende Concept des Referats ist vom Könige unterzeichnet; es wurden zahlreiche Abdrücke desselben hergestellt, welche der Rittmeister Volger und der Hauptmann von Düring als Zeugen unterschrieben und welche dann vertraulich unter die hannoverischen Offiziere vertheilt wurden, um diesen wenigstens keinen Zweifel über die Haltung ihres frühern Königs und Kriegsherrn zu lassen.

Jene vom Könige beglaubigte Darstellung lautete:

„In öffentlichen Blättern ſind über die Allerhöchſte Entſchließung Sr. Majeſtät des Königs, nach welcher jeder Offizier der hannoveriſchen Armee, welcher wegen ſeiner Verhältniſſe den Abſchied zu haben wünſcht, denſelben erhalten, und ebenſo jeder Armeeangehörige auf ſeinen Wunſch entlaſſen werden ſoll, völlig irrige Angaben verbreitet. Es iſt angegeben worden, die in Hietzing anweſende Deputation, beſtehend aus den Oberſten von Geyſo, Cordemann und von Stolzenberg, habe durch energiſche Vorſtellungen jene Entſchließung Sr. Majeſtät erreicht, gegen den Widerſtand des Grafen Platen, des Regierungsraths Meding, des Dr. Klopp und der Offiziere Rittmeiſter Volger und Hauptmann von Düring.

„Der wahre Sachverhalt iſt folgender:

„Se. Majeſtät der König, durchdrungen von der unanfechtbaren Rechtsbeſtändigkeit der in der Capitulation von Langenſalza für die hannoveriſche Armee ſtipulirten Bedingungen, hatte dem Generallieutenant von Arentſchildt unter Beirath einer Commiſſion befohlen, mit allen Rechtsmitteln zunächſt die Aufrechthaltung der Capitulationsbedingungen zu verſuchen.

„Als es zweifelhaft wurde, ob die auf andern

Gebieten bereits aufgehobene Capitulation von Langensalza in Bezug auf die Competenzen der Offiziere und Unteroffiziere gehalten werden würde, war Se. Majestät der König, Allerhöchstwelcher bei der Behandlung dieser ganzen Frage lediglich und ausschließlich von der Rücksicht auf das Wohl seiner Armee geleitet wurde, sogleich entschlossen, jeden Offizier und Unteroffizier durch Ertheilung des Abschiedes aus allem Gewissenszwange zu befreien und ihnen die freie Entschließung zu gestatten, ihre Zukunft ihren Verhältnissen gemäß zu wählen.

„Da es jedoch sehr im Interesse der Armee lag, vor allem denjenigen Offizieren und Unteroffizieren, welche nicht in preußische Dienste treten wollten, ihre Competenzen zu sichern, so war Se. Majestät der König auch bereit, eine generelle Eidesentbindung der Armee auszusprechen, wenn Preußen sich bündig verpflichten wollte, auf die Entschließungen der Offiziere und Unteroffiziere keinerlei Zwang auszuüben und denjenigen, welche nicht in preußische Dienste treten würden, ihre vollen Competenzen bis an ihr Lebensende als Pension zu belassen und sicherzustellen.

„Auf dieser Grundlage allein erhielt der Generallieutenant von Arentschildt und die Commission die

Autoriſation zu Verhandlungen und zwar nach ſehr genau beſtimmter Inſtruction.

„Die Commiſſion ſchickte den General von dem Kneſebeck nach Hietzing zu Sr. Majeſtät, um ſich eine allgemeine Vollmacht zu Verhandlungen mit Preußen zu erbitten, wobei es ſich nach den Erklärungen des Generals von dem Kneſebeck herausſtellte, daß es die Abſicht der Commiſſion war, weſentlich auch über den Uebertritt der hannoveriſchen Offiziere in die preußiſche Armee zu verhandeln.

„Se. Majeſtät der König ertheilte dieſe Vollmacht nicht, weil Allerhöchſtderſelbe zum Uebertritt ſeiner Offiziere in den preußiſchen Dienſt keinerlei Autoriſation oder Aufmunterung geben wollte, vielmehr die generelle Eidesentbindung ganz ausſchließlich nur dann auszuſprechen entſchloſſen war, wenn allen Offizieren, die nicht übertreten würden, die vollen Competenzen ohne Bedingung als Penſion geſichert werden würden. Der König erklärte dies dem General von dem Kneſebeck auf das beſtimmteſte, verbot alle Verhandlungen über den Uebertritt in den preußiſchen Dienſt, und ſendete dem General von Arentſchildt den gemeſſenen Befehl, ſich lediglich an die früher erhaltene Inſtruction zu halten.

„Nach den in Berlin gepflogenen Verhandlungen

machte der preußische Generalgouverneur eine königl. preußische Verordnung über die Grundsätze bekannt, nach welcher die preußische Regierung die Verhältnisse der hannoverischen Armee zu behandeln unwiderruflich entschlossen sei.

„Unmittelbar darauf erschienen bei Sr. Majestät die Obersten von Geyso, von Stolzenberg und Cordemann, um im Auftrage des Generallieutenants von Arentschildt und der Commission Bericht zu erstatten und Sr. Majestät Entschließungen einzuholen.

„Aus dem Vortrage der deputirten drei Obersten ergab sich, daß die Commission in Berlin in erster Reihe über den Uebertritt hannoverischer Offiziere verhandelt hatte, und Se. Majestät sprach darüber unverhohlen Allerhöchstsein Befremden und Misfallen aus. Obwol nun auch aus der Bekanntmachung des preußischen Generalgouverneurs klar hervorging, daß keine einzige der von Sr. Majestät gestellten Bedingungen auch nur annähernd erfüllt sei, beantragten die Deputirten dennoch auf das dringendste die generelle Eidesentbindung mit der Erklärung, daß dies der allgemeine Wunsch der Armee sei. Se. Majestät der König konnte aber, nach den von Allerhöchstdenselben streng festgehaltenen

Grundſätzen, nunmehr, — nachdem die Capitulation von Langenſalza unwiderruflich aufgehoben und keine Bedingung zu Gunſten der Nichtübertretenden erfüllt war, nichts anderes thun, als die generelle Eidesentbindung beſtimmt abzulehnen und den von Allerhöchſtdenſelben für einen ſolchen äußerſten Fall längſt vorgeſehenen Schritt der Ertheilung des Abſchiedes an jeden, der entlaſſen zu werden wünſchte, zu befehlen. Dies geſchah unter Beiſtimmung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen, Höchſtwelcher im Intereſſe der Armee den dringenden Wunſch ausſprach, daß eine allgemeine Eidesentbindung nicht erfolgen möge.

„Den Bitten der Commiſſionsdeputirten um generelle Eidesentbindung ſchloß ſich der Generaladjutant Oberſt Dammers an, während der Regierungsrath Meding, der Rittmeiſter Volger und der Hauptmann von Düring auf das entſchiedenſte die Maßregel vertheidigten, welche von Sr. Majeſtät dem Könige bereits vorgeſehen war, und nunmehr auch befohlen wurde.

„Der Staatsminiſter Graf Platen, welcher zur Zeit bei ſeiner Familie in Holſtein verweilte, und der Archivrath Klopp, welcher lediglich wegen der Geſchichtsvorträge bei Sr. königl. Hoheit dem Kron-

prinzen in Hietzing ist und mit der fraglichen Angelegenheit gar nichts zu thun hat, waren bei dieser Verhandlung gar nicht anwesend.

„Se. Majestät erließ hierauf das unten angeführte Allerhöchste Handschreiben an den Generallieutenant von Arentschildt, aus dessen nicht publicirtem Eingange die Gründe der Allerhöchsten Entschließung sich ergeben, und aus welchem klar hervorgeht, daß der Uebertritt hannoverischer Offiziere in den preußischen Dienst nicht der Wunsch Sr. Majestät sein kann.

„Dies ist der wahrheitsgemäße Hergang der Sache. Aus demselben ergibt sich, daß alle über die Angelegenheit in öffentlichen Blättern erschienenen Berichte tendenziöse Entstellungen der Wahrheit sind.

Genehmigt
G. R.

(Gez.) A. v. Düring. Hauptmann.

(Gez.) Volger. Rittmeister.“

Es liegt mir ganz besonders daran, daß gerade in Bezug auf diese Verhältnisse auf das historische Bild des in allen militärischen Ehrensachen so scrupulös gewissenhaften Königs kein Schatten falle, und ich bin überzeugt, daß nach den vorstehenden ausführlichen

Darlegungen niemand über die Beweggründe für die Haltung und den Entschluß des Königs im Zweifel sein kann.

Der König lehnte es ab, die Entbindung seiner Armee vom Fahneneide von irgendwelchen Rücksichten über die Vermögensrechte seines Hauses abhängig zu machen.

Er lehnte es ab, Bedingungen für den Eintritt in den preußischen Dienst zu vereinbaren.

Er versuchte, soviel an ihm lag, die Vortheile der Capitulation von Langensalza denjenigen zu sichern, welche keine preußischen Dienste nehmen wollten.

Endlich, als dies von seinen Bevollmächtigten nicht erreicht worden war, gab er durch die Abschiedsertheilung allen seinen Offizieren ihre Gewissensfreiheit in einer der Heiligkeit des Fahneneides entsprechenden Weise zurück, und dieses Verfahren fand die Billigung und Anerkennung der preußischen Regierung, obgleich dieselbe im allgemeinen nach der Annexion dem Könige die Ausübung staatsrechtlicher Souveränetätsrechte nicht mehr zugestand.

Der Rittmeister Volger richtete aber nun im Auftrage zahlreicher Kameraden an den König weiter die Frage, was Se. Majestät denselben für die Zukunft befehle und rathe; er erklärte, daß eine beträchtliche Anzahl von Offizieren fest entschlossen sei, weder in

der preußiſchen noch in einer andern Armee Dienſte zu nehmen, ſondern ſich zur Verfügung des Königs zu halten, wenn derſelbe ihrer Dienſte für die Zukunft bedürfen ſollte. Unter den ſo geſinnten Offizieren befänden ſich aber ſehr viele, welche die Mittel zu einer ſelbſtändigen, wenn auch noch ſo einfachen und beſchränkten Exiſtenz nicht beſäßen; ſie müßten alſo, wenn ſie ſich von andern Dienſten zurückhielten, entweder nach Amerika auswandern, oder ſich in anderer ihrem Stande nicht entſprechender und ihre Freiheit beſchränkender Weiſe die nöthigen Subſiſtenzmittel zu verſchaffen ſuchen. Der Rittmeiſter Volger bat deshalb den König um deſſen Erklärung, ob er für die Zukunft noch der Dienſte der ſich ihm zur Verfügung ſtellenden Offiziere bedürfe und ob er irgendetwas für deren materielle Exiſtenz thun wolle und könne.

Der König erklärte hierauf ſogleich, daß er dringend wünſche, ſich eine möglichſt große Anzahl ſeiner Offiziere für die Zukunft zu erhalten, da er entſchloſſen ſei, unermüdlich für ſein Recht einzutreten, und da er überzeugt ſei, daß eine Zeit kommen werde, in welcher er dies mit den Waffen in der Hand werde thun müſſen. Er erklärte ferner, daß er, obgleich ſeine Mittel beſchränkt ſeien, dennoch bereit ſei, alles, was er vermöge, zu thun, um die äußere Stellung der ihm

treu bleibenden Offiziere wenigſtens vor Mangel zu ſichern.

Es wurde darauf unter Berückſichtigung der dem Könige für den Augenblick zu Gebote ſtehenden beſchränkten Mittel feſtgeſtellt, daß jedem Offizier, der nicht ſeinen Abſchied nehmen, ſondern ſich für den Dienſt des Königs zur Verfügung ſtellen würde, ein jährliches Einkommen von 500 Thalern geſichert werden ſolle, und zwar in der Weiſe, daß der König für einen jeden die Differenz zuſchießen würde, welche ihm an der bezeichneten Summe fehle. Jeder Offizier ſollte den dazu vom Könige beſtimmten Vertrauensperſonen auf ſein Ehrenwort angeben, wieviel jährliche Einnahme er aus Vermögensrenten oder aus dem Ertrage irgendwelcher Beſchäftigung jährlich beziehe, und was nach dieſer Angabe an dem Jahresbetrage von 500 Thalern fehle, würde der König ihm zahlen laſſen, ſodaß alſo Offiziere, welche 500 Thaler und mehr Einnahmen hatten, vom Könige gar nichts erhielten, diejenigen aber, welche gar keine perſönlichen Einkünfte beſaßen und auch keine gewinnbringende Beſchäftigung finden konnten, Anſpruch auf die Zahlung der vollen Summe von 500 Thalern hatten. Der König vollzog eine Erklärung in dieſem Sinne, und der Rittmeiſter Volger übernahm es, in ganz vertraulicher Weiſe ſeinen Kame-

raden in Hannover von dieſer königlichen Entſchließung Mittheilung zu machen.

Es war eine nicht gar zu große Anzahl meiſt jüngerer Offiziere, welche infolge deſſen dem Könige zur Verfügung blieben. Die verfügbaren Mittel des Königs wurden dadurch nicht zu ſehr belaſtet, da gerade viele der wohlhabendern jungen Offiziere in dieſer Weiſe ſich dem Könige zur Dispoſition ſtellten und auch von den übrigen nur wenige ſo ganz ohne perſönliche Mittel waren, daß ſie den vollen Betrag des zugeſicherten Jahreseinkommens in Anſpruch nehmen mußten.

Selbſtverſtändlich nahmen dieſe Offiziere den Abſchied nicht und meldeten ſich auch nicht zu der von der preußiſchen Regierung angebotenen Penſionirung, ſie blieben vielmehr dem Könige durch den Fahneneid verbunden und waren verpflichtet, jeden Befehl ohne Rückſicht auf irgendeine Gefahr auszuführen. Dieſes kleine Corps war jedenfalls für alle Eventualitäten der Zukunft eine große Macht, denn mit einer Anzahl muthiger, begeiſterter, zu rückſichtsloſem Gehorſam entſchloſſener junger Leute wird oft das faſt unmöglich Scheinende ausführbar. Dies zeigte ſich auch in dieſem Falle vielfach in der überraſchendſten Weiſe. Das kleine Offiziercorps, über welches der König im

Stillen verfügte und welches mit militärischer Pünktlichkeit und Unerschrockenheit alle Dispositionen ausführte, bildete den Kern jener Agitation, welche während der nächsten Jahre die ganze Macht der preußischen Behörden in Hannover beschäftigte und deren Fäden sich dennoch immer wieder der schärfsten Ueberwachung entzogen. Es wurde im Königreiche Hannover ein geheimes Comité constituirt, welches im ganzen Lande seine Verzweigungen hatte und im Stande war, auf der Stelle jeden Befehl des Königs ausführen zu lassen.

An der Spitze dieser geheimen Regierung stand eine Persönlichkeit von großer Intelligenz und Gewandtheit, welche von einer Art Adjutantur von jungen, thätigen und entschlossenen Männern umgeben war. Jede Provinz hatte einen dirigirenden Chef und das ganze Land wurde dem System der preußischen Landwehr während der Napoleonischen Zeit entsprechend in zehn Arrondissements und vierzig Cantons eingetheilt, in welchen Offiziere und Unteroffiziere stationirt waren, welche nicht nur den Geist des Widerstandes in der Bevölkerung zu beleben und zu organisiren, sondern auch genaue Berichte über alles, was vorging, zu erstatten hatten. Das geheime Comité hatte seine Verbindungen in der Presse und disponirte auch über eine

nicht unbeträchtliche Anzahl von Beamten der Eisenbahn und der Telegraphie, sowie es auch seine Verzweigungen bis in die Bureaux der preußischen Regierung hinein ausdehnte.

Es waren ungefähr hundert Offiziere und tausend Unteroffiziere, welche auf diese Weise über das Land vertheilt wurden, und sie hatten auch besonders eine genaue Verbindung mit den alten Soldaten der hannoverischen Armee zu unterhalten, um denselben für den Fall, daß der König einmal zu den Waffen rufen sollte, sofort die nöthige Direction zu geben.

Als nun das Gesetz über die Einverleibung Hannovers in Preußen proclamirt und die preußische Besitzergreifung erfolgt war, erließ der König eine feierliche Protestation, welche an alle europäischen Mächte übersendet wurde, und zugleich eine Proclamation an die Hannoveraner, in welcher er erklärte, daß er an seinen Rechten unverbrüchlich festhalte, und seine Unterthanen aufforderte, ihm trotz der Ungunst der Zeit ihre Treue zu bewahren. Diese letztere Proclamation war vom Kronprinzen mit unterzeichnet; der Protest bei den europäischen Mächten trug die Contrasignatur des Grafen Platen als Minister des Auswärtigen. Beide Actenstücke sind in der damaligen Zeit öffentlich bekannt geworden, sie gehören der all-

gemeinen Geſchichte an und ich habe deshalb nicht nöthig, ihren Wortlaut in dieſen Aufzeichnungen noch einmal zu wiederholen.

Der Proteſt fand von ſeiten der Mächte, obwol deſſen Annahme nicht verweigert wurde, keine Beantwortung, wie ſich dies ja von ſelbſt verſtand; er ſollte auch eben nur eine Rechtsverwahrung ſein, um den von dem Könige eingenommenen Standpunkt öffentlich klar zu ſtellen. Was die Proclamation an die Hannoveraner betraf, ſo gab ſie Gelegenheit zu einer erſten Probeleiſtung des geheimen Comité, und die Probe fiel in der That überraſchend aus; denn die königliche Proclamation wurde in einer und derſelben Nacht im ganzen Königreiche Hannover faſt ohne Ausnahme an allen Kirchen und öffentlichen Gebäuden angeſchlagen und zugleich in zahlreichen Exemplaren auf die Straßen und Wege geworfen.

Die Bewegung im Lande war groß und in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet. Die Unzufriedenheit mit den neuen Verhältniſſen wurde durch manche entſchieden ungeſchickte Maßregel der untern Organe der preußiſchen Regierung genährt und verſtärkt. Denn während der König von Preußen der Deputation, welche bei ihm erſchienen war, um die Erhaltung einer ſelbſtändigen Exiſtenz Hannovers im Norddeutſchen

Bunde zu erbitten, ſehr ernſt und bewegt erklärt hatte, daß er nur ſchmerzlich widerſtrebend das als politiſch nothwendig Erkannte durchzuführen ſich gezwungen ſehe; während er ausdrücklich der treuen Liebe und Anhänglichkeit der Hannoveraner für die welfiſche Dynaſtie ſeine ehrende Anerkennung ausſprach, und gerade auf dieſe Anhänglichkeit die Hoffnung baute, daß künftig, wenn die Zeit der ſchmerzlichen Erſchütterung vorüber ſei, die Hannoveraner auch ſeinem Hauſe ebenſo viel Treue und Anhänglichkeit beweiſen würden, — gingen namentlich die untern preußiſchen Polizeibehörden mit kleinlichen und vexatoriſchen Maßregeln gegen die Kundgebungen der Trauer und der liebevollen Erinnerung an das Welfenhaus vor, indem ſie zum Beiſpiel mit großer Strenge die Bilder der königlichen Familie aus allen Schaufenſtern entfernen ließen. Dies reizte und erbitterte um ſo mehr, als gerade ein großer Theil derjenigen, welche ihre liebevoll wehmüthige Erinnerung an das Welfenhaus offen und deutlich zeigten, durchaus von jeder agitatoriſchen Abſicht frei war und ſich der neuen Ordnung der Dinge wenn auch in ſchmerzlicher Ergebung ruhig gefügt hätte. Viele von ihnen wurden durch die ſcharfen Maßregeln, welche man gegen auch an ſich unſchuldige Dinge ergriff, erbittert und der Agitation zuge-

führt. Das geheime Comité und die eigentlich conspiratorische Organisation hielt sich von jeden Demonstrationen sorgfältig fern und vermied jeden Conflict mit den preußischen Behörden.

Neben diesen kleinen erbitternden Maßregeln zeigte die preußische Regierung auf der andern Seite eine zu große, fast sorglose Sicherheit. Fast alle hannoverischen Polizeibeamten wurden auch in der zur Bekämpfung der welfischen Agitation aufgebotenen preußischen Polizei weiter verwendet, ja es wurden frühere hannoverische Soldaten zu solcher Dienstthätigkeit herangezogen und unter diesen manche, welche unmittelbar der geheimen Organisation angehörten; durch diese Organe gelangte die preußische Regierung nur selten in Besitz der Fäden, welche eine eigene neuorganisirte Polizei vielleicht in ihre Hände gebracht haben würde, während umgekehrt das geheime Comité auf das ausführlichste und genaueste schon vorher über alle zu treffenden Maßregeln unterrichtet war und regelmäßig darüber nach Hietzing Bericht erstattete. Es war die Einrichtung getroffen, daß auf anscheinend harmlose, Familienangelegenheiten oder kaufmännische Geschäfte betreffende Briefe, welche über Frankfurt am Main, München, ja selbst über Berlin nach Hietzing gelangten, die eigentlichen politischen Mittheilungen mit einer

chemischen Tinte geschrieben wurden, welche nur durch die Verdampfung einer besondern Flüssigkeit sichtbar wurde; außerdem waren selbst auf den Bureaux in Hietzing die in Hannover agirenden Persönlichkeiten unbekannt und wurden in den Berichten nur durch eine Ziffer bezeichnet, sodaß selbst in dem wenig wahrscheinlichen Falle der Entdeckung dieser geheimen Correspondenz die eigentlichen Fäden niemals bloßgelegt werden konnten.

Die Correspondenzen, welche bei verschiedenen Gelegenheiten in die Hände der preußischen Regierung geriethen und infolge deren auch mehrere Personen verhaftet und eine Reihe von Processen angestrengt wurden, berührten niemals den eigentlichen Kern der Sache; die Personen, welche man verhaftete, waren ohne Bedeutung, und ihre Thätigkeit war stets nur eine demonstrative gewesen. Es wurde streng das Princip festgehalten, daß jeder nur das wußte, was ihm zur Erfüllung seiner Aufgabe zu wissen absolut nöthig war, und der König selbst kannte in den meisten Fällen die Mittel und Wege nicht, durch welche seine Befehle zur Ausführung gebracht wurden.

So war denn nun alles vorbereitet, um den Riesenkampf, den der König beschlossen, aufzunehmen. Selten hat vielleicht eine tiefer greifende Veränderung stattge-

funden, als ſie uns, die wir das Schickſal des Königs zu theilen für unſere Pflicht hielten, in jener Zeit während des Laufes weniger Monate getroffen; aus den Dienern der legitimſten Monarchie waren wir plötzlich zu Verſchwörern geworden — von der ſichern und anerkannten Stellung in der Geſellſchaft waren wir herabgedrückt zu einer heimatloſen, verpehmten Exiſtenz, und unſere Thätigkeit im Dienſte des Königs, welche vor kurzem noch durch ehrende Anerkennung belohnt worden wäre, mußte uns nun auf jedem Schritt in Conflict mit den preußiſchen Strafgeſetzen bringen. Graf Platen konnte ſich in dieſe Veränderung nur ſchwer finden, ja er ſchien dieſelbe zuweilen kaum zu begreifen.

In den Bureaux in Hietzing entwickelte ſich ein bureaukratiſcher Geiſt, welcher auf mich einen wehmüthigen und komiſchen Eindruck zugleich machte. Es waren dort die verſchiedenen Reſſorts der Staatsverwaltung beibehalten und arbeiteten mit pedantiſcher Wichtigkeit weiter, als ob eben alles noch in der alten Ordnung ſei, was denn natürlich häufig zu kleinen Reibungen und Streitigkeiten Veranlaſſung gab, da die einzelnen Abtheilungen dieſer Regierung in partibus nicht wenig eiferſüchtig auf ihre Reſſortcompetenz waren. Der König ſelbſt faßte ſeine Lage am klarſten

auf; obwol er an seinem legitimen Rechte unerschütterlich festhielt und auch im Princip die ununterbrochene Continuität seiner Regierungsautorität bewahrt wissen wollte, begriff er doch vollkommen, daß der Kampf, den er unternommen, in ganz anderer Weise und mit durchaus andern Mitteln geführt werden müsse, als dies ein in anerkannter Ausübung seiner Regierung stehender Souverän hätte thun können.

Die Mittel des Königs für diesen Kampf waren fast hoffnungslos, dennoch aber ließ er den Muth nicht sinken und wurde keinen Augenblick in seinem Entschlusse schwankend.

Er besaß der gewaltigen Macht der preußischen Regierung gegenüber nichts als eine Hand voll treu ergebener und zu jedem Wagnisse bereiter Offiziere, seine finanziellen Mittel beschränkten sich in jenem Augenblick auf die verfügbaren und allmählich in Sicherheit gebrachten Bestände der Kron- und Chatoullekasse, welche allerdings immerhin noch bedeutend genug waren und jedenfalls für so lange ausreichten, bis die eingeleiteten Verhandlungen zu einer Herausgabe des gesammten königlichen Vermögens an den König oder an die Agnaten geführt haben würden.

Es kam nun darauf an, den verbindenden Faden mit der großen europäischen Politik und dem Gange

der Weltgeschichte herzustellen, und nachdem mit dem Ende des Jahres 1866 die Verhandlungen über die künftige Stellung der hannoverischen Armee in der vorher ausgeführten Weise ihren Abschluß erreicht hatten, befahl mir der König, nunmehr nach Paris zu gehen, um dort seine Sache zu vertreten und den Gang der Ereignisse zu überwachen.

Damit begann denn jene Zeit des wundersamen politischen Spiels, in welchem der Kaiser Napoleon bald auf die eine, bald auf die andere Weise bemüht war, die besten Karten in seine Hand zu bringen, und in welchem er dennoch endlich in unbegreiflicher Verblendung alle Atouts seinem Gegner auslieferte, seine Krone verlor und in der Hand der Vorsehung zum Werkzeuge wurde, das neue Deutsche Reich aufzurichten, das in großer nationaler Einigung bestimmt ist, alle schmerzlichen Gegensätze zu versöhnen und die wehmüthigen und bittern Erinnerungen der Vergangenheit in eine große und glückliche Zukunft hinüberzuführen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der deutsche Krieg von 1866.

Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt

von

Heinrich Blankenburg.

Mit Karten und Plänen. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Die großen Vorzüge, welche Blankenburg's Darstellung des deutsch-österreichischen Krieges, abgesehen von der geistvollen Auffassung und klaren, übersichtlichen Gruppirung des Stoffs, auch vor den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalstäbe voraushat, liegen darin, daß sie ebenso den Militär von Fach befriedigt, wie die diplomatische Action und den zeitgeschichtlichen Standpunkt zur Geltung bringt, namentlich aber, daß der Verfasser bei allem Streben nach Objectivität doch den Personen, Verhältnissen und Thatsachen gegenüber eine freimüthige, unbefangene Kritik übt.

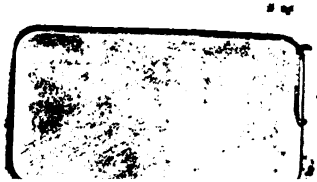
Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.

während des Wiener Congresses.

Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von **G. Pallain.**

Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von **Paul Bailleu.**

8. Geh. 8 M. Geb. in Halbleder 10 M.

Zum erstenmale werden hier die Briefe veröffentlicht, in welchen der Abgesandte Frankreichs beim Wiener Congreß, Fürst Talleyrand, über den Gang der Verhandlungen sowie über die am Congreß betheiligten Persönlichkeiten seinem König direct Bericht erstattete. Sie sind eine äußerst werthvolle Quelle geschichtlicher Kunde und insbesondere für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Die deutsche Ausgabe hat durch das orientirende Vorwort und die sachkundigen Anmerkungen des Bearbeiters noch erhöhten Werth erhalten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.